Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft

dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1891.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

H. Schliemann

Druck: [illegible]

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft

dargestellt von

Dr. Carl Schuchhardt,
Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 7 Karten und Plänen und 321 Abbildungen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1891.

Meinem Lehrer und Freunde

Friedrich von Duhn,

Professor der classischen Archäologie zu Heidelberg,

gewidmet.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Anregung zu dem vorliegenden Buche ist von der Verlagshandlung ausgegangen. Dieselbe verfolgte das Ziel, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen in objectiver Darstellung einem möglichst großen Leserkreise zugänglich zu machen.

Die Ausführung wurde mir schon im Jahre 1886 übertragen, als ich noch, bei den pergamenischen Ausgrabungen beschäftigt, in Kleinasien weilte. Ich hatte so den Vortheil, während jener Zeit und im Laufe fast des ganzen folgenden Jahres an Ort und Stelle die Studien für die bevorstehende Arbeit machen und in beständigem lebhaften Verkehr mit den in Betracht kommenden Persönlichkeiten mich auch über alles das, was weder aus Büchern noch aus den Denkmälern zu erfahren war, unterrichten zu können. Das Buch ist dann in Athen begonnen, in Berlin und Rom weiter geführt und in Hannover beendigt worden. Aus diesem vielfachen Wechsel des Aufenthalts und der Stimmung erklären sich manche Ungleichheiten der Darstellung, die ich mir selbst nicht verhehle.

Die Aufgabe war eine schwierige, weil die Fragen, welche Schliemann's Thätigkeit hervorgerufen hat, gerade zur Zeit noch in voller Gärung sich befinden und das Bild der von ihm aufgedeckten ältesten Cultur auf griechischem Boden durch die

fortgesetzten Ausgrabungen der Griechen alle Jahre um neue wichtige Züge bereichert wird. Aber sie war zugleich eine dankbare, denn der Versuch, aus den gefundenen Denkmälern Aufklärung zu schöpfen über die thatsächlichen Verhältnisse im ältesten Griechenland, zu erfahren, wie die Länder und Völker, welche Homer schildert, in Wirklichkeit beschaffen waren, konnte auf das Interesse aller derer rechnen, denen nur je die alten Heldenlieder zu Herz und Sinn gesprochen haben. In der That liegt heute die Sache so, daß jede Erörterung über den Ursprung und den thatsächlichen Gehalt der homerischen Gedichte, sowie über den Ursprung des griechischen Volkes selbst und seiner Cultur die Funde der Schliemann'schen Ausgrabungsstätten als ihr vornehmstes Forschungsmaterial betrachten muß.

Da dieses Material von den meisten Fachleuten bisher mit einer gewissen heiligen Scheu behandelt worden war, ergaben sich im Laufe der Arbeit leicht eine Reihe neuer Gesichtspunkte, welche der zuständigen Kritik hoffentlich nicht als allzu verfehlt erscheinen werden. In andern Theilen freilich, wie besonders in der Beschreibung der Bauten von Tiryns, war kaum etwas anderes zu geben als ein Auszug aus den schon vorliegenden trefflichen Bearbeitungen.

Zur Illustration wurde aus den Abbildungen der Schliemann'schen Bücher eine geeignete Auswahl getroffen, darüber hinaus aber noch eine größere Anzahl von Abbildungen angefertigt, um den neuen Gesichtspunkten und neuen Entdeckungen Rechnung zu tragen. Dieselben sind zum Theil nach schon vorliegenden Veröffentlichungen, zum Theil nach Photographien oder meinen im atheniſchen Museum gemachten Skizzen hergestellt worden. Das am Schluß zusammengestellte Verzeichniß aller Abbildungen gibt die Quelle für jede einzelne derselben an und weist so zugleich denjenigen, welche sich über die

behandelten Gegenstände näher zu unterrichten wünschen, nach, wo dies geschehen kann.

Wir hoffen, daß das Buch nicht blos in akademischen Kreisen zu einer allgemeinern Würdigung und Verarbeitung des großen Stoffes anregen, sondern vor allem auch den Schulen und dem großen gebildeten Publikum eine klarere Anschauung von den wahren und in der That hochwichtigen Ergebnissen der Lebensarbeit eines vielgefeierten, aber auch vielverkannten Mannes verschaffen werde.

Hannover, 1. November 1889.

Carl Schuchhardt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Zwischen dem Erscheinen der ersten und der zweiten Auflage liegt eine neue Orientreise des Verfassers, auf der er Ende April 1890 acht Tage den letzten Ausgrabungen Schliemann's beiwohnen und nachher während drei Wochen in Athen, Mykenä, Tiryns, Nauplia, Eleusis Altes wieder durchmustern und Neues kennen lernen konnte.

Der Zuwachs, welchen das Buch erfahren hat, liegt hauptsächlich in der neuen Abbildung von Einzelheiten der Kuppelbauten (Abb. 145, 146, 317—320), der Grabstelen (155—157), der Dolchklingen (238, 285—287), der Abbildung und Besprechung der neuen Funde (307—316), sowie einer Reihe verschiedener Einzelheiten (28, 33, 39, 87, 88, 137, 138, 248, 297—299). Auch ist das Schlußkapitel fast ganz neu geschrieben worden, weil die Erkenntniß einer unter den mykenischen Erzeugnissen überall gleichartig ausgebreiteten ältern Culturschicht, welche den Nährboden für die organische Entwickelung jener abgegeben hat, den Charakter der mykenischen Kunst, wie ihrer Träger schärfer zu fassen erlaubte. Am Schluß ist ein Register beigefügt worden, das vielen willkommen sein wird.

Möge das Buch auch ferner sich gute Freunde erwerben und der Sache des großen Entdeckers, der leider zu früh dahingegangen ist, zu immer allgemeinerer Anerkennung verhelfen.

Hannover, 18. August 1891.

Carl Schuchhardt.

Inhalt.

Seite

Vorwort zur ersten Auflage VII
Vorwort zur zweiten Auflage X

Erstes Kapitel: Schliemann's Leben. . . . 1

Zweites Kapitel: Troja.

1. Geschichte und Topographie 27
2. Allgemeines über die Grabungen auf Hissarlik 46
3. Die älteste Stadt. 50
4. Die Bauten der zweiten Stadt, des homerischen Troja . . . 60
5. Die Einzelfunde der zweiten Stadt 75
6. Die dritte Ansiedelung 99
7. Das griechisch-römische Ilion. 102
8. Die Grabhügel in der Skamander-Ebene. 108
9. Troja und seine Bewohner. 113

Drittes Kapitel: Tiryns.

1. Lage und Geschichte. Verhältniß zu Mykenä 117
2. Mauern und Thore. 121
3. Der Palast 130
4. Die Einzelfunde 151

Viertes Kapitel: Mykenä.

1. Lage und Befestigung der Burg 166
2. Unterstadt. Kuppelgräber 174
3. Die Schachtgräber in ihrem äußern Befunde 183
4. Die Grabstelen. 199
5. Das erste und dritte Grab. 209
6. Das zweite Grab. 246

Seite
7. Das vierte Grab 251
8. Das fünfte Grab 293
9. Das sechste Grab 312
10. Verhältniß der Gräber zueinander 315
11. Schliemann's Funde außerhalb des Gräberrundes 318

Fünftes Kapitel: Mykenä. Amyklä. Fortsetzung der Ausgrabungen durch die Griechen.

1. Der Palast zu Mykenä 328
2. Die Volksgräber in der Unterstadt 339
3. Amyklä 345

Sechstes Kapitel: Kleinere Ausgrabungen Schliemann's.

1. Orchomenos 352
2. Ithaka 359

Siebentes Kapitel: Die griechische Heldenzeit historisch betrachtet 368

Berichtigungen und Nachträge 390
Verzeichniß der Abbildungen 391
Register 399

Erstes Kapitel.

Schliemann's Leben.

Die Art, wie Schliemann gegraben und geforscht hat, hängt so eng zusammen mit der Persönlichkeit des Mannes, daß man mehr als bei irgendeinem andern sein Werden verfolgt haben muß, um sein Handeln richtig zu verstehen. Seiner Abstammung aus einem mecklenburgischen Pfarrhause verdankte er zwei echt niedersächsische Eigenschaften: einen gesunden Idealismus, aus dem sich bei ihm der rastlose Trieb nach Bildung und Wissen entwickelte, und die Zähigkeit des Willens, mit der er das immer höher aufrückende Ziel verfolgte, mit der er Mittel auf Mittel fand, um die in immer wechselnden Gestalten auftretenden Hindernisse zu überwinden. So war er schließlich der vielgewandte Mann geworden, der für den Fernerstehenden schwer zu beurtheilen war, weil schwärmerische Begeisterung und kluge Berechnung bei ihm dicht nebeneinander lagen. In dem so seltenen, ja einzigen Zusammentreffen dieser Eigenschaften liegt das Geheimniß von Schliemann's Erfolgen. Sein unerschütterlicher Glaube an die Thatsächlichkeit der homerischen Schilderungen führte die großen Entdeckungen herbei, und die glatte Abwickelung des geschäftlichen Theils der Sache, die Pünktlichkeit, mit der nach jeder größern Unternehmung auch ein größeres Buch über dieselbe erschien, mußte gerade in unserer Zeit, wo wir, je umfassender die Unternehmungen werden, desto längere Jahre auf die Vorlegung des zu Tage

geförderten Studienstoffes zu warten uns gewöhnen, dafür sorgen, daß Schliemann's Name immer in aller Munde war und heute für das größere Publikum eigentlich die ganze Archäologie beherrscht.

Für seinen Lebenslauf bietet uns die von ihm selbst gegebene Darstellung in seinem größten Werke „Ilios" die Hauptanhaltspunkte.

Heinrich Schliemann wurde am 6. Januar 1822 zu Neu-Buckow in Mecklenburg als Sohn eines Pfarrers geboren. Schon im folgenden Jahre siedelte die Familie nach dem Dorfe Ankershagen über, und hier empfing während des folgenden achtjährigen Aufenthalts die Phantasie des Kindes ihre ersten lebhaften Eindrücke. „In unserm Gartenhause", erzählt Schliemann, „sollte der Geist von meines Vaters Vorgänger umgehen; und dicht hinter unserm Garten befand sich ein Teich, das sogenannte Silberschälchen, dem um Mitternacht eine gespenstische Jungfrau, die eine silberne Schale trug, entsteigen sollte. Außerdem hatte das Dorf einen kleinen von einem Graben umzogenen Hügel aufzuweisen, wahrscheinlich ein Grab aus heidnischer Vorzeit, ein sogenanntes Hünengrab, in dem der Sage nach ein alter Raubritter sein Lieblingskind in einer goldenen Wiege begraben hatte." Die Hauptsache aber war ein altes Schloß, in dem einst der alte Ritter Henning von Holstein, vom Volke Henning Bradenkirl genannt, gehaust hatte. Bei dem nahegelegenen „Wartensberg" sollte der böse Ritter einst dem Herzog von Mecklenburg aufgelauert haben; nach mislungenem Attentate aber wurde er von diesem in seinem Schlosse belagert, und dort zeigte man noch den dicken Thurm, neben welchem er, als an kein Entrinnen mehr zu denken war, alle seine Schätze vergraben hatte. An der Schloßwand befand sich das Reliefbild und auf dem Kirchhofe das Grab von Henning Bradenkirl, aus welchem jahrhundertelang sein linkes, mit einem schwarzen Seidenstrumpfe bekleidetes Bein immer wieder herausgewachsen war. Alle diese Geschichten wurden von Küster und Todten-

gräber hoch und theuer beschworen und von dem empfänglichen Kindergemüthe getreulich geglaubt.

Schliemann erzählt uns dann, daß, nachdem ihm vom Vater öfter die Geschichte des Unterganges von Pompeji und Herculanum und der Verlauf des trojanischen Krieges lebhaft geschildert worden war, er im Jahre 1829 eine Weltgeschichte für Kinder zu Weihnachten bekam, in welcher das Bild des brennenden Troja, mit seinen ungeheuern Mauern und dem skäischen Thore, mit dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, ihm den tiefsten Eindruck machte und den sehnlichen Wunsch erweckte, jene Gegenden zu besuchen und zu sehen, was von der alten Herrlichkeit noch übrig sei. Da er bei seinen Gespielen wenig Verständniß für solche Schwärmereien fand, schloß er sich um so mehr an eine gleichgestimmte kleine Altersgenossin, Minna Meincke, an, die, wie er sagt, mit ihm einig wurde, daß sie später sich heirathen und zusammen Troja ausgraben wollten.

Als der Knabe neun Jahre alt war, starb die Mutter, und da die Familie sieben Kinder zählte, wurde die Erziehung schwierig. Heinrich kam zu seinem Onkel, der Prediger in Kalkhorst war, und genoß hier ein Jahr lang den vortrefflichen Unterricht eines Candidaten. Bereits Weihnachten 1832 konnte er seinen Vater mit einem lateinischen Aufsatze über die Hauptereignisse des trojanischen Krieges erfreuen. Bald darauf trat er auf dem Gymnasium zu Neustrelitz in die Tertia ein. Aber traurige Familienverhältnisse machten einen Verzicht auf die gelehrte Laufbahn nöthig. Schon nach drei Monaten wurde das Gymnasium mit der Realschule vertauscht, und nach deren Absolvirung trat Schliemann im Frühling 1836, also im Alter von 14 Jahren, in ein kleines Krämergeschäft des Städtchens Fürstenberg als Lehrling ein. Hier bestand seine Thätigkeit in dem Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Oel, Talglichtern u. s. w., in dem Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, in dem Ausfegen des Ladens und ähnlichen

schönen Dingen. Von morgens früh bis abends spät mußte er im Laden stehen und konnte so keine Stunde für seine geistige Fortbildung erübrigen. Schliemann erinnert sich aus dieser Zeit eines bezeichnenden kleinen Vorfalles. Eines Abends kam ein Müllerknecht zu ihm in den Laden, der aus bessern Verhältnissen stammend einst ein Gymnasium besucht hatte, dann aber heruntergekommen war und jetzt auch dem Glase allzu sehr zusprach. Aber bei dem allen hatte er seinen Homer nicht vergessen. „An jenem Abend", erzählt Schliemann, „recitirte er uns nicht weniger als hundert Verse dieses Dichters und scandirte sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort davon verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich, und heiße Thränen entlockte sie mir über mein unglückliches Geschick. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen."

Fünf und ein halbes Jahr hat Schliemann in dieser Stellung geschmachtet, bis er eines Tages beim Aufheben eines Fasses sich überanstrengte, Blut spie und die Arbeit einstellen mußte. Er ging zu Fuß nach Hamburg und versuchte in verschiedenen Materialwaarengeschäften neue Beschäftigung zu finden, aber seine schwache Brust ließ ihn überall nicht lange brauchbar erscheinen. Voller Verzweiflung verdang er sich schließlich als Schiffsjunge, verkaufte seinen einzigen Rock, um sich für die Fahrt eine wollene Decke anzuschaffen, und schiffte sich am 28. November 1841 an Bord der Brigg „Dorothea" nach Venezuela ein. Aber der liebe Gott meinte es nicht so böse mit ihm, wie es den Anschein hatte. An der holländischen Küste scheiterte das Schiff; die Mannschaft wurde nach neunstündigem Umhertreiben in einem kleinen Boote gerettet, und während die übrigen bei dem Schiffbruch alles eingebüßt hatten, wurde gerade Schlie-

mann's Koffer mit seinen wenigen Habseligkeiten wieder aufgefischt. Er hielt es nun für seine Bestimmung, in Holland zu bleiben, und sollte dort in der That den Grundstein zu all seinem spätern Glücke legen.

Das erste Jahr ging es ihm freilich noch nicht glänzend. Er hatte sich nach Amsterdam gewandt und war Comptoirdiener in dem Waarengeschäfte von F. C. Quien geworden. Als solchem lagen ihm alle Laufereien in der Stadt ob, das Einkassiren der Wechsel und das Besorgen der Briefe von und nach der Post. Aber er machte sich die völlige geistige Muße, welche diese Thätigkeit ihm gewährte, zu Nutze und suchte sich fortzubilden, wo er ging und stand. „Niemals", sagt er, „machte ich meine Gänge, selbst bei Regen, ohne mein Heft in der Hand zu haben und auswendig zu lernen; niemals wartete ich an der Post, ohne zu lesen oder im Geiste einen Aufsatz zu recapituliren." So lernte er in einem halben Jahre Englisch und in einem weitern halben Jahre Französisch, indem er von seinem geringen Gehalte von 800 Franken noch die Hälfte für geistige Bedürfnisse zu erübrigen verstand. Die Art, wie er bei dieser Sprachenerlernung vorging, ist charakteristisch für sein Streben, immer auf dem denkbar kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen. Mit grammatischen Regeln gab er sich nicht ab, machte auch keine Uebersetzungen, sondern las nur viel mit lauter Stimme und machte dazu kleine Aufsätze, die vom Lehrer corrigirt und dann auswendig gelernt wurden. Auf diese Weise wurde vor allen Dingen das Gedächtniß gestärkt, und Schliemann's Gedächtniß ist in der That immer ein ganz phänomenales gewesen. Er war nach jenem einen Jahre so in Uebung gekommen, daß er für jede der nächsten Sprachen, welche erlernt wurden: Holländisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch, nur sechs Wochen gebrauchte.

Ueberdruß an der mechanischen Beschäftigung seiner untergeordneten Stellung und infolge dessen Vernachlässigung derselben machten ihm wie seinen Vorgesetzten einen Wechsel

erwünscht. Am 1. März 1844 wurde Schliemann als Correspondent und Buchführer von B. H. Schröder u. Comp. in Amsterdam engagirt, und damit kam er in ein Haus, das ihn in die große Welt des Handels einführen konnte. Hier fand sein Eifer auch volle Würdigung und warme Förderung. Dankbar hat Schliemann immer seinen damaligen Chef als den Urheber aller spätern Erfolge gepriesen, und noch im Sommer 1889 besuchte er den würdigen alten Herrn, der in Hannover in stiller Zurückgezogenheit lebte und nur um ein Weniges seinem großen Schüler zur ewigen Ruhe vorausgegangen ist.

Unter eigenthümlichen Verhältnissen trieb Schliemann jetzt Russisch. Da kein Lehrer dieser Sprache in der Stadt zu finden war, lernte er allein die russische Uebersetzung des „Telemach" auswendig, und um doch jemand zu haben, dem er das Gelernte hersagen könnte, miethete er einen armen Juden, der allabendlich die russischen Vorträge anhören mußte, von denen er kein Wort verstand. Der Jude hielt das aus, für 4 Franken die Woche; aber die Mitbewohner des Hauses, welche bei den dünnen holländischen Zimmerdecken ebenfalls jedes Wort mit anhören mußten, fühlten sich dazu nicht verpflichtet, sodaß der eifrige Jüngling zweimal während dieser Lernzeit umziehen mußte. Seine Vorgesetzten legten an die neue Errungenschaft einen wohlwollendern Maßstab und sandten Schliemann im Anfang des Jahres 1846 als Agenten nach Petersburg. Nun kam er rasch voran. Bereits im ersten Jahre hatte er solche Erfolge zu verzeichnen, daß er daran denken konnte, den ersten der alten Kinderpläne zur Ausführung zu bringen und Minna Meincke heimzuführen. Aber zu seinem Schmerze erfuhr er, daß die erste Freundin seines Herzens gerade vor wenigen Wochen mit einem andern den unlöslichen Bund geschlossen habe. Er war Idealist genug, um solchen Lauf der Welt als „das schwerste Schicksal, das ihn überhaupt treffen konnte", zu empfinden, aber auch gesund genug, um jetzt nur desto eifriger sich in die Arbeiten seines Berufs zu stürzen. Schon 1847 gründete er ein

eigenes Handelshaus in Petersburg und blieb dabei noch Agent für B. H. Schröder u. Comp. in Amsterdam, welche er im ganzen elf Jahre vertreten hat. Er trieb fast ausschließlich Indigohandel und hat erst später sich vorübergehend auch mit Thee befaßt. Gelegentlich einer Reise nach Californien im Jahre 1850 erwarb er ohne sein Zuthun das amerikanische Bürgerrecht. Californien wurde nämlich am 4. Juli jenes Jahres zum Staat erhoben und alle, welche an diesem Tage den Boden des Goldlandes unter ihren Füßen hatten, wurden dadurch ohne weiteres Bürger der Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1852 gründete Schliemann eine Filiale seines Hauses in Moskau. In den folgenden Jahren brachten gerade die Schwierigkeiten des Krimkrieges ihm, der mit seiner nie versagenden Findigkeit und seinen vortrefflichen Beziehungen diesen Schwierigkeiten ganz anders als andere beizukommen wußte, große Vortheile. Und dabei half denn hier und da noch ein ausgesprochener Glücksfall. So lagen am 4. October 1854 für Schliemann Waaren im Werthe von 150000 Thalern, welche Summe damals sein ganzes Vermögen ausmachte, bei Meyer u. Comp. in Memel, deren massive Speicher an jenem Tage in einer die ganze Stadt einäschernden Feuersbrunst vernichtet wurden. Schliemann's Waare allein entging dem Verderben, da sie, wegen Ueberfüllung jener Speicher, an der Nordseite der Stadt in einem hölzernen Schuppen untergebracht worden war und der herrschende Nordsturm von diesem die Flammen fernhielt. Diese glücklich verschont gebliebenen Waaren verkaufte Schliemann nun natürlich um so vortheilhafter, „ließ dann den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbehölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel und Blei) und konnte so, da die Kapitalisten Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen und im Laufe eines Jahres sein Vermögen mehr als verdoppeln."

So ging es dann fort, bis Schliemann im Jahre 1858

genug erworben zu haben glaubte, um von nun an ganz seinem Lieblingsstudium, der Alterthumswissenschaft, zu leben. Schon die letzten zwei Jahre, von der Beendigung des Krimkrieges an, hatte er sich mit der altgriechischen Sprache beschäftigt, was er früher nicht zu thun gewagt hatte aus Furcht, der Zauber der melodischen Laute Homer's könnte ihn ganz einnehmen und von seinem Handelsberuf, der doch noch nicht abgeschlossen werden durfte, abziehen. Jetzt unternahm er zunächst eine große Reise durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Aegypten, und war eben in Athen und im Begriff, sich mit dem Boden Ithakas vertraut zu machen, als ein Proceß ihn nach Petersburg zurückrief und dort auch für mehrere Jahre fesselte. Er nahm deshalb seine Handelsbeziehungen in jener Stadt zeitweilig wieder auf und trieb die Geschäfte in größerm Umfange als je zuvor, nicht blos in Indigo, sondern nun auch in Baumwolle und in Thee. Allein vom Mai bis October 1860 importirte er für 10 Millionen Mark Waaren. Als endlich im December 1863 der Proceß zu Schliemann's Gunsten entschieden wurde, liquidirte er endgültig sein Geschäft, zu dem er dann auch nicht mehr zurückgekehrt ist.

Im Frühling 1864 trat Schliemann eine Weltreise an, deren Hauptstationen Karthago, Indien, China, Japan, San-Francisco, Neuyork, Paris bildeten. Auf der funfzigtägigen Ueberfahrt von Japan nach Amerika entstand das erste Buch „La Chine et le Japon", das im folgenden Jahre in Paris erschien. In dieser Stadt ließ Schliemann sich dann dauernd nieder, hauptsächlich mit dem Studium der Archäologie beschäftigt. Im Sommer 1868 besuchte er zum ersten mal die classischen Stätten, welche später die Quellen seines Weltruhms werden sollten, und veröffentlichte darüber 1869 deutsch und französisch eine Reisebeschreibung unter dem Titel „Ithaka, der Peloponnes und Troja". In diesem Buche hat er bereits die beiden Hauptgesichtspunkte ausgesprochen, welche ihn bei den spätern Ausgrabungen leiteten und zu seinem merkwürdigen Erfolge führten:

betreffs Mykenä glaubte er aus der Beschreibung des Periegeten Pausanias (II, 16, 4), unsers antiken Baedeker, schließen zu müssen, daß die Gräber der Atriden nicht außerhalb, sondern innerhalb des Burgringes gelegen hätten, und Troja, welches die hervorragendsten Gelehrten und Reisenden damals, wenn sie seine jemalige Existenz überhaupt zugaben, tief im Lande auf der Höhe des Balidagh bei Bunarbaschi gelegen glaubten, nahm er an der Stelle des neuen historischen Ilion auf dem jetzt Hissarlik genannten Hügel in der Nähe des Meeres an. Mit diesem Buche und einer griechisch geschriebenen Abhandlung erwarb Schliemann gleich darauf in Rostock die Doctorwürde. Dann ging er wieder auf Reisen und brachte das Jahr 1869 fast ganz in den Vereinigten Staaten zu.

Im folgenden Jahre aber begann er das Hauptwerk seines Lebens, die Ausgrabung von Troja. Im April 1870 wurde der erste Spatenstich auf Hissarlik gethan. Es war nur eine Versuchsgrabung, welche feststellen sollte, wie tief die wegzuräumende Schuttanhäufung auf dem Hügel sei. Als erst in 16 Fuß Tiefe die erste alte Mauer zu Tage kam, war es klar, daß sehr umfassende Arbeiten nothwendig sein würden, um die alte Stadt aufzudecken, und für solche mußte vorher von der türkischen Regierung die Erlaubniß eingeholt werden, die bei den damaligen unruhigen Weltverhältnissen sich natürlich sehr verzögerte. Erst im September 1871 traf sie ein und am 27. desselben Monats begab sich Schliemann mit seiner jungen Frau Sophie, einer Griechin, mit der er sich zwei Jahre zuvor in Athen verheirathet hatte, nach den Dardanellen. Da, wie gewöhnlich in solchen Dingen, noch allerhand Schwierigkeiten bei den Localbehörden zu überwinden waren, konnten die Grabungen erst am 11. October ihren Anfang nehmen, und auch dann brachten sie für diesmal nur wenig Frucht, da die Vorbereitungen sich als unzureichend erwiesen gegenüber den von Woche zu Woche steigenden Anforderungen. Um in dem gewaltigen Graben, der am Nordrande des Hügels geschlagen war, einigermaßen vorwärts zu kommen,

mußten 80 Arbeiter angestellt werden; für dieselben waren aber nebst Spitzhauen nur hölzerne Schaufeln zur Verfügung, und nur acht Schubkarren wirkten bei der Fortschaffung des Schuttes mit, alles übrige mußte in Körben an den Abhang getragen werden. Dazu waren Schliemann und seine Frau auf ein elendes Quartier in dem benachbarten Dorfe Tschiblak angewiesen, in welchem es kaum Häuser gibt, die sich über den Charakter von Ställen erheben. Als somit bei Einbruch des Winters am 24. November die Arbeiten geschlossen werden mußten, hatte man als Ergebniß derselben, in der obern Trümmerschicht, nur ein hellenistisches Gebäude aufzuweisen, das nach dem Ausweis mehrerer dabei gefundener Inschriften wahrscheinlich das Bouleuterion, das Rathhaus von Neu-Ilion, gewesen war, und weiter unten bis zu einer Tiefe von 10 m verschiedene Hausmauern aus rohen Ziegeln mit zahlreichen steinernen Werkzeugen.

Durch diese ersten Erfahrungen gewitzigt ließ Schliemann sich während des Winters eine große Anzahl englischer Schubkarren, Spitzhauen und Spaten kommen und fing nun im März 1872 die Sache weit ernstlicher an. Zunächst hatte er sich die Mitwirkung eines Ingenieurs gesichert; ferner engagirte er drei Aufseher, welche die verschiedenen Gruppen der Arbeiter, deren Zahl immer 100—150 betrug, anleiteten, und schließlich wurde nun auch für ein ordentliches Unterkommen gesorgt, indem auf der Burg selbst ein hölzernes Haus mit drei Zimmern und daneben ein Magazin und eine Küche gebaut wurden. Die Grabungen wurden in der Weise fortgeführt, daß man in der Richtung von Norden nach Süden eine Plattform von der großen Breite von 233 Fuß in den Hügel hineintrieb; da sich aber herausstellte, daß diese noch lange nicht den Urboden erreichte, wurde in ihr noch ein breiter Graben angelegt. Alle Mauern der obern Schichten, die diesen Strich durchquerten, wurden rücksichtslos weggeschlagen, damit das Unterste, Letzte, welches das wahre Troja sein mußte, zu Tage gelegt werden konnte. Die Grabungen wurden bis weit in den heißen Sommer hinein

fortgesetzt und erst am 14. August geschlossen. Aber zu einem befriedigenden Ergebniß hatten sie trotzdem nicht geführt. Bei der ungeheuern Tiefe, die zu überwinden war, hatte man sich fast ganz auf die Anlegung des großen Grabens beschränken müssen. In demselben waren wol viele einzelne Mauern bloßgelegt worden, aber ob und wie dieselben untereinander zusammenhingen, blieb unklar. An Einzelfunden war das hübscheste Stück die Metope von einem griechischen Tempel, welche in sehr flottem Relief den auffahrenden Helios darstellt (s. S. 105).

Im folgenden Jahre, 1873, stellte sich Schliemann übereifrig schon am 1. Februar in Hissarlik ein und hatte dafür zunächst sechs Wochen bitterer Kälte auf sich zu nehmen. Die Winde, welche um diese Jahreszeit vom Hellespont her wehen, geben denen in unserm hyporboreischen Klima nichts nach. Durch die Spalten der dünnen Breterbude sauste der Boreas derartig, daß selbst trotz eines beständig unterhaltenen Herdfeuers das Wasser im Zimmer gefror. Tagsüber war die Kälte bei der Bewegung auf dem Arbeitsfelde noch leidlich zu ertragen, „aber des Abends", sagt Schliemann mit bitterm Humor, „hatten wir außer unserer Begeisterung für das große Werk der Entdeckung Trojas nichts, was uns erwärmen konnte".

In diesem Jahre jedoch kamen die ersten wirklichen Erfolge. Die Stadtmauern traten immer deutlicher heraus, im Südwesten wurde auch ein großes Thor aufgedeckt und ganz in seiner Nähe, über dem Fundament der Stadtmauer fand sich der berühmte große Schatz, bestehend aus zahllosen goldenen Schmuckſachen und vielen silbernen und kupfernen Geräthen, Waffen u. s. w. Es war gerade gegen Mittag, als Schliemann die ersten Anzeichen des Fundes bemerkte, und während der Ruhepause der Arbeiter hob und barg er mit seiner Frau, deren Shawl als Transportmittel diente, die ganze Masse. So gelang es, den Fund einheitlich zusammenzuhalten, von dem nach den getroffenen Vereinbarungen eigentlich der türkischen Regierung die Hälfte zugestanden hätte.

Nach dieser dritten Campagne legte Schliemann die bisherigen Ergebnisse seiner Grabungen nieder in dem Werke „Trojanische Alterthümer", das mit einem Atlas von 218 Tafeln 1874 bei F. A. Brockhaus in Leipzig deutsch und gleichzeitig auch in einer französischen Uebersetzung von Rangabé erschien. Das Buch bot vieles, was die alteingewurzelte Troja-Bunarbaschi-Theorie wankend machen konnte. Die Fülle von Topfwaaren und Schmucksachen mit ihren eigenthümlichen Formen deutete darauf, daß auf Hissarlik eine sehr alte und nicht unbedeutende Ansiedelung bestanden haben mußte. Auch die Stadtmauern hätten, wenn sie auch nur zum geringen Theile freigelegt waren, eigentlich schon damals Vertrauen erwecken können. Aber sie wurden, zumal bei den mangelhaften Abbildungen, nicht gewürdigt und den unansehnlichen Mauern und Häuschen im Innern der Burg gleichgeachtet; waren sie doch in derselben Art, aus kleinen Bruchsteinen mit Lehm, gebaut, die man bis dahin nur aus heruntergekommenen Zeitaltern kannte und keineswegs der festumschirmten, hochgemauerten Poseidonsfeste zutrauen mochte. Vollends schadete dem Eindruck des Buches die allzu große Glaubensseligkeit, in der Schliemann seinen Goldfund den „Schatz des Priamos", das größte bis dahin erkennbare Gebäude den „Palast des Priamos" und die freigelegte Thoranlage das „Skäische Thor" taufte. Diese drei Benennungen genügten für die meisten, um alle Behauptungen des Buches in das Reich der Phantasie zu verweisen. Die Gelehrten hielten es großentheils geradezu unter ihrer Würde, sich mit diesen „Schrullen" zu beschäftigen. Desto lebhafter ergriffen Zeitungen und Witzblätter den willkommenen Stoff, und an dem zweifelhaften Leumund, den sich damals die junge Wissenschaft des Spatens erwarb, hat nachher die ganze Archäologie schwer zu tragen gehabt. Die Meinung der Ruhigdenkenden ging nach alledem durchweg dahin, daß, wenn auch eine uralte Ansiedelung auf Hissarlik zweifellos sei, doch die Reste derselben der von Homer geschilderten glänzenden Zeitperiode wenig entsprächen, daß

Hissarlik kaum der damalige Vorort des Landes gewesen sein dürfte und man daher, ehe nicht weitere Grabungen stattgefunden hätten, als Troja immer noch das mit so scharfsinnigen und vielseitigen Gründen vertheidigte Bunarbaschi gelten lassen müsse.

Die folgenden vier Jahre waren für Schliemann sehr bewegte. Sie zeigen uns recht die nimmer rastende Unternehmungslust des Mannes; kaum erweist sich ein Vorhaben für den Augenblick als unausführbar, so streiten schon zwei neue um die erste Berücksichtigung. Schliemann war im Februar 1874 eben mit einer Versuchsgrabung in Mykenä beschäftigt, als die türkische Regierung, die bei der Theilung der letzten trojanischen Funde doch zu kurz gekommen zu sein glaubte, in Athen einen Proceß gegen ihn einleitete. Er mußte dorthin zurückkehren und wurde ein Jahr lang mit den Verhandlungen aufgehalten, die schließlich mit seiner Verurtheilung zu einer Entschädigungssumme von 10000 Frs. endeten. Statt dieser 10000 Frs. sandte Schliemann dem Ministerium in Konstantinopel 50000 Frs. zur Verfügung für das kaiserliche Museum und hoffte dadurch die Gekränkten wieder so weit für sich zu gewinnen, daß sie ihm eine baldige Fortsetzung der trojanischen Grabungen gestatten würden. Aber er hat von da an einen schweren Stand in der Türkei gehabt. Trotzdem er sich noch 1875 selbst nach Konstantinopel begab, auch leidlich freundlich aufgenommen wurde und über die Fürsprache sehr einflußreicher Freunde verfügte, zogen sich doch die Verhandlungen über einen neuen Ferman sehr in die Länge; und als er denselben endlich im April 1876 bekam und dann ungeduldig, die Arbeiten, auf welche jetzt ganz Europa die Augen richtete, fortzusetzen, nach Troja aufbrach, ging er doch nur neuen Enttäuschungen entgegen. Der Gouverneur der Troas, Ibrahim-Pascha, hielt ihn zunächst zwei Monate lang in der Dardanellenstadt fest mit dem Einwande, daß die Bestätigung des Fermans noch fehle. Dann erlaubte er ihm zwar anzufangen, schickte aber einen Commissar mit nach Hissarlik, der Schliemann nach Kräften das Leben sauer

machte. Der letztere gab unter solchen Umständen die Grabungen auf und schrieb von Athen aus einen geharnischten Artikel an die „Times", in welchem er das den Interessen der civilisirten Welt widerstreitende Verhalten des Paschas darlegte. Infolge davon wurde Ibrahim im October 1876 in eine andere Provinz versetzt. Schliemann aber hatte inzwischen, von Juli an, wieder in Mykenä zu graben begonnen und dort gleich in den ersten Monaten solche Erfolge erzielt, daß er zunächst nicht mehr an Troja denken konnte. Wenn der Schatz, den er in Troja gefunden, ihm schon als eine wunderbare Segnung seiner Arbeiten erscheinen mußte, so kannte sein Entzücken keine Grenzen, als nun auf der Burg von Mykenä aus den Königsgräbern solche Massen von Gold emporstiegen, wie selbst er, der Millionenmann, sie wol noch nie auf einem Flecke beisammen gesehen hatte. Fast alle Schmucksachen, welche die Todten mitbekommen hatten, Kopf- und Brustschmuck, Masken, Brustschilde, Armbänder, Ohrringe, waren aus dickem Goldblech getrieben, und von den Trinkbechern und Kannen wogen einige bis zu vier Pfund. Da nach einem Artikel der griechischen Verfassung alles, was im Lande gefunden wird, in demselben bleiben muß und Regierungseigenthum wird, so kamen jene Schätze nach Athen, wo sie heute in einem großen Saale des Polytechneion aufgestellt sind und in der That wol die interessanteste und imposanteste Sammlung bilden, die es in der Welt gibt.

Bis zum Ende des Jahres 1876 dauerten die Ausgrabungen in Mykenä. Im Jahre 1877 verfaßte Schliemann sein Buch über dieselben: „Mykenä", deutsch bei F. A. Brockhaus in Leipzig, sowie englisch zugleich in London und Neuyork, 1878 französisch in Paris. Zu demselben ist von Gladstone, der bekanntlich neben der Politik sich auch immer eifrig mit Homerstudien beschäftigt hat, die Vorrede geschrieben. Dann begannen neue Unterhandlungen wegen eines Fermans für Troja. Um aber nicht wieder müßig zu warten, trat Schliemann sofort eine Reise nach Ithaka an, das er schon 1868 einmal flüchtig besucht

hatte. Auf der Insel war an Ruinen nie etwas Bemerkenswerthes gesehen worden. Selbst wo der alte Hauptort gelegen habe, hatte noch nicht festgestellt werden können. Jetzt gelang es den von Troja her für die primitive Bauart geschärften Augen, auf dem Berge Aëtos die von uralten Mauern umgebenen Reste von vielen Häusern cyklopischer Bauart zu entdecken, und wenn auch die spätern Besuche anderer wahrscheinlich gemacht haben, daß die alte Hauptstadt nicht hier, sondern weiter nördlich bei Polis gelegen hat, so war doch die Anregung eine sehr fruchtbare.

Nach seiner Rückkunft konnte er dann auch bald (Ende September) nach Troja sich aufmachen, zu neuen Freuden, aber auch zu mancherlei neuen Leiden. Die Gegend dort galt jetzt als ziemlich unsicher. Kurz vorher hatten Tscherkessen einen Bauerhof überfallen und auszurauben versucht; zwischen ihnen und den zu Hülfe eilenden Dorfbewohnern hatte sich ein Kampf entsponnen, in dem auf beiden Seiten zwei Männer blieben. So mußte sich Schliemann jetzt zur Mitnahme einer Leibwache von zehn Gensdarmen bequemen, welche während der ganzen Ausgrabungszeit bei ihm auf der Burg verblieb. Der neue türkische Commissar, der ebenfalls mit auf der Burg hauste, war ein freundlicher Mann, aber er führte den Schlüssel zu dem Magazin, in welchem die Funde verborgen wurden. Die Grabungen erstreckten sich besonders auf das Gebiet, in welchem das vorigemal die Goldsachen gefunden waren. Der sogenannte Palast des Priamos wurde völlig freigelegt und neben demselben auch noch der eine oder andere kleine Schatz gefunden. Am 26. November schlossen die Arbeiten. Zwei Drittel der Funde kamen diesmal nach Konstantinopel, ein Drittel erhielt Schliemann.

Ende Februar 1879 setzte Schliemann die Grabungen fort, und diese Campagne gestaltete sich besonders dadurch sehr anregend und auf den verschiedensten Gebieten fruchtbringend, daß Rudolph Virchow vom März an sich an derselben betheiligte. Der berühmte Gelehrte hat damals nicht blos in Hissarlik Schliemann aufs eifrigste unterstützt und mit seinem klaren Blick

manches Neue gesehen; er hat auch mit ihm die ganze Troas durchstreift bis zu den Gipfeln des Ida hin, überall geologische, botanische, meteorologische Beobachtungen gemacht und in später gehaltenen Vorträgen und Aufsätzen uns die interessantesten Zeugnisse jener Studien hinterlassen. Auch von Frankreich kam ein Gelehrter zu längerm Aufenthalte nach Hissarlik, Emile Burnouf, den Jules Ferry, der damalige Cultusminister, in kluger Erkenntniß der bedeutenden und seltenen Gelegenheit zu Studien entsandt hatte. Auch dieser widmete Schliemann aufs freundschaftlichste seine Kräfte und hat sich besonders um die Aufnahme der Ausgrabungspläne sehr verdient gemacht. Es galt in diesem Jahre hauptsächlich die Stadtmauern mehr und mehr freizulegen. Daneben wurden mit großen Kosten und vieler Mühe 14 sogenannte Heldengräber in der Skamanderebene angegraben, indeß mit so geringem Resultat, daß Schliemann zu der Ueberzeugung kam, dieselben müßten sämmtlich Kenotaphe, d. h. leere, nicht für die Bestattung selbst, sondern erst später zu Ehren der Todten errichtete Denkmäler sein.

Nach dieser Campagne, die Ende 1879 schloß, faßte Schliemann die ganzen Ergebnisse seiner bisherigen Ausgrabungen in Troja in dem großen Buche „Ilios" zusammen, das er englisch schrieb und zugleich ins Deutsche übersetzen ließ, sodaß die Ausgaben in beiden Sprachen gleichzeitig Ende 1880 erschienen. Es wurde jetzt dem Publikum zum ersten mal das ganze Material in guten Abbildungen unterbreitet, wodurch das hohe Alter der Funde um so klarer hervortrat. Auch Virchow's Forschungen, welche der Troja-Hissarlik-Theorie verschiedene neue Stützen verliehen, und seine begeisterte Vorrede zu dem Buche verfehlten nicht ihren Eindruck. Freilich hatte es bei den merkwürdig unansehnlichen Mauern auf der Burg sein Bewenden, und der vermeintliche „Palast des Priamos" war das größte erkennbare Gebäude geblieben. Dasselbe wurde jetzt indeß vorsichtiger „das Haus des Stadtoberhauptes" genannt, ebenso wie der Goldfund vom Jahre 1873 einfach „der große Schatz" hieß.

Schliemann aber trieb es nach der anderthalbjährigen Stubenarbeit um so lebhafter wieder hinaus. Noch im Jahre 1880 und 1881 grub er in Orchomenos die sogenannte Schatzkammer des Minyas aus, ein großes Kuppelgrab, genau wie die mykenischen, und machte darauf eine neue Reise durch die Troas, welche beiden Unternehmungen in zwei kleinen Schriften: „Orchomenos" und „Reise in der Troas" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881) beschrieben wurden.

Am 1. März 1882 begann er aufs neue in Hissarlik zu graben und erreichte diesmal unter Mitwirkung von Dr. W. Dörpfeld, dem jetzigen ersten Sekretar des Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen, der damals kurz zuvor mehrere Jahre lang den deutschen Ausgrabungen in Olympia vorgestanden hatte, das wichtige Resultat der Klarlegung von mehrern großen Gebäudecomplexen in der bemerkenswertheften unter den verschiedenen Schichten, der zweiten vom Urboden aus. Schliemann und Dörpfeld hielten die langgestreckten und vorn mit Vorhallen sich öffnenden Gebäude mit einem großen runden Herd in ihrem Hauptraume damals noch für Tempel. Als aber zwei Jahre später die Aufdeckung des fast unversehrten Grundrisses des tirynther Palastes im Mittelpunkte des Ganzen denselben langgestreckten Raum mit Vorhallen und einem großen runden Herd zu Tage brachte, war es klar, daß man in Troja keine Tempel, sondern die Haupträume des Königspalastes vor sich habe; und seither ist gar in Mykenä in der Mitte des Palastes abermals derselbe Raum mit genau demselben Grundriß gefunden worden. Somit ist es, wenn auch nicht schon 1882, doch jetzt völlig zweifellos geworden, daß Schliemann in der Hauptschicht auf Hissarlik die Pergamos wiedergefunden hat, welche mit den Burgen von Tiryns und Mykenä zu einer und derselben großen und offenbar vorhomerischen Blüteperiode der griechisch-asiatischen Cultur gehört, und welche wir unbedenklich für das Troja halten dürfen, das in den Liedern des göttlichen Sängers fortlebte.

Der fromme Kinderglaube, mit welchem Schliemann trotz aller Verspottungen an einem thatsächlichen, historischen Kern der homerischen Gedichte und des trojanischen Krieges festhielt, hat thatsächlich den Sieg davongetragen über allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit, die für das Gegentheil aufgeboten wurden. Freilich gehört dieser Erfolg dazu, um die Art, wie er in Troja gegraben hat, zu rechtfertigen. Das rücksichtslose Beseitigen der obern Schichten, das Durchschlagen der interessanten griechischen Tempelfundamente und Festungsmauern mußte Bedauern, ja Entrüstung erwecken. Es ist oft gesagt worden, daß er wenigstens Schicht für Schicht hätte abgraben sollen, sodaß jede einzelne derselben hätte aufgenommen werden können, bevor sie der neuen das Feld räumen mußte. Aber dabei vergißt man, daß so etwas nicht aufeinander liegt wie Schichttorte. Die Ansiedler, welche in den verschiedenen Zeiträumen die Burg bewohnt haben, haben durchaus nicht jedesmal eine neue Ebnung der Oberfläche vorgenommen, sondern meistens auf dem Schutt, wie er lag, weiter gebaut. Wo ein großes Gebäude zusammengestürzt war, kam das darauf errichtete neue Haus mehrere Meter höher zu liegen als ein anderes, das etwa einen frühern freien Platz unter sich hatte. Dazu sind die verschiedenen Schichten, die „Städte" Schliemann's, gar nicht immer durch ein völliges Aufhören der Besiedelung voneinander getrennt. Die spätern Häuser finden sich oft unmittelbar in die Ruinen der frühern hineingebaut. Wie soll man unter solchen Verhältnissen eine Schicht von der andern lösen? Die oberste freilich, die hellenistische Stadt, steht auf einem neu und sorgfältig angelegten horizontalen Planum; sie wäre leicht für sich allein freizulegen gewesen. Aber man denke sich diesen Stadtboden, wohlerhalten, wie er gewesen zu sein scheint, mit dem Grundriß seiner Tempel, Marktgebäude, Thürme und Thore aufgedeckt: hätte Schliemann wol jemals wagen dürfen, diese einzige hellenistische Stadtanlage, welche man damals gehabt hätte, zu zerstören, um in der Tiefe seinen „Phantasien" nachzuwühlen?

Ich glaube, es ist ganz gut, daß er mit seinem berüchtigten Nordgraben so rasch zu Werke ging, daß alles Jammern zu spät kam.

Fast sämmtliche trojanischen Funde sind heute im Völkermuseum zu Berlin vereinigt. Nur die wenigen Goldsachen, welche im Jahre 1873 zwei von Schliemann's Arbeitern unterschlagen hatten, sowie die zwei Drittel der Funde des Jahres 1882 sind nach Konstantinopel gekommen. Die Hauptmasse jener Berliner Sammlung, und darunter auch der große Schatz, wurde von Schliemann bereits im Jahre 1881 in hochherziger Schenkung „dem deutschen Volke" überwiesen. Dazu ist nach seinem Tode nun auch der Rest von Thongefäßen gekommen, welchen er in seinem Hause zu Athen noch zurückbehalten hatte. Schliemann hatte die Genugthuung, daß der alte Kaiser Wilhelm ihm in mehrern Schreiben seine huldvolle Anerkennung für jene Gabe aussprach und durch Erlaß vom 24. Januar 1881 bestimmte, „daß die genannte Sammlung der Verwaltung der preußischen Staatsregierung unterstellt und in der Folge in dem im Bau begriffenen Ethnographischen Museum in Berlin in so vielen besonderen Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung nöthig sind, aufbewahrt werde, sowie daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer den Namen des Geschenkgebers tragen". Zugleich konnte Schliemann stolz darauf sein, für jene Schenkung auch von der Stadt Berlin eine Gegengabe empfangen zu haben, welche außer ihm bis dahin nur Bismarck und Moltke zutheil geworden war, nämlich das Ehrenbürgerrecht unserer Reichshauptstadt.

Ueber die Thätigkeit der folgenden Jahre ist bald berichtet. Es wurde zunächst über die neuen Ausgrabungen ein neues Buch geschrieben unter dem Titel „Troja", welches mit einer Vorrede von Sayce Ende 1883 bei F. A. Brockhaus und gleichzeitig in englischer Ausgabe erschien. Zugleich war, da eine französische Uebersetzung von „Ilios" noch fehlte, dieses Werk nach

Maßgabe der neuen Ergebnisse umgearbeitet und erweitert worden und erschien in solcher Gestalt 1885 in Paris unter dem Titel „Ilios, ville et pays des Troyens".

Im Februar 1884 fand sodann eine kleine Grabung bei Marathon statt, wo der Hügel, welchen Pausanias als das Grab der in der Schlacht von 490 v. Chr. getödteten 192 Athener beschreibt, geöffnet wurde und sich ergab, daß seine Anlage jedenfalls aus viel früherer Zeit stammt als der der Perserkriege. Von März bis Juni 1884 grub Schliemann in Tiryns und machte hier die großartige und nach allen Seiten Licht schaffende Entdeckung einer vortrefflich erhaltenen Palastanlage aus dem heroischen Zeitalter. Wie gewöhnlich, wurde dieselbe sofort zu Papier gebracht; da aber Dörpfeld im folgenden Frühling in Schliemann's Auftrage noch weiter grub, erschien das Buch mit dessen Ergänzungen und einer vortrefflichen Vorrede von F. Adler erst im November 1885 deutsch (Leipzig, F. A. Brockhaus) und zugleich wieder französisch und englisch in Paris, London und Neuyork. In ihm sind die das Bauliche betreffenden Kapitel ganz von Dörpfeld geschrieben, sodaß wir für diesen Theil eine fachmännische Darstellung haben, wie wir sie uns besser nicht wünschen können.

Schliemann's Wirken hatte in England immer besonders hohe Anerkennung gefunden. Bereits 1883 war er zum Doctor der Universität Oxford und zum honourary fellow des Queen's College gemacht worden. Nach den tirynther Ausgrabungen wurde ihm nun sogar die große goldene Medaille des Royal Institute of British Architects zu Theil.

Nachher hat Schliemann an verschiedenen Stellen den Spaten angesetzt, ohne die nöthigen Anhaltspunkte zu gewinnen, welche ihm eine längere Grabung hätten nutzbringend erscheinen lassen. Zwei Winter, von 1886 auf 1887 und von 1887 auf 1888, war er, das letztere mal mit Virchow zusammen, in Aegypten und sandte von jener Reise eine Reihe von Kisten mit besonders interessanten uralten Gefäßen, sowie auch

eine hübsche Sammlung ägyptischer Stoffe und Stickereien als Geschenk an das Ethnologische Museum in Berlin. Seit dem Frühling 1887 unterhandelte er verschiedentlich lebhaft mit Kreta, wo er den Burghügel der alten Stadt Gnossos, der, nach einigen Versuchsgrabungen zu schließen, einen dem tirynthischen ähnlichen Königspalast zu bergen scheint, freilegen wollte. Aber die übertriebenen Forderungen der dortigen Grundeigenthümer haben leider diesen Plan nicht zur Ausführung kommen lassen.

Andern kleinen Grabungen auf Kythera, in der „sandigen Pylos" und auf Sphakteria, welche ohne besonderes Ergebniß verliefen, ist im Frühling 1890 Schliemann's letzte Unternehmung, eine neue große Ausgrabung in Troja gefolgt. Die Veranlassung zu derselben hatte ein Streit gegeben, der bereits durch mehrere Jahre sich hingezogen und Schliemann manche Stunde verbittert hatte. Ein Hauptmann a. D., Ernst Boetticher, hatte vor dem Erscheinen des Buches „Troja", also bevor unter Dörpfeld's Mitwirkung die großen zusammenhängenden Gebäude auf der Burg entdeckt waren, auf den alten Burgplan Schliemann's in „Ilios", welcher eine Unzahl sich kreuzender und, wie es schien, lauter kleine Abtheile umgrenzender Mauern und Mäuerchen aufwies, die Theorie gebaut, daß dieser Hügel niemals Wohnungen für Lebende, sondern ausschließlich Verbrennungsstätten getragen habe. Für die Theorie wurde sehr scharfsinnig alles ins Feld geführt, was sich in Schliemann's Berichten bot: das Fehlen jeglicher Thüren in den kleinen Räumen, — das sich freilich einfach daraus erklärte, daß nur die Kellergeschosse erhalten waren, — ferner die Menge der „Leichenurnen", wie Schliemann allerdings selbst sie genannt hatte, obgleich es durchweg Wasserkrüge und Kochtöpfe waren, die Masse von Holzasche, über welche Schliemann berichtete, die sich aber nach Dörpfeld's Untersuchung als Schutt der verbrannten großen Lehmziegelmauern erwies. Der schwerste Schlag für Boetticher's Theorie war das Erscheinen des Dörpfeld'schen Planes im Buche „Troja", denn hier waren

Räume von 10:20 m Weite gezeichnet, und an verschiedenen Stellen waren die Thüren noch durch ihre am alten Orte liegenden Schwellen erwiesen. Boetticher wußte sich dagegen denn auch nicht anders zu wehren, als daß er erklärte, Schliemann und Dörpfeld hätten das Ausgrabungsergebniß gefälscht, sie hätten die kleinen Zwischenwände, welche nach dem frühern Plane doch vorhanden gewesen seien, weggeschlagen, um große palastartige Räume zu schaffen und damit seine Theorie zu stürzen. Alle gütlichen Erklärungen, alle heftigen Proteste der so Verdächtigten fruchteten nichts, Boetticher blieb bei seiner Meinung, und seine Hartnäckigkeit, wenn sie auch in den Kreisen der Wissenschaft, wo die unbedingte Zuverlässigkeit des Troja-Planes keinen Augenblick in Zweifel gezogen wurde, kaum jemand beirrte, fing doch an, die Meinung des größern Publikums hier und da ins Wanken zu bringen.

Ein anderer hätte sich im Vollgefühl seiner guten Sache hieran vielleicht nicht gekehrt. Aber Schliemann, der auch dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen, sobald er im wissenschaftlichen Gewande auftrat, mit Hochachtung begegnete, ließ es sich nicht nehmen, auf jede Auslassung Boetticher's eingehend zu antworten, und hat erst dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Widersacher gelenkt, den man sonst kaum beachtet hätte. Da es nun auch Dörpfeld erwünscht war, daß die Ruinenstätte auf Hissarlik einmal von möglichst gewichtigen Zeugen genau untersucht würde, bevor durch die rasch fortschreitende Verwitterung der ursprüngliche Zustand sich verwischte, so wurde für December 1889 Boetticher und mit ihm eine Reihe von deutschen und auswärtigen Gelehrten eingeladen, an Ort und Stelle die Streitfrage zum Austrag zu bringen. Boetticher hat damals in Hissarlik anerkannt, daß er bis auf einige Einzelheiten den Plan Dörpfeld's für richtig erklären müsse, und die übrigen — im December waren es Major Steffen von Cassel und Professor G. Niemann von Wien, nachher im Frühling noch eine große Zahl anderer — haben sich durchaus auf den Stand-

punkt von Schliemann und Dörpfeld gestellt und Boetticher's Feuernekropole für unmöglich erklärt.

Boetticher aber hat seinen Widerspruch trotzdem nicht aufgegeben. Aus seiner hartnäckigen Unzugänglichkeit für alle Vernunftgründe mußte man schon vor den letzten Ereignissen den Schluß ziehen, daß derselbe ein Fanatiker sei, der wol überhaupt niemals bekehrt werden könne. In einer neuen Broschüre „Hissarlik, wie es ist", erschienen September 1890, wiederholt er alle seine frühern Ausführungen und sucht die Ketten, welche er durch seine Zugeständnisse in Hissarlik sich selbst angelegt hat, abzustreifen. Diese Schrift ist in ihrer mehr als je ins Unwürdige gesunkenen Tonart nichts weiter als ein Schäumen ohnmächtiger Wuth, das nur dazu dienen wird, die Zweifelnden, am Kreuzwege Zaudernden vor diesem Wege zu warnen.

Vom März bis Juli 1890 ist dann rüstig gegraben worden, um den Plan der zweiten Stadt zu vervollständigen und womöglich die Königsgräber und Reste der Unterstadt aufzudecken. Die letzteren Ziele sind zwar nicht erreicht worden, aber die Aufklärung der zweiten Ansiedelung und der auf sie folgenden hat, wie zu erwarten war, glänzende Fortschritte gemacht. Es wurde eine sehr lange, drei Bauperioden umfassende Dauer der zweiten Ansiedelung festgestellt, neue Thore, Thürme und Bauten im Innern gefunden und auch das Vorkommen der Vasen in den verschiedenen Schichten zum ersten male fachmännisch beobachtet. Jeder einzelne Fund war nur eine neue Bekräftigung dafür, daß das Schliemann'sche Troja wirklich auch das homerische ist.

Schliemann hat in seiner letzten Campagne die Freude gehabt, viele alte und noch mehr neue Freunde bei sich zu sehen, die alle einmüthig und aufrichtig sein Troja anerkannten. Die Ausgrabungen wurden im Juli geschlossen und sogleich verfaßte Schliemann seinen Bericht über dieselben, der mit Beiträgen von Dörpfeld im Frühjahr 1891 erschienen ist. Er betont darin des öfteren, daß er gleich im März 1891 mit voller Energie weitergraben werde, um die Königsgräber und die Unterstadt ans Licht

zu bringen. Es sollte ihm nicht vergönnt sein! Am zweiten Weihnachtstage 1890 ist er von uns geschieden. Ein älteres Ohrenleiden war während der letzten Ausgrabungen wieder aufgetreten; ein gerade anwesender deutscher Arzt constatirte Polypen im Ohre. Im November ließ Schliemann sich in Halle operiren; die Operation verlief auch glücklich, aber während der Nachcur gewann der rastlose Mann es nicht über sich, sich genügend zu schonen, und fand so, auf der Heimreise begriffen, in Neapel ein schnelles Ende. Er ist in Athen neben Otfried Müller bestattet worden auf dem alten heiligen Kolonos, in dessen Eumenidenhaine Sophokles den Oedipus nach vielbewegtem Leben Ruhe finden läßt.

Schliemann hatte die letzten zwanzig Jahre ständig in Athen gewohnt. Dort steht an der Universitätsstraße sein prächtiges Haus, ein wahrer Palast, dessen Einzelheiten auf Schritt und Tritt an die Welt gemahnen, in der sein Besitzer lebte und webte. In den Mosaikfußböden sind die wichtigsten Exemplare der trojanischen Vasen und Urnen dargestellt, an den Wänden laufen Friese entlang mit classischen Landschaften und Bildern aus der griechischen Heldensage, untermischt mit Homer-Versen in verschwenderischer Zahl. Wenn man dort von dem Thürhüter Bellerophon eingelassen war und von dem Hausburschen Telamon zu dem Herrn geführt ward, fand man ihn gewöhnlich ein griechisch Trauerspiel oder dergleichen lesend und zwischendurch auf den erschrecklichen Haufen Cursberichte scheltend, die mit der Morgenpost von Paris, London und Berlin eingelaufen waren und auf dem Nebenstuhle aufgeschichtet in dieser Umgebung einen seltsamen Anblick gewährten. Schliemann trieb keine Handelsgeschäfte mehr, aber die Verwaltung seines großen Vermögens, der Besitz von mehrern Miethshäusern in Paris, Berlin, Athen erforderte jenen fortdauernden regen Verkehr mit der Geschäftswelt.

Schon bei einem flüchtigen Besuche, wie ihn reisende Engländer und Amerikaner der für sie ersten Sehenswürdigkeit

Athens abzustatten pflegten, hatte man wol auch Gelegenheit, in Schliemann's Familienleben einen Blick zu thun. Denn Schliemann machte es nicht wie der alte Goethe, der zuweilen nur hinter dem Gitter seines Vorplatzes flüchtig vorüberging: er hatte die beneidenswerthe Nervenstärke, täglich so und so oft mit immer gleicher Höflichkeit die Leute in seinen Salon zu führen, wo dann auch Frau Sophie, das echte Bild einer leise und weise waltenden Hausfrau, die von Jahr zu Jahr mehr der gute Engel des feurigen Schwärmers geworden war, sowie die eben erwachsene Tochter Andromache und der junge Sohn Agamemnon zu erscheinen pflegten. In diesem Kreise konnte man erst erkennen, welch ein warmer gemüthvoller Zug durch Schliemann's Wesen ging, ein Zug, der sowol sein lebhaftes Erfassen und gläubiges Festhalten der mythischen Ueberlieferung erklärte, wie zugleich die mit den Jahren mehr und mehr hervorgetretene Milde in der Beurtheilung von gegnerischen Ansichten, welche von der gewöhnlichen Erscheinung, dem mit zunehmendem Alter immer schroffer werdenden Beharren auf dem eigenen Standpunkte, eine rühmliche Ausnahme machte.

Schliemann ist fast 69 Jahre alt geworden. Aber in seinem Auftreten, in seiner rastlosen Thätigkeit erschien er wesentlich jünger. Sein Herz war frisch geblieben; diesen unverwüstlichen Kern seines Wesens hatten alle Stürme des Lebens nicht geschwächt, alle Anfeindungen nicht verbittert. Die ursprünglich zarte Gesundheit hatte er systematisch gestählt. Bis in die letzten Jahre ritt er jeden Morgen, Winter wie Sommer, von Athen nach dem Phaleron, um im Meere zu baden. Noch während der letzten Ausgrabungen in Troja legte er den fast allwöchentlich nöthigen Ritt nach der Dardanellenstadt (30 km) so behende zurück, daß jeder, der nicht sehr fest im Sattel war, sich scheute ihn zu begleiten.

Das diesem Bande als Titelbild vorstehende Porträt Schliemann's ist nach einer vor wenigen Jahren aufgenommenen

Photographie hergestellt worden. Seine Gemahlin schickt sich an, bereits im laufenden Jahre die in Troja begonnenen Ausgrabungen fortzusetzen. So bedarf es wol keiner weitern Begründung, warum auch deren Bild, die schon dem Lebenden überall eine treue Gehülfin war, im Schmucke der trojanischen Goldgehänge diesem Buche beigefügt ist.

Sophie Schliemann

Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zweites Kapitel.

Troja.

1. Geschichte und Topographie.

Als Schliemann in Troja zu graben begann, hatte sich weit über die gelehrten Kreise hinaus auch in den breiten Schichten der Gebildeten die scharfe Kritik Gehör verschafft, der F. A. Wolf[1], Lachmann[2] u. A. die erste Quelle unserer Kenntniß von der griechischen Vorzeit, die homerischen Gedichte, unterzogen hatten. Es war dargelegt worden, daß diese Gedichte aus sehr ungleichen und zu verschiedenen Zeiten entstandenen Theilen zusammengesetzt seien, daß sie ebenso wie unser Nibelungenlied sich zerlegen lassen in die Besingungen der Thaten einzelner Helden, und daß die vornehmsten dieser Helden, Achill so gut wie Siegfried, in ihrem innersten Kern zurückgehen auf ein göttlich verehrtes Wesen.

England zwar hatte sich gegenüber der Wolf'schen Lehre seine besondere homerische Hochkirche gewahrt, die dem Fortschritt der Neuzeit wol einige äußerliche Zugeständnisse machte, besonders von dem alleinigen Oberhirten im Reiche des epischen Sanges sich lossagte, aber im ganzen doch dem alten katholischen Glauben noch ziemlich nahe blieb. Grote, in seinem großen Geschichtswerke, hielt, wenn auch nicht die Ilias, so doch die Odyssee für ursprünglich einheitlich und nahm auch Troja genau

[1] „Prolegomena ad Homerum" (1797).

[2] „Betrachtungen über Homer's Ilias" (1837).

an der Stelle an, wo Schliemann es später ausgegraben hat. Aber in Deutschland kam man mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß sich gar nicht absehen lasse, wieviel in dem alten Epos Wahrheit und wieviel Dichtung sei; hier huldigten alle maßgebenden Gelehrten und Reisenden, und darunter Männer wie Moltke[1], Welcker[2], Kiepert[3], Curtius[4], der Ansicht, daß der einstige Hauptort der Troas, entgegen den Grundzügen der homerischen Anschauung, in einer kleinen, weitab vom Meere gelegenen Bergfeste bei Bunarbaschi zu erkennen sei, welche die phantastischen Schilderungen Homer's uns dann als eine weitgebietende prächtige Königsstadt ausgemalt hätten.

Die Frage ist heute für immer entschieden. Schliemann hat auf dem Hügel von Hissarlik die alten Paläste aufgedeckt, hat die riesigen Burgmauern bloßgelegt, hat Schätze von Gold und Silber gehoben und hat in seiner jahrelangen Thätigkeit auch ringsumher gar manche Einzelheit festgestellt, die eine selbst für den Gläubigsten überraschende Uebereinstimmung zeigt zwischen dem von Homer entrollten Bilde und dem noch heute erhaltenen. Um die Bedeutung dieser Ergebnisse würdigen zu können, müssen wir uns zunächst einen Ueberblick verschaffen über das, was aus dem Alterthum über Troja und die trojanische Ebene überliefert ist.

Unsere Kenntniß von dem Ilion des trojanischen Krieges entnehmen wir allein aus den homerischen Gedichten. Mehr als in diesen enthalten ist, wußten auch die Griechen der historischen Zeit nicht, deren Angaben über diese Dinge entweder auf Homer zurückgehen oder rein erfunden sind. Bei Homer nun ist Troja eine reiche Königsstadt, in der Nähe des Hellespont, der kleinen Insel Tenedos gegenüber gelegen. Die Grenzen ihres Hori-

[1] „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" (1841).

[2] „Ueber die Lage des homer. Ilion" (Kleine Schriften, Bd. II. 1843).

[3] „Memoire über die Construction der Karte von Kleinasien" (Berliner Akademie, 1854).

[4] „Griechische Geschichte." 1.—6. Aufl. (Berlin 1857—86).

zonts sind auf der einen Seite Samothrake, das hohe schneegipfelige, auf dem Poseidon thront, auf der andern der wald- und wasserreiche Ida, der Sitz des Zeus. Die trojanischen Fürsten wohnten ursprünglich weiter im Innern des Landes, am Ida, erst später sind sie von dort herabgestiegen und haben „in der Ebene" die jetzige Burg gegründet. Deren Mauern und Thürme sind so staunenswerth, daß man sie sich nicht von Menschenhand, sondern von den Göttern selbst, von Poseidon und Apollon, aufgebaut dachte. Auf der Spitze der Burg liegen die Paläste, neben dem des Priamos auch solche des Hektor und Paris. Ebenda wird Zeus verehrt und haben auch Athena und Apollon ihre Tempel. Als Ausgang der Stadt wird immer nur ein Thor, das skäische, genannt, durch das der Weg in die Ebene, auf den Kampfplatz führt.

Die Griechen haben ihr Lager bei ihrer Landungsstelle, an der Küste des Hellespont, aufgeschlagen. Es kann von da nur ein kurzer Weg bis Troja sein; das zeigt sich in einer Menge von Zügen. In der Regel suchen nach dem Kampfe allabendlich die Trojaner ihre Stadt, die Griechen ihr Lager auf. Es gehen früh Boten vom Schiffslager in die Stadt und kommen noch vor Sonnenuntergang zurück; auch der Kampf tobt oft an einem Tage die ganze Strecke hin und her. Priamos fährt in der Nacht zu Achill, um sich die Leiche seines Sohnes zu erbitten, genießt dort, nachdem ihm seine Sorgen vom Herzen genommen sind und er sich zum ersten mal wieder an Trank und Speise erquickt hat, den lange entbehrten Schlaf und ist noch vor Tagesanbruch wieder in Troja.

Zwischen der Stadt und dem griechischen Lager fließt der Skamander, der Hauptfluß des Landes, der auf dem Ida entspringt und so viel Wasser führt, daß er nur an einer bestimmten Stelle mit Hülfe einer Furt durchschritten werden kann. Dieser Fluß spielt eine bedeutende Rolle auf dem Schlachtfelde. Er bezeichnet gewissermaßen die Grenze zwischen dem griechischen und dem trojanischen Gebiet. Wenn die Griechen ihn über-

schreiten, weichen die Trojaner gleich fliehend bis zur Stadt zurück, und umgekehrt findet ein großer Erfolg der Trojaner darin seinen Ausdruck, daß Hektor mit seinem Heere an der feindlichen Seite des Flusses, auf „einer Schwellung der Ebene" (throsmos pedioio) übernachtet und die Bedürfnisse für das Nachtmahl, Schlachtvieh, Mehl u. s. w. aus der Stadt kommen läßt. Agamemnon sieht an diesem Abend sorgenvoll von seinem Lager aus die Wachtfeuer der Trojaner brennen und hört ihre Flöten und Schalmeien. Als Priamos in das Lager der Griechen fahren will, ist Hermes beauftragt, für sicheres Geleit zu sorgen; er gesellt sich aber erst in dem Augenblick zum König, wo dieser, um die Pferde zu tränken, mitten in der Furt halt gemacht hat; denn hier beginnt erst die Gefahr, und nur bis zu dieser Stelle begleitet er ihn auch zurück.

Neben dem Skamander wird manchmal noch der Simois genannt, freilich ohne daß klar hervortrete, wo derselbe fließt. Nur aus einer Stelle läßt sich darüber ein Schluß ziehen, und da dieser Schluß, gezogen von einem Manne, der alle Uebereinstimmung zwischen der homerischen Beschreibung und den thatsächlichen Verhältnissen der trojanischen Ebene bestreitet und behauptet, daß Homer „für sein ideales Drama auch eine ideale Bühne" sich gestaltet habe[1], — da dieser Schluß trotzdem auch die Gegenpartei lebhaft befriedigt, indem er den Simois genau an der Stelle ansetzt, wo er nach dem heutigen Zustande der Ebene allein angenommen werden kann, so wird er wol richtig sein. Der Sachverhalt ist folgender. Hera und Athena verlassen ihren Wagen am Zusammenfluß von Skamander und Simois und eilen zu Fuß auf den Kampfplatz. „Daß die Göttinnen", sagt Hercher, „ihr Gespann an einem Orte einstellen müssen, bis zu welchem die Kriegsfurie noch nicht gedrungen ist, ist selbstverständlich und wird auch dadurch bestätigt, daß die beiden ungehindert nach der Kampfebene wandern. Nun

[1] Hercher, Ueber die homer. Ebene von Troja (Berliner Akademie, 1854).

pflegt aber in der Ilias als die kampffreie Seite der Ebene die linke zu gelten. Ares zum Beispiel, der vom Kampfe entfernt ist, sitzt «zur Linken des Getümmels». Der Dichter wird also die Göttinnen «auf der linken, das heißt der nördlichen Seite der Ebene haben halten lassen». Er hätte sich demnach auch den Simois auf der nördlichen Seite der Stadt gedacht. Wir werden weiter unten sehen, daß hier in der That noch heute ein kleiner Fluß fließt und diesen also für den alten Simois halten dürfen.

Vor dem skäischen Thore, dicht an dem großen Fahrwege, entspringen zwei Quellen, eine kalte und eine warme, bei denen früher in Friedenszeiten die trojanischen Frauen und Mädchen Wasser holten und wuschen, die aber jetzt den Schauplatz für den traurigen Höhepunkt des männermordenden Streites bieten müssen, denn bei ihnen erliegt Hektor seinem unwiderstehlichen Gegner.

Das sind die Züge, welche wir für das Bild der Stadt und ihre Umgebung aus Homer entnehmen. Mit der Leichenklage um den trojanischen Helden schließt die Ilias. Ueber die Zerstörung Trojas enthält auch die Odyssee nur einige Andeutungen; sie ist erst von den Dichtern des nächstfolgenden Zeitraums, in dem sogenannten epischen Cyklus besungen worden. Die kyklischen Gedichte selbst sind aber verloren; wir besitzen aus ihnen nur Prosaauszüge, welche die List mit dem hölzernen Pferde, die geheuchelte Abfahrt der Griechen, die Ueberrumpelung und Anzündung der Stadt, die Erschlagung der Männer und die Wegführung der Frauen erzählen. Dann bricht für geraume Zeit die Ueberlieferung ab.

Erst zur Zeit der Perserkriege gibt es plötzlich wieder ein Ilion. Hellanikos erklärt dasselbe für identisch mit dem homerischen[1], und sein Nachfolger Herodot[2] erzählt von dem Zuge des Xerxes gegen Griechenland: „Als der König an den Skamander

[1] Strabo, XIII, 1. 42. [2] VII, 43.

kam, ging er zur Burg des Priamos hinauf, die er großes Verlangen trug zu sehen. Und als er sie gesehen und sich alles hatte berichten lassen, opferte er der ilischen Athena tausend Rinder und die Magier gossen Trankopfer für die Helden." Von nun an erfahren wir öfter von der Stadt. Im peloponnesischen Kriege sah der spartanische Admiral Mindaros von Ilion aus einer Seeschlacht zwischen Dorieus und den Athenern zu.[1] Alexander der Große bestieg ebenso wie Xerxes die Burg, opferte der Athena und spendete den Heroen, opferte auch dem Priamos auf dem Altare des Zeus Herkeios, hing seine Rüstung im Tempel der Athena auf und nahm dafür einige alte heilige Waffen mit, die aus dem trojanischen Kriege stammen sollten.[2] Er plante auch eine bedeutende Vergrößerung und neue Ummauerung der Stadt. Diese wurde jedoch erst von Lysimachos, der im Jahre 301 das vordere Kleinasien gewann, ausgeführt. Lysimachos siedelte die Bewohner verschiedener Nachbarorte in Ilion an und umschloß dasselbe mit einer 40 Stadien ($7^1/_2$ km) langen Mauer.[3]

So hatte der alte Name auf einmal wieder greifbare Bedeutung gewonnen. Die Ilier behaupteten, die Stadt des Priamos sei niemals vollständig zerstört worden, und sahen die ihrige als die directe Fortsetzung derselben an.[4] Und diese Ueberzeugung theilte alle Welt mit ihnen. Der gelehrte Perieget Polemo[5], eine unserer besten Autoritäten, wies auf den nämlichen Altar des Zeus Herkeios hin, auf dem Priamos erschlagen sei. Besonders aber freuten sich die Römer über die neue Blüte Ilions. Betrachteten sie doch den Aeneas, der allein dem allgemeinen Untergange entronnen und nach Italien ausgewandert war, als ihren Stammvater und damit Troja als ihre Urheimat. Ennius[6] sang von der Begeisterung, mit der die römischen Heere die ver-

---

[1] Xenophon, Hell. I. 1. 4. [2] Plut. Alex. XV. Arrian. Anab., I, 11. 7.
[3] Strabo, XIII. 1. 26. [4] Strabo, XIII, 1. 40. [5] Fragm. 32, ed. Didot.
[6] Annal., 14, 9; auch Justin., XXXI, 8.

meintliche Heimat begrüßten, als sie im Jahre 191 v. Chr. zuerst den kleinasiatischen Boden betraten. Nachher wurde auch das ganze Nachbarland und die Küste von Tenedos bis Dardanos zum ilischen Gebiet geschlagen.[1]

Aber je höher der Freudenbecher schäumte, desto sicherer stellte sich auch der Wermutstropfen ein, der ihn zu vergällen drohte. Mitten in dem Jubel über die Fortdauer der alten Heldengeschlechter, in der schwärmenden Verbrüderung zwischen Trojanern, Iliern und Römern war die alexandrinische Zeit hereingebrochen mit ihrer Stubengelehrsamkeit und alles besser wissenden Kritik. Skepsis hieß bezeichnenderweise die Stadt, aus welcher das Schicksal sich den Mann erweckte, der das Fortbestehen Ilions an der alten Stelle leugnen und damit jeden Zusammenhang zwischen Iliern und Römern bestreiten sollte. Das alte Ilion, erklärte Demetrios[2], könne nicht an der Stelle des jetzigen, das ist auf dem von Schliemann ausgegrabenen Hissarlik, gelegen haben, hauptsächlich aus zwei Gründen: erstens sei die Ebene von da bis zum Meere erst durch spätere Anschwemmung des Skamander entstanden, und also zu Homer's Zeit viel zu klein gewesen für die von ihm geschilderten Kämpfe; zweitens aber könne der dreimalige Lauf des Achill und Hektor um die Stadtmauern nicht an der Stelle von Neu-Ilion stattgefunden haben, denn dieses liege nicht auf einem isolirten Hügel, sondern auf dem Ende eines langgestreckten Bergrückens, sodaß die Läufer an einer Stelle eine bedeutende Steigung zu überwinden gehabt hätten. Der Kritiker will vielmehr Alt-Ilion bei dem „Dorf der Ilier" (Ilieon kome) annehmen, das, wie er sagt[3], 30 Stadien von Neu-Ilion, 10 Stadien vom Hügel Kallikolone, 5 Stadien vom Simois entfernt ist und demnach mit der heute Hanaï-tepe genannten Stätte, Bunarbaschi gegenüber, identisch sein wird. Daß dort gar keine alten Ruinen erhalten seien, meint er, widerlege seine Ansetzung nicht; die

[1] Strabo, XIII, 1. 39. [2] Strabo, XIII, 1. 36. [3] Stabo, XIII, 1. 35. 38.

Steine seien zum Bau von Neu-Ilion verwendet und großentheils sogar nach Sigeion geschleppt.

Setzen wir uns gleich einmal mit diesem Demetrios auseinander. Seine Ansicht, daß die Ebene zwischen Ilion und dem Meere erst spätere Anschwemmung sei, ist offenbar durch ein Wort Herodot's hervorgerufen worden, der jene Ebene für eine alte Meeresbucht erklärt. Das ist aber nicht ein historisches, sondern ein geologisches Urtheil. Herodot war weit entfernt, sich die Ebene für die homerische Zeit unter Wasser zu denken, denn er glaubte selbst an die Identität von Alt- und Neu-Ilion, sonst hätte er nicht ohne ein Wort der Kritik den Besuch des Xerxes auf der wiederbewohnten Burg des Priamos erzählt. Neuerdings hat Virchow die Ebene geologisch untersucht und an verschiedenen Stellen mehrere Meter tief gegraben, aber nirgends Spuren maritimer Bildungen gefunden. Alle Angaben der Ilias gehen auch darauf, daß das Lager der Griechen unmittelbar am Meere, am Hellespont, gelegen habe und demnach die Ebene sich schon damals bis dorthin erstreckte. Im 2. Jahrhundert n. Chr. nennt Skylax (§ 95) als Entfernung zwischen Ilion und dem Meere 25 Stadien, eine Zahl, die noch genau auf die heutigen Verhältnisse paßt. Wenn demnach die Ebene von Skylax' Zeit bis jetzt, also in beinahe zwei Jahrtausenden, fast gar nicht zugenommen hat, so kann sie sich in dem weiter zurückliegenden einen Jahrtausend nicht völlig neu gebildet haben.

Der zweite Einwand des Demetrios, die Stätte von Neu-Ilion könne nicht von Hektor und Achill dreimal umlaufen sein, greift ein in die Frage, wieviel wir bei Homer für Wahrheit und wieviel für Dichtung zu halten haben. Wenn Achill ganze Scharen von Trojanern erlegt und die Fluten des Skamander mit Erschlagenen füllt, wenn Priamos funfzig Söhne und zwölf Töchter hat, wenn der trojanische Krieg zehn Jahre dauert und Odysseus weitere zehn Jahre zur Heimkehr braucht, so sind das alles Züge derselben Poesie, die Simson mit einem

Eselskinnbacken tausend Philister erschlagen und Bileam's Esel moralische Reden halten läßt. Es kommt wenig darauf an, ob der Lauf der Helden dadurch erschwert worden wäre, daß sie den Sattel, mit welchem der Burgberg an den folgenden Höhenrücken anschließt, zu übersteigen gehabt hätten. In dem dreimaligen Laufe liegt auch dann noch keine stärkere Uebertreibung als in dem Kraftstück des Diomedes, der einen Stein mit leichter Hand schwingt, den zwei andere Männer kaum zu heben vermocht hätten. Will man aber wirklich auf die Frage Werth legen, so kommt auch noch in Betracht, was sich erst bei den letzten Ausgrabungen gezeigt hat, daß jener Sattel ursprünglich 12 m tiefer gelegen hat, als er heute erscheint. Bei der fortdauernden Besiedelung hat sich nämlich das Burgplateau nicht blos erhöht, sondern auch verbreitert, indem ein Theil des alten Schuttes nach den Seiten abgeschoben wurde, und so ist auch die Oberfläche des Sattels der Burghöhe allmählich näher gekommen.

Erweisen sich somit die Einwände, welche Demetrios gegen die Identificirung von Alt- und Neu-Ilion erhebt, als nichtig, so haben wir auch mit seinem positiven Vorschlage leichtes Spiel, denn das „Dorf der Ilier" im Hanaï-tepe erfüllt mit seiner weiten Entfernung vom Meere und auch in allen sonstigen Beziehungen die topographischen Bedingungen in keiner Weise und ist zudem durch die Ausgrabungen als eine sehr kleine vorhistorische Ansiedelung, vielleicht nur ein Gehöft, erwiesen worden.

Das Alterthum hat sich denn auch im allgemeinen wenig um die Skrupel des Demetrios gekümmert. Die Römer fuhren fort, Ilion ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Zerstörung, welche die Stadt im mithridatischen Kriege durch Fimbria erfahren hatte, glich Cäsar durch ihren Wiederaufbau und große Schenkungen aus. Er sowol wie Augustus trugen sich sogar mit dem Gedanken, ihre Residenz an den Hellespont zu verlegen. Nur Strabo steht völlig unter dem Banne der Auffassung des Demetrios, und sein Zeugniß ist es, das in unserer

der alexandrinischen ja so nahe verwandten Zeit, den alten Streit um die Identität des alten mit dem neuen Ilion wieder entfacht hat.

Wo das neue Ilion gelegen hat, ist niemals zweifelhaft gewesen. Auf der Höhe von Hissarlik ragten schon vor Schliemann's Ausgrabungen Theile der hellenistischen Burgmauern empor, und am Nordabhang war das unverkennbare Halbrund eines Theaters erhalten. Dazu kam Skylax' Angabe, die Stadt sei 25 Stadien (ungefähr 5 km) vom Meere entfernt gewesen, was auf Hissarlik genau paßt.

Aber man mochte nicht daran glauben, daß auf dem niedrigen, nur 15—20 m hohen Hügel von Hissarlik die stolze Feste des Priamos gelegen habe. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts drang mehr und mehr die Meinung durch, daß dieselbe weiter landeinwärts auf der Höhe des Balidagh über dem Dorfe Bunarbaschi zu suchen sei. Moltke[1] schreibt 1837 über seinen Besuch dieser Stätte: „In der nähern Bestimmung (Trojas) weichen die Gelehrten etwas voneinander ab; wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinct an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unübersteigliche Burg zu gründen." Und diese Auffassung wurde noch durch ein ganz besonderes Moment empfohlen.

Lechevalier[2] wollte zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Bunarbaschi eine kalte und eine warme Quelle gefunden haben, genau wie Homer sie als am Fuße des Stadthügels entspringend beschreibt. Freilich stellte sich diese Entdeckung, die alle Homer-Schwärmer in Entzücken versetzte, nachher als ein schöner Traum heraus, wie ihn phantasievolle Reisende in berühmten Gegenden zuweilen träumen. Die warme Quelle des Herrn Lechevalier hat nie jemand wiedergesehen, und statt der einen kalten fanden

[1] „Briefe über Zustände" u. s. w. (4. Aufl. 1882), S. 168.

[2] „Voyage de la Troade" (3. Ausg. Paris 1802).

sich ihrer vierzig an einer Stelle zusammen. Sie werden von den Türken kirk gös, die „vierzig Augen", genannt und befinden sich dicht neben dem Dorfe Bunarbaschi. Aber wenn somit auch mehr als die Hälfte der Erzählung Lechevalier's sich als unrichtig erwiesen hatte, so hielt man doch, da bei Hissarlik gar keine Quelle bekannt war, allgemein an der Meinung fest, daß Homer die einzig dastehende Naturerscheinung bei Bunarbaschi im Auge gehabt haben müsse, als er die Stadt der Trojaner mit den berühmten Quellen ausstattete. Man übersah zu Gunsten dieser Quellen alle die schwerwiegenden Gründe, die sich einer Identification der Balidagh-Feste mit dem homerischen Ilion entgegenstellen. Ich will gleich vorausnehmen, daß Schliemann im Jahre 1882 am Fuße von Hissarlik, an derselben Seite, wo das skäische Thor gelegen haben muß, die vielumstrittene Quell- und Waschanlage wiedergefunden hat in einem uralten Felskanale, an dessen Ausmündung nach den erhaltenen Spuren noch in römischer Zeit Bassins bestanden haben. Aber auch bevor dieser letzte Beweis erbracht war, hätte man die großen Züge des homerischen Landschaftsbildes, die einem bei Bunarbaschi gelegenen Troja so unbedingt widersprechen, hinter der viel unwichtigern Quellfrage nicht sollen zurückstehen lassen.

Die Burg auf dem Balidagh liegt durchaus nicht, wie Homer von seinem Troja sagt, „in der Ebene". Sie erhebt sich fast 150 m hoch, und gegen die Ebene hin sind ausgedehnte Hügelgruppen vorgelagert, durch die man mühsam aufwärts steigt, um sich dann oben ganz in die Berge zurückgezogen zu fühlen. Wie hier ein Kampf unmittelbar aus der Ebene bis unter die Stadtmauern angenommen sein sollte, ist unbegreiflich. Auch die Bunarbaschi-Quellen liegen eine halbe Stunde entfernt am Fuße der Vorhügel und sind von der Burg aus gar nicht zu sehen. Solch weiten Weg hätten die armen Trojanerinnen mit ihren schweren Wasserkrügen machen müssen? Den Türkinnen geht es ja heute vielerorts nicht besser, aber von der Stadt des Paris sollte man doch etwas mehr Galanterie erwarten.

Vor allen Dingen wußte man vor einigen Jahrzehnten noch nicht, daß gerade die Lage auf einem niedrigen Hügel in der Nähe des Meeres für die ältesten bedeutendern Ansiedelungen auf griechischem Boden bezeichnend ist. Daß das homerische Troja eine Seestadt war, darauf deutet schon die Sage vom Raube der Helena. Ihrer so überaus günstigen Lage an der Durchfahrt zwischen zwei Meeren verdankt sie die Macht und den Reichthum, von denen die homerischen Gedichte singen. Ebenso wie sie lagen fast alle andern Städte jener Zeit, welche die Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts uns durch die gleiche reiche Cultur verbunden gezeigt haben, Tiryns, Orchomenos, Athen, nur so weit vom Meere entfernt, als nöthig war, um den unmittelbaren Gefahren der Seeräuberei entrückt zu sein, und jedesmal haben sie vorgezogen, sich auf einem niedrigen Hügel mit kolossalen Mauern zu umgeben, als weiter in den Bergen den natürlichen Schutz steiler Felsabhänge zu suchen. Auch die schon oben besprochenen vielfachen Erzählungen der Ilias setzen ja eine viel kürzere Entfernung zwischen Troja und dem Meere voraus, als die von Bunarbaschi bis dorthin ist. Da die Feste ferner an drei Seiten steil abfällt, so wäre der Lauf des Achill und Hektor, der bei Hissarlik noch denkbar ist, hier völlig unmöglich.

Was die Ruinen auf dem Balidagh selbst betrifft, so bestehen dieselben ausschließlich in den Resten eines kleinen Mauerringes. Die Mauern zeigen an einer Stelle, in der Südostecke, allerdings eine ähnliche Technik wie die prähistorische Umwallung auf Hissarlik: Böschung aus kleinen Steinen; aber die übrigen erhaltenen Theile dürften doch erst dem 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. angehören. Der Felsboden innerhalb des Ringes ist mit einer sehr dünnen Schuttschicht überzogen, was eine nur kurz dauernde Bewohnung beweist, und in diesem Schutt haben sich trotz der mehrfachen Ausgrabungen, die von Hahn 1864 und später Schliemann machte, keinerlei Spuren einer prähistorischen Ansiedelung gezeigt. Es hat hier eine der kleinen früh verlassenen Burgen gelegen, wie sie sich überall in der

Troas zerstreut finden; aber gerade an dieser Stelle erklärt sich die Existenz einer solchen sehr leicht; hier tritt der Skamander aus den Bergen in die Ebene, und da unserer Burg gegenüber am andern Ufer des Flusses noch die Ruinen einer zweiten kleinen Festung sichtbar sind, so ist klar, daß beide zusammen den Schlüssel der Skamanderenge bilden sollten.

Demnach dürfen wir die Bunarbaschi-Theorie wol als endgültig abgethan betrachten und nun um so gespannter und vertrauensvoller der Kunde lauschen, die uns Hissarlik von dem wirklichen Troja bringt. Hier werden wir zum ersten mal einen Maßstab gewinnen für die Beurtheilung des in Sage und Poesie lebenden Bildes von Troja; wir werden wenigstens in einem Punkte erkennen können, wieweit sich die älteste Poesie der Griechen an die Wirklichkeit gehalten hat.

Die Entfernung von Hissarlik bis zur Westküste beträgt 5, bis zum Hellespont 6 km, ist also so gering, daß das gelegentliche Vorschreiten des Kampfes von den Schiffen bis unter die Mauern, die eiligen Botengänge vor Sonnenaufgang, die nächtliche Hin- und Rückfahrt des Priamos ihre volle und anschauliche Erklärung finden. In der Mitte zwischen Stadt und Westküste fließt der Skamander, jetzt Mendere genannt. Er behält gewöhnlich auch in den heißen Monaten auf eine Breite von 20 Fuß 2 Fuß Wasser und trocknet nur in besonders dürren Jahren so weit aus, daß sein Bett nichts als zusammenhanglose Pfützen aufweist. Aber im Frühling, wenn plötzliche Regen eintreten und auf dem Ida der Schnee schmilzt, kann er mächtig geschwollen daherbrausen, Felsstücke und Baumstämme mit sich wälzend und die ganze Ebene überschwemmend. Solche Ereignisse hat die homerische Schilderung vom Flußkampfe des Achill vor Augen.

Am Nordfuße der Burg fließt ein kleineres Gewässer, Dumbrek-su, welches seine Mündung mit der des Skamander zu einem vielarmigen Delta vereinigt. In ihm dürfen wir den in der Ilias nur wenig hervortretenden Simois erkennen.

Das Schiffslager der Griechen befand sich, wie aus verschiedenen Stellen der Ilias hervorgeht, am Hellespont. Es war nur natürlich, daß der Dichter es hier an der Mündung des Skamander ansetzte, von wo der durch den Fluß gewiesene und zugleich kürzeste Weg nach Troja hinaufführte. Die Schiffe lagen dort „dichtgedrängt und füllten die weite Bucht von einem Vorsprung zum andern". Die beiden Vorsprünge können nur das Cap Sigeion und Cap Rhoiteion sein; so nahm schon Strabo an. Wenn nach dem Urtheil der Geologen die Skamanderebene zu Homer's Zeit auch nicht viel anders ausgesehen hat als jetzt, so wird doch der Fluß seine Mündung etwas weiter vorgeschoben haben, sodaß vor 3000 Jahren da eine Bucht war, wo heute eine sandige Spitze vortritt.

Der Skamander mündet gegenwärtig dicht neben dem Cap Sigeion, also ganz in Westen der von den beiden Vorgebirgen eingeschlossenen Bucht. Gilt dieses Verhältniß auch für das Alterthum, so lagen die Schiffe, welche die Bucht füllten, östlich vom Flusse, auf derselben Seite, auf der auch Troja liegt, und damit wäre eine der Hauptvoraussetzungen des Homerischen Schlachtfeldes verletzt. Auch diese Schwierigkeit ist jetzt gehoben. Virchow[1] hat bewiesen, daß der Kalifatli-Asmak, welcher näher bei Hissarlik vorbeizieht als der heutige Skamander, den frühern Lauf desselben darstellt. Das Bett des Asmak ist so breit und tief, daß es nur von einer bedeutenden, starkströmenden Wassermasse ausgewaschen sein kann, und der Sand in ihm ist derselbe syenithaltige, den nur der Skamander herunterbringt, indem er ihn theils selbst von einer bestimmten Stelle des Gebirges (bei Ewjiler) löst, theils von seinen obern im nordöstlichen Tschigridagh entspringenden Nebenflüssen zugeführt bekommt. An ihn schließt weiter nördlich der Intepe-Asmak an, der genau dieselben Erscheinungen zeigt und daher als die alte Mündung des Skamander angesehen werden darf.

[1] „Beiträge zur Landeskunde der Troas" (Berlin 1879).

Damit ist freilich noch nicht bewiesen, daß der Skamander gerade zur Zeit des trojanischen Krieges jenes alte Bett innegehabt haben müsse. Aber die Stadtanlage auf Hissarlik ist, wie so unzählige andere antike Stadtanlagen, in der Gabelung von zwei Flüssen offenbar darauf berechnet, von diesen Wasserläufen einen unmittelbaren Schutz zu empfangen. Schon danach allein ist es wahrscheinlich, daß der Skamander zur Zeit der Gründung von Troja dicht unter den Mauern der Stadt floß, und daß auch während der Blüte derselben dafür gesorgt wurde, daß er nicht von diesem Laufe wich. Hatte somit der Skamander bei Homer das Bett des Kalifatli-Asmak inne und mündete er durch den Intepe-Asmak, so konnten die Griechen nur auf seiner Westseite lagern und mußten, um zur Stadt zu gelangen, den Fluß passiren. Der Simois, der heute eigentlich ein selbstständiger Fluß ist, wurde unter jenen Verhältnissen schon ganz in der Nähe von Troja vom Skamander aufgenommen; die Vereinigungsstelle beider, an welcher Hera und Athena ihr Gespann stehen lassen, ist also keine Erfindung des Dichters.

Eine ebenso erfreuliche Erklärung hat erst während der letzten Ausgrabungen auch der vielumstrittene thrōsmos pedioio, die „Erhebung, Schwellung der Ebene", gefunden, von der aus die Trojaner, wenn sie besonders weit vorgedrungen sind, den neuen Angriff beginnen, auf der sie einmal auch übernachten, um den Griechen nahe zu bleiben und zu verhindern, daß dieselben etwa während der Nacht die Schiffe flott machen und fliehen. Man hatte bisher diese Erhebung, die doch in der Mitte der Ebene zwischen Troja und Cap Rhoiteion liegen mußte, vergeblich gesucht. Als aber Schliemann im Jahre 1882 jeden Morgen auf einem weithin sichtbaren Schimmel ans Meer ritt, um zu baden, bemerkten seine auf der Burg zurückbleibenden Mitarbeiter, daß der Schimmel regelmäßig an einer bestimmten Stelle der Ebene verschwand, weil er von dem zuletzt zurückgelegten Terrain verdeckt wurde, und erst wenn er sich mehr dem Strande näherte, wieder zum Vorschein kam. Schliemann

hat diese Beobachtung in seinem Buche nicht erwähnt, ich verdanke sie mündlicher Mittheilung; die kleine Geschichte zeigt aber anschaulicher als alle Meßzahlen, daß eine Bodenschwellung vorhanden ist. Bedenken wir dazu, daß der Skamander in den letzten 3000 Jahren die Ebene doch um ein gutes Stück aufgehöht hat — Virchow meint um etwa 3 m, Dörpfeld um 1 m durchschnittlich —, daß die Schwellung also früher viel mehr hervorgetreten sein muß, so ist damit wol die Frage nach dem homerischen throsmos hinreichend beantwortet.

Den letzten wichtigen Punkt der homerischen Topographie bildet der Brunnen- und Waschplatz der trojanischen Frauen mit der kalten und der warmen Quelle. Nur 300 Schritt vom Südfuße der Burg entfernt hat Schliemann einen in den weichen Kalkstein gehauenen Felskanal von 1,68 m Höhe und 3 m Breite gefunden. Derselbe läuft 18 m weit geradlinig in den ansteigenden Hügel hinein, hat ungefähr in der Mitte dieser Strecke ein rundes Loch nach oben, zum Einlassen von Licht und Luft, und theilt sich am Ende in drei Arme, deren nördlichster die bisherige Breite beibehält, während die beiden andern so schmal sind, daß gerade ein Mann eintreten kann. Als man diese drei Arme noch etwa 10 m weit ausräumte, sprang am Ende eines jeden eine Quelle schönen Trinkwassers auf. Auf dem Boden des Kanals fand sich, aus dem breiten Nordarme kommend bis zur Ausmündung ins Freie, eine Wasserrinne, deren Ränder ganz wie bei den cyklopischen Leitungen in Tiryns und Mykenä aus unbehauenen Steinen, scheinbar ohne Bindemittel hergestellt war. Die Steine sind aber ursprünglich gewiß mit Lehm verbunden gewesen, ebenso wie auch die Blöcke der tirynther Stadtmauer, von denen man früher glaubte, daß sie lose aufeinandergethürmt seien. Ueber die Rinne war in römischer Zeit eine Leitung aus Thonröhren gelegt worden, die draußen in zum Theil erhaltene Waschtröge führte.

Diese ganze Anlage liegt nun genau so, wie die Ilias es für ihre Quellen voraussetzt. Die Ausgrabungen haben auf

Hissarlik zwar drei Thore ergeben, aber anscheinend aus verschiedener Zeit und alle ungefähr gegen Süden gerichtet. Welches von ihnen also auch das skäische sein mag, oder ob dieses, wie Dörpfeld und Schliemann annehmen, in der Unterstadt südwestlich von jenen dreien zu suchen ist, jedenfalls liegen die Quellen ganz in seiner Nähe, nur 300 Schritt von der Burg, und der große Fahrweg mußte dicht bei ihnen vorbeikommen. Aber wo

1. Felskanal der „Skamanderquelle" bei Hissarlik.

ist die von Homer gepriesene warme Quelle? In der Nähe des Schachtes ist leider nicht weiter gegraben worden, sodaß sie vielleicht dort noch zu finden wäre. Aber schon Strabo hat sie nicht mehr gesehen. Vielleicht ist sie früh versiegt oder hat nach ihrer Verschüttung sich einen andern Weg gebahnt, der noch nicht aufgefunden ist. Vielleicht auch — und das ist mir das Wahrscheinlichere — ist sie überhaupt nur durch eine Verwechselung an dieser Stelle angenommen worden. Die eigentlichen Quellen des Skamander nämlich, welche sich im Idagebirge und zwar am Fuße des Gargaros-Gipfels befinden, haben genau die Eigen-

schaften, welche Homer beschreibt. Barker Webb[1] hat sie in den vierziger Jahren entdeckt, und Schliemann und Virchow haben 1879 seine Angaben nachgeprüft und bestätigt. Aus zwei wenige Minuten voneinander gelegenen Felshöhlen entspringen dort die Quellen, die sich gleich darauf zu dem Skamanderbache vereinigen; bei 14° C. Lufttemperatur zeigte die eine 9° C., die andere 15° C. (Virchow). Es wäre demnach leicht denkbar, daß die Quellen, welche am Südfuße der Burg von Troja sich befinden, und wol im Gegensatze zu den auf der Nordseite entspringenden und zum Simois fließenden Wasseradern Skamanderquellen hießen, in der spätern Dichtung mit den Eigenschaften der wirklichen Skamanderquellen ausgestattet worden wären. Wie dem aber auch sei, jedenfalls werden wir in der von Schliemann wiedergefundenen alten Anlage einen wichtigen thatsächlichen Untergrund für die homerische Beschreibung erkennen dürfen.

Nach alledem braucht man nicht daran zu zweifeln, daß auch weitere Einzelheiten, wie die verschiedenen Grabhügel, welche erwähnt werden, zur Zeit der homerischen Sänger in der trojanischen Ebene gezeigt worden seien. Nur wird man nicht verlangen, daß wir noch heute jeden einzelnen nachweisen. Dazu ist oft die Beschreibung zu unbestimmt, oder durch die Schicksale der Gedichte unbestimmt geworden, oft auch die Oertlichkeit zu sehr gestört. So kann das Aisyetesgrab, von dem aus kühne trojanische Spione das Lager der Griechen beobachten, aus den vielen in der Nähe des Meeres gelegenen Grabhügeln nicht herauserkannt werden; der Ilostumulus, der dicht an der Skamanderfurt gelegen haben soll, ist gewiß längst von den reißenden Winterwassern weggespült worden.

Fassen wir alle die einzelnen Punkte der bisherigen Erörterung zu einem Bilde zusammen, so zeigt sich, daß dasselbe weit genauer mit dem homerischen übereinstimmt, als selbst die eifrigsten Vertheidiger der Troja-Hissarlik-Theorie früher an-

[1] „Topographie de la Troade“ (Berlin 1844).

nehmen durften; denn zu dem, was jene wußten, ist noch manche sprechende Einzelheit hinzugekommen. Skamander und Simois fließen unter den Mauern der Stadt, und der Skamander trennt diese von dem griechischen Lager; in der Mitte der Ebene liegt die „Erhebung", auf der die Trojaner den Achäern so drohend nahe sind; dicht vor dem Stadtthore aber finden sich die Quellen gefaßt, die der Krieg mit so ganz andern Scenen umgibt als der Friede. Wer wollte da noch leugnen, daß die Sage nur von denen ihre feste Gestalt bekommen haben kann, die im troischen Lande mit allen Erscheinungen der Wolken und Winde, mit Meer und Bergen und Inseln und mit allen Kleinigkeiten in der Umgebung der königlichen Stadt vertraut waren? Wir wissen jetzt, daß die epischen Lieder nicht in ihrer ersten Gestalt auf uns gekommen sind, daß sie von spätern Sängern zu größern Ganzen zusammengearbeitet und schließlich zu der Ilias verschmolzen wurden, die wir in Händen haben. Aber auch in jenen Zusammenarbeitungen ist das ursprüngliche heimatliche Bild bewahrt geblieben und selbst das späte Flickwerk, das zwischen den alten Einzelliedern deutlich erkennbar die Uebergänge vermittelt, verstößt kaum gegen dasselbe. Die Ilias ist noch weit entfernt von den phantastischen Umgestaltungen des Wirklichen, wie sie die Odyssee sich erlaubt, in der aus gefährlichen Felszacken gierige Scyllahälse werden und aus Wasserwirbeln schlürfende und speiende Ungeheuer, in der das „Gabelland" Thrinakria, in Wirklichkeit der Peloponnes, in dem Kirke zu Hause ist, in immer weitere Ferne verlegt wird, um desto leichter mit allem erdenklichen Zauberwesen umsponnen zu werden. Mit der Odyssee beginnt schon die freie Phantasie des Einzelnen ihr Spiel, die nachher bei den Lyrikern und Dramatikern so zügellose Neubildungen der Sage hervorruft, wie wir sie etwa in unsern Tagen Wagner's kühnem Haupte haben entsteigen sehen. Die Ilias ist wie ein blumiger Rasenteppich, der treu und einfach den Boden schmückt, auf dem er gewachsen ist, jeder Falte desselben, jeder Erhebung

und jeder Senkung sich anschmiegend; die Odyssee treibt schon muntere Ranken und gefällt sich in lauschigem Buschwerk; die Lyrik und Dramatik aber läßt mächtige Bäume emporwachsen, an denen wir schwindelnd hinaufsehen und erstaunen über die winzige Scholle, die die Nahrung bot für solche Ueppigkeit.

---

2. Allgemeines über die Grabungen auf Hissarlik.

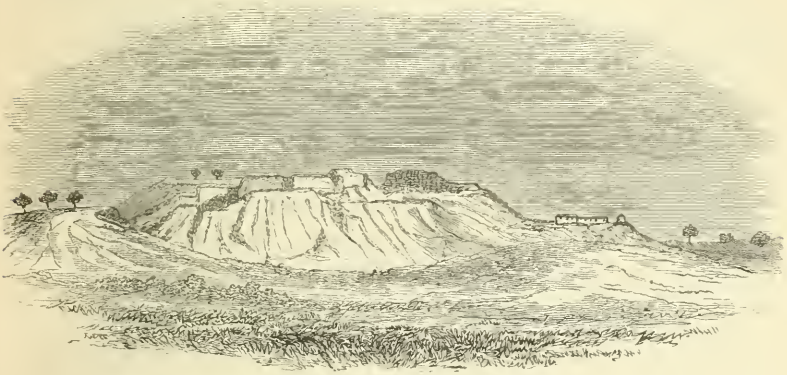
Hissarlik heißt nicht etwa, wie öfter angenommen wird, das nächste jetzige Dorf beim alten Troja, sondern die Ruinenstätte selbst. Das Wort bedeutet „Burg" und wird von den Türken außerordentlich häufig zur Bezeichnung alter Stadtanlagen gebraucht.

Die östlichen höhern Berge schieben in die Gabel zwischen Mendere und Dumbrek-su — Skamander und Simois — eine in ziemlich gleicher Höhe sich haltende Hügelkette vor. Kurz vor ihrem Ende tieft dieselbe sich etwas ein: das nun noch folgende abgesonderte Stück ist Hissarlik.

Die Burgkrone zeigt eine von Osten nach Westen gestreckte ovale Form. Sie hat sich bei jeder neuen Bebauung erweitert und erhöht, indem eine neue Ansiedelung ihre Häuser immer auf den theils liegen bleibenden, theils zur Seite geschobenen Schutt der vorhergehenden setzte. So zeigt die älteste in den Ausgrabungen zu Tage getretene Stadt nur eine Höhe von 35 m über dem Meere und eine Breite von 46 m, während die Burg der zweiten, der homerischen Stadt, schon mehrere Meter höher liegt und ihren Mauerring auf 100 m Breite erweitert hat. Die volle Höhe des Hügels bei Beginn der Ausgrabung betrug 49,50 m. In ähnlicher Weise ist auch der Einschnitt, welcher den Burghügel von dem anschließenden Höhenrücken trennt, erst durch die Entwickelung der alten Stadt allmählich so gering geworden, wie er heute erscheint. Die Untersuchung des Jahres 1882 hat gezeigt, daß der ursprüngliche Boden an

jener Stelle 10—12 m tiefer liegt als der heutige, und daß das Anwachsen durch schichtweise Aufhöhung von der Stadtseite her erfolgt ist.

Die ersten Jahre der Schliemann'schen Ausgrabungen hatten ein unentwirrbares Netz von Mauern auf der Burg bloßgelegt. Schliemann hatte nach deren Bauart und der gefundenen Töpferwaare wol sieben Perioden zu unterscheiden gesucht, aber es war nicht gelungen, irgendeine der sieben Schichten, deren jede eine besondere Stadt darstellen sollte, in ihrer Gesammtlage zu erkennen. Dazu hätte es auch der Abtragung, das heißt Zer-



2. Hissarlik von Kumköi aus gesehen.

störung, einer Schicht nach der andern bedurft, und wir wollen Schliemann dankbar sein, daß er sich zu diesem Radicalmittel nicht verstanden hat, denn dem sich hier aufthuenden unerhörten Alterthum gegenüber waren damals die Augen aller Forscher noch so ungeübt, daß sie wol doch das Wesentliche nicht erkannt hätten und der Palast des Priamos vielleicht unwiederbringlich den Berg hinabgerollt wäre. Was Schliemann damals mit vorsichtigem Ausdruck für „das Haus des Stadtoberhauptes" erklärte, ist in seinem ganzen Umfange nur so groß wie das Vorzimmer des nachher entdeckten wirklichen Palastes; seine Einzelräume stellen sich demzufolge als bescheidene Stübchen dar,

und die dünnen Wände sind in der einfachsten Weise aus Bruchsteinen und Lehmmörtel aufgemauert.

Erst die deutschen Ausgrabungen in Olympia, welche den ersten trojanischen auf dem Fuße folgten, verschafften uns in die älteste Bauart auf griechischem Boden einen Einblick. Im Heraion, dem ältesten Tempel des Festplatzes, fand man den Hermes des Praxiteles in einer dicken Lehmschicht begraben. Die Masse wurde anfangs als eine Abschwemmung des dicht daneben ansteigenden Kronoshügels aufgefaßt; aber bald zeigte sich, daß in ihr die zusammengestürzten Cellawände zu erkennen seien, die aus großen Lehmziegeln bestanden hatten. Die steinerne Untermauerung der Wände schnitt in der Höhe von 1 m ringsherum glatt ab, für den Weiterbau waren jene Ziegel verwendet; Pfosten und Gebälk bestanden aus Holz, und auch die Säulen der die Cella umgebenden Halle waren ursprünglich aus Holz gewesen und erst beim Schadhaftwerden eine nach der andern durch steinerne ersetzt worden. Dörpfeld's vortrefflichem Blick war, wie so vieles in Griechenland, diese schöne Entdeckung gelungen. Es war ein sehr glücklicher Gedanke von Schliemann, daß er sich die Mitwirkung dieses Mannes sicherte, als er im Jahre 1882 zu neuen Forschungen nach Troja zog. Nun wurde es auch Licht auf der Burg des Priamos. Zwischen den Wänden und Wändchen der verschiedenen Zeiten traten die großen Züge einer einheitlichen Lehmziegelperiode hervor. Aus diesem Material bestanden die stattlichsten Gebäude, die es, abgesehen von den späten hellenistisch-römischen, überhaupt auf der Burg gab, und alle lagen in einer und derselben Schicht, der zweiten vom Urboden aus. Auch bei den riesigen Befestigungsmauern war, wie sich nun zeigte, die steinerne Böschung nur der Unterbau; auf ihm erhob sich die gleiche nur hier noch weit stärkere Lehmziegelmauer. Nun konnte man getrost die spätern Häuschen wegschlagen, um immer deutlicher das Bild jener Blütezeit herauszuarbeiten. Sie ist es, die im Mittelpunkte unsers Interesses für Troja steht, und

die somit auch in der folgenden Darstellung den Hauptplatz einnehmen wird.

Unter den sieben übereinander liegenden Städten, welche Schliemann auf dem Burghügel zu erkennen glaubte, scheiden sich die erste und zweite sicher und einfach voneinander ab. Die erste ruht auf dem Urboden. Ueber ihren Trümmern ist ein neues Planum gebildet worden, das sich je nach der Schwellung des alten Bodens $3\frac{1}{2}$—6 m über denselben erhebt; auf ihm befinden sich die Gebäude der zweiten Ansiedelung, der Blüteperiode der Burg, in der erwähnten Lehmziegelconstruction.

Die Blütezeit scheint von langer Dauer gewesen zu sein. An den Mauern und Thoren, sowie auch an den Gebäuden im Innern der Burg, die ihr angehören, lassen sich wiederholte Umbauten erkennen, die ohne Veränderung des Stadtbodens vorgenommen sind. In einem großen Brande hat sie schließlich ihr Ende gefunden. Schliemann hatte die große Masse verbrannten Schuttes, die von einer solchen Katastrophe zeugt, anfangs zur dritten Ansiedelung gerechnet, und daher in seinem Buche „Ilios" diese als die verbrannte, die homerische Stadt bezeichnet; bei den spätern Ausgrabungen wurde festgestellt, daß der Schutt, weil durchweg aus Lehmziegeln bestehend, zur zweiten Stadt gehören muß. Da die Fundamente der dritten Ansiedelung öfters bis fast auf den Boden der zweiten reichen, war der Irrthum leicht möglich gewesen.

Was Schliemann als dritte, vierte, fünfte und sechste Ansiedelung auffaßt, läßt sich wol scharf von der voraufgehenden zweiten wie von der nachfolgenden „siebenten Stadt", dem griechisch-römischen Ilion, scheiden, bildet aber unter sich eine nur schwer in bestimmte Schichten zu sondernde Masse. Es sind lauter ärmliche Wohnungen, aus Bruchsteinen mit Lehm aufgeführt, und aus der verschiedenen Höhe, in der sie über dem Boden der zweiten Stadt liegen, läßt sich kein sicherer Schluß ziehen auf den Zeitraum, der sie von jener trennt. Schliemann

sagt selbst, daß schon die dritten Ansiedler sich nicht die Mühe gaben, ein neues Planum herzustellen, sondern den Schutt der zweiten Stadt liegen ließen, wie sie ihn fanden, und nun, der eine auf dem hohen Trümmerhügel des zusammengestürzten Palastes, ein anderer auf dem viel tiefer gelegenen freien Platze vor demselben, ihre Häuser errichteten. Hier konnte dann erst die fünfte oder sechste Erneuerung annähernd die Höhe erreichen, welche dort schon der erste Bau innehatte. Da ferner auch die Bauart der Häuser, sowie die Funde an Geräthen und Thongefäßen eine zeitliche Gruppentheilung der auf die zweite Ansiedelung folgenden Wohnungen noch nicht ermöglichen, so werden wir die dritte, vierte, fünfte und sechste Stadt als eine fortlaufende und nur hier und da ein neues Element aufnehmende dorfartige Besiedelung des Burgberges betrachten dürfen, die bald nach der Zerstörung der zweiten Stadt begann und sich durch mehrere Jahrhunderte erstreckt haben mag.

Ein ganz neues Bild bietet die Burg erst wieder in ihrer letzten Schicht, der Nachblüte in hellenistischer und römischer Zeit. Diese wird durch eine neue starke Ummauerung und die mächtigen Quaderbauten großer öffentlicher Gebäude charakterisirt.

Nach der gegebenen Motivirung theilen sich alle auf der Burg erhaltenen Bauten und die bei ihrer Aufdeckung gemachten Einzelfunde in folgende vier Zeitabschnitte: erstens die älteste Stadt, sodann die zweite Stadt, das homerische Troja, ferner die dorfähnlichen Ansiedelungen, welche sich als ärmliche Fortsetzung der zweiten Stadt darstellen, und schließlich das griechische und römische Ilion.

---

3. Die älteste Stadt.

Die Reste der ersten Stadt kennen wir nur durch den großen Nordgraben, welchen Schliemann schon im Jahre 1872 bis 1873 quer über die Burg gezogen hat. An allen andern Stellen

ist der Boden der zweiten Stadt nicht durchbrochen worden, um diese wichtigste Schicht nicht zu zerstören. In jenem bis 15 m breiten Graben sind eine Reihe von annähernd parallelen Mauern bloßgelegt, deren nördlichste und südlichste durch ihre größere Stärke und ihre geböschte Außenseite sich als Festungsmauern darstellen. (S. Plan II.) Sie sind annähernd $2\frac{1}{2}$ m dick, aus unbearbeiteten Kalksteinen hergestellt und außen mit etwas größern ebensolchen Steinen verkleidet. Die Entfernung zwischen beiden, also die Breite der Burg, beträgt nur 46 m. Von der südlichen Linie 8 m einwärts, liegt eine zweite gleiche Festungsmauer, offenbar der Rest des ursprünglich engern Ringes. In der Mitte sehen wir mehrere 60—90 cm dicke Hausmauern, die aus kleinen mit Lehm verbundenen Steinen bestehen und stellenweise noch ihren alten Lehmputz bewahrt haben. Im Frühling 1890 ist die erste Quermauer aufgedeckt worden, welche zwei einander zunächst gelegene Längsmauern verbindet. Weder gebrannte noch ungebrannte Ziegel sind in dieser Ansiedelung gefunden. Der Boden derselben fällt von Süden nach Norden um 2 m ab.

Trotzdem die Geräthfunde der ersten Ansiedelung mit denen der zweiten nach Art und Form vielfach ganz übereinstimmen, lassen sich als Eigenthümlichkeiten der ersten doch folgende Punkte klar erkennen. Metall findet sich noch außerordentlich selten; die Aexte, Messer, Sägen sind durchweg aus Stein. Unter den Gefäßen überwiegen die schwarzgebrannten, und die meisten von ihnen zeigen statt regelrechter Henkel durchbohrte Ansätze, durch welche ein Bindfaden als Handhabe und Aufhängsel gezogen war. Die in der zweiten und dritten Ansiedelung so häufigen Gesichtsvasen fehlen noch gänzlich. Die Töpferscheibe ist schon bekannt, wird aber seltener angewandt als bei den nachfolgenden Bewohnern.

Einige Beispiele mögen diese Hauptpunkte näher erläutern. An Metallgegenständen wurde in der ersten Stadt nichts weiter gefunden als ein paar kupferne Messerklingen von der in Abbildung 3 dargestellten Form, ferner ein dicker Ring und mehrere

Dutzend 10—12 cm langer nadelförmiger Gegenstände mit rundem oder zur Spirale gebogenem Kopf (Abb. 4—6), die wol als Spindeln oder Haarnadeln aufzufassen sein werden, als erstere besonders die Exemplare mit durchbohrtem Kopf. An Tuchnadeln ist deshalb kaum zu denken, weil in allen ältesten Ansiedelungen auf classischem Boden die Fibeln, die Sicherheits-

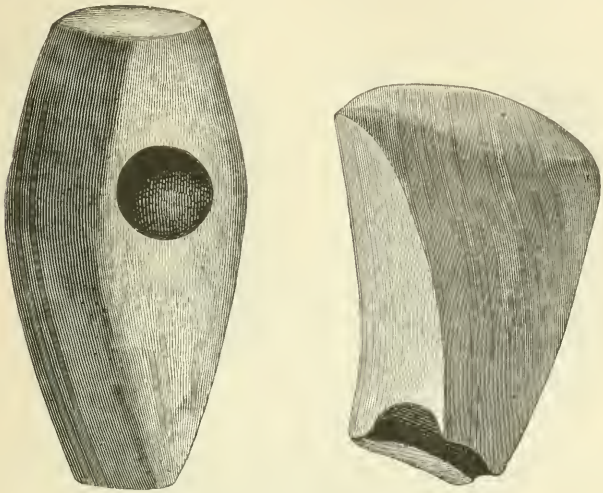
3. Kupferne Messerklinge ($^1/_2$ der wirklichen Größe).

nadeln nach modernem Ausdruck, sowie überhaupt sicher als Kleidernadeln aufzufassende Gegenstände fehlen. In den mykenischen Gräbern fanden sich Nadeln von ähnlicher Form wie die trojanischen, aber so groß und dick, und mit so reichem, zum Theil sogar bildlichen Zierath am Kopfende, daß sie sich dadurch zweifellos als Haarschmuck erweisen. Wir haben für die ältesten Bewohner all jener Stätten offenbar genähte Gewänder anzunehmen, wie sie später als der asiatischen Sitte eigenthümlich angesehen wurden; für eine solche Tracht sind Nadeln natürlich überflüssig.

4. 5. 6. Bronzene Haarnadeln ($^1/_3$ der wirklichen Größe).

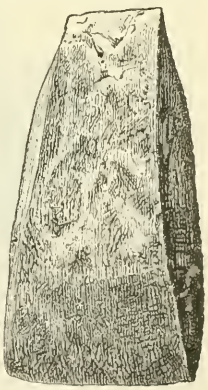
Die Steinwerkzeuge sind, wie gewöhnlich in ältester Zeit, zumeist aus Nephrit, Diorit und Serpentin, einige auch aus Hämatit und Porphyr. Aus den letztern Stoffen bestehen die beiden in Abb. 7 und 8 dargestellten Aexte. In den Ausgrabungen des Jahres 1882 wurden in der Schuttschicht der ersten Stadt 8 Steinärte, resp. Meißel gefunden, von denen 5 aus Diorit und 3 aus Nephrit waren. Diorit kommt nach Calvert's Mittheilung im Innern der Troas, im Thale des Rhodios, häufig vor. Aus Nephrit bestehen in Troja nur die kleinern

Werkzeuge, die wol eher Meißel als Aexte zu nennen sind. (Vgl. Abb. 9.) Nephrit ist das zäheste aller Gesteine. Er hat



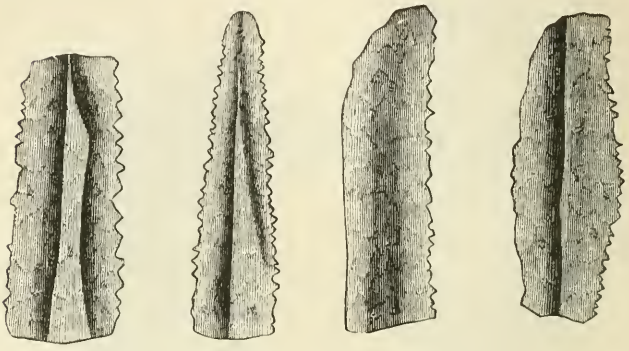
7. 8. Steinäxte (etwa $^1/_2$ der wirklichen Größe).

sich, außer in Neuseeland und in Südamerika, welche Fundstellen für das Alterthum nicht in Betracht kommen, bisher nur in Centralasien und spärlich in Schlesien, der Schweiz und Steiermark gefunden. Bisher kannte man allein Werkzeuge aus grünem Nephrit; den ersten Meißel aus weißem fand Schliemann $6^1/_2$ Fuß unter der Oberfläche des Hissarlikhügels, also in der dritten Schicht der Burg. Gelblich-, graulich- und grünlich-weißer Nephrit soll in Turkestan häufig, völlig weißer nur in China zu finden sein. So bietet uns das Material der gefundenen Werkzeuge interessante Fingerzeige für die schon in der ältesten Periode der Stadt bestehenden Handelsbeziehungen nach dem Innern Asiens.



9. Meißel aus grünem Nephrit (natürliche Größe).

Steinerne Messer aus den ältern Schichten der Burg stellen Abb. 10—13 dar. Die blos auf einer Seite gezahnten, wie Abb. 12 und 13, waren mit der glatten Fläche in Holz- oder



10. 11. 12. 13.

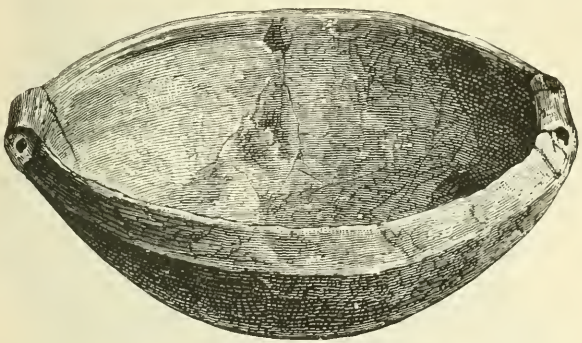
Messer aus Feuerstein (Größe 2:3).

Knochengriffe eingefügt und mit Pech verkittet, von dem sich noch an einigen Exemplaren Reste erhalten haben. Da die Schneide

14. Schwarzes Thongefäß (Größe 1:4).

in Stein sich niemals so scharf herstellen läßt wie in Metall, so haben diese ältesten Messer zugleich Sägezähne, die den Schnitt erleichtern.

Fast alle Topfwaare der ersten Stadt ist glänzend schwarz, spärlich kommen auch rothe, braune und gelbe Scherben vor. Eins der besterhaltnen ist das in Abb. 14 wiedergegebene Gefäß, das vielleicht als Kochtopf gedient hat. Es ist von mattschwarzer Farbe und zeigt auf beiden Seiten die für das Geschirr der ersten Stadt besonders charakteristischen Vorsprünge mit zwei langen röhrenförmigen Löchern. Durch diese wurde ein Strick gezogen, an welchem der Topf getragen und aufgehängt werden konnte. Wie die schwarze Färbung erreicht



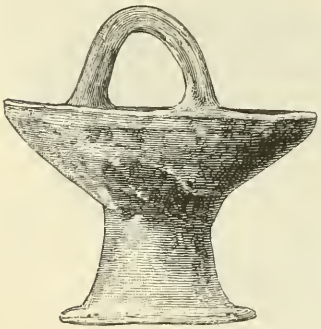
15. Schwarze Schale (Größe ungefähr 1:4).

wurde, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Virchow [1] vermuthet, daß man die Gefäße einfach in geschlossenen Räumen einem Rauchfeuer aussetzte, dessen Ruß ganz in den Thon eindrang. Von einem großen Praktiker in diesen Dingen, Dr. Hostmann in Celle, ist indessen eingewendet worden, die meist marmorglatte, schwarze Schicht könne niemals durch Schmauchfeuer entstehen, sie sei vielmehr dadurch gebildet worden, „daß die Gefäße mit einem dünnen Ueberzug von geschmolzenem Fichtenharz, dem man etwas Oel zusetzen kann, getränkt und nach dem Erkalten desselben derart der Einwirkung eines Feuers ausgesetzt wurden, daß die Harzschicht zum Verkohlen gebracht wurde". [2]

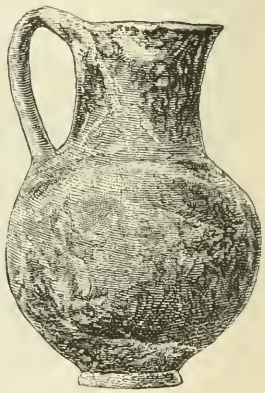
[1] Schliemann, Ilios, S. 250.
[2] Schliemann, Troja, S. 38.

Die senkrechte Durchbohrung an Stelle des Henkels, die in Hissarlik so häufig ist, kommt sonst nur sehr vereinzelt vor. Schon in den Grabhügeln der Skamanderebene findet sie sich nicht mehr. Aus Assyrien und Babylonien stammen mehrere Gefäße dieses Systems und vereinzelte aus verschiedenen europäischen Fundorten.

Die horizontale Durchbohrung dagegen, wie sie die Schale in Abb. 15 zeigt, von welcher 25 Exemplare vorhanden sind, ist



16. Schwarzer Becher (Größe 1:4).



17. Schwarzer Krug (Größe ungefähr 1:4).

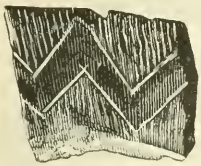
weit häufiger und findet sich unter anderm auch in Norddeutschland.

Der in diesen Löchern befestigte, quer über das Gefäß laufende Strick hat offenbar die Anregung gegeben zu der ältesten Form des aus Thon angesetzten Henkels. Der Becher in Abb. 16 zeigt das deutlich. Von seiner Form sind so viele Bruchstücke in der ersten Ansiedelung gefunden, daß dieselbe hier gemeingültig gewesen zu sein scheint. In den folgenden Schichten kommt sie nicht mehr vor. Der Becher ist von schwerem Thon und wenig gebrannt.

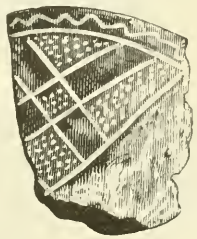
Gefäße mit gewöhnlichen Henkeln sind in der ersten Stadt selten. Abb. 17 stellt die einzige ganz erhaltene Henkelkanne

dar. Sie ist überhaupt ein auffallend entwickeltes Stück für diese Schicht, sehr dünnwandig und bereits auf der Töpferscheibe gedreht.

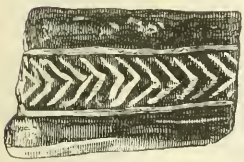
Verzierungen finden sich fast nur am Innenrande der Schalen. Sie sind sehr einfach und zeigen durchweg die in Abb. 18—21 dargestellten, aus Zickzacklinien oder auch einfachen Strichen und Punkten zusammengesetzten Formen. Die Linien sind in den Thon eingeritzt und mit weißer Kreide gefüllt, sodaß sie sich von der schwarzen Grundfläche hübsch abheben. Gelegentlich hat der



18.



19.



20.

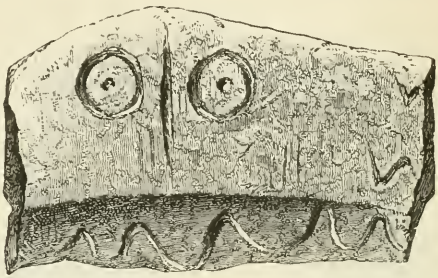
21.

Bruchstücke von Schalen (Größe ungefähr 1:2).

Töpfer auch in unbeholfener Weise ein Menschenantlitz darzustellen versucht, wie auf dem Schalenstück Abb. 22. Die Augen sind kugelrund gebildet, aber ihr Stern ist angegeben; die Nase ist durch einen einfachen Strich bezeichnet, der Mund fehlt ganz. Auf einem andern Bruchstück (23) kommt die Form der Augen der Natur weit näher; sogar die Brauen sind nicht vergessen. Da wir aus dieser Zeichnung deutlich das Bestreben erkennen, das Menschengesicht als Verzierung anzuwenden, so darf, denke ich, aus der mangelhaften Darstellung der Nase und

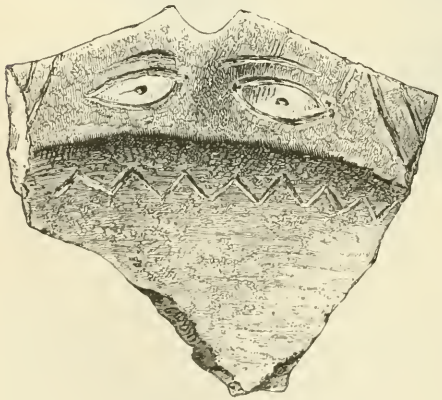
dem Fehlen des Mundes auf dem andern Stück nicht geschlossen werden, daß dort etwa ein Eulengesicht gemeint sei.

In großer Masse haben sich in der ersten wie in den fol-



22. Bruchstück vom Rande einer Schale (Größe ungefähr 1:2).

genden Schichten thönerne „Spinnwirtel" gefunden, in derselben Form, wie sie überall auf antikem Boden und aus allen Perioden des Alterthums zu Tage treten. Indeß ist sehr zweifelhaft, ob



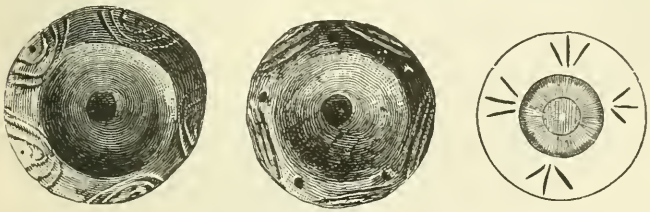
23. Bruchstück vom Rande einer Schale (Größe ungefähr 1:2).

24. Spinnende Frau. Nach einem römischen Relief.

dieselben wirklich alle Spinnwirtel gewesen sind. Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, daß sie die hölzerne Spindel, welche am Ende des zu spinnenden Fadens hing, beschwerten, um deren Drehung zu erleichtern. Die obenstehende Abb. 24

zeigt eine Frau mit dem im Alterthum allgemein gebräuchlichen Handrocken spinnend: der Faden wird aus dem Rocken ausgezogen; sobald er so lang ist, daß die Spindel mit dem Wirtel den Boden zu berühren droht, wird er um diese Spindel gewickelt, in einer Kerbe befestigt und die Thätigkeit beginnt von neuem.

Jedoch das massenhafte Auftreten dieser Gegenstände — allein im Jahre 1882 hat Schliemann über 4000 gefunden — und ihre Aehnlichkeit mit den großen Perlen aus Stein (S. Abb. 87. 88.) oder Bernstein (S. Abb. 197) führt doch auf die Vermuthung, daß sie oder wenigstens der größte Theil von ihnen zu Ketten gereiht am Halse getragen wurden. Die Ver-



25—27. Spinnwirtel aus Thon (Größe 1 : 2).

zierungen, welche fast jedes Stück trägt, adeln das unscheinbare Material und machen es um so wahrscheinlicher, daß dasselbe damals vor der Erfindung des Glases dem Volke für Bernstein und anderes Kostbare denselben Ersatz lieferte, wie heute Glasperlen für echte Perlen und Diamanten.

Mannichfacher Misbrauch ist getrieben worden mit der Thatsache, daß in Troja keine Schwerter gefunden sind. Man hat daraus geschlossen, daß die Trojaner überhaupt keine gehabt hätten, daß sie wegen dieses auffallenden Mangels als ein Volk der primitivsten Cultur anzusehen seien, welches eine von allem Verkehr abgeschlossene Binnenlandsexistenz geführt haben müsse. Ein solcher Schluß ist entschieden gewagt. Schwerter werden auf Akropolen immer selten oder gar nicht gefunden. Ihr massenhaftes Auftreten in Mykenä ist

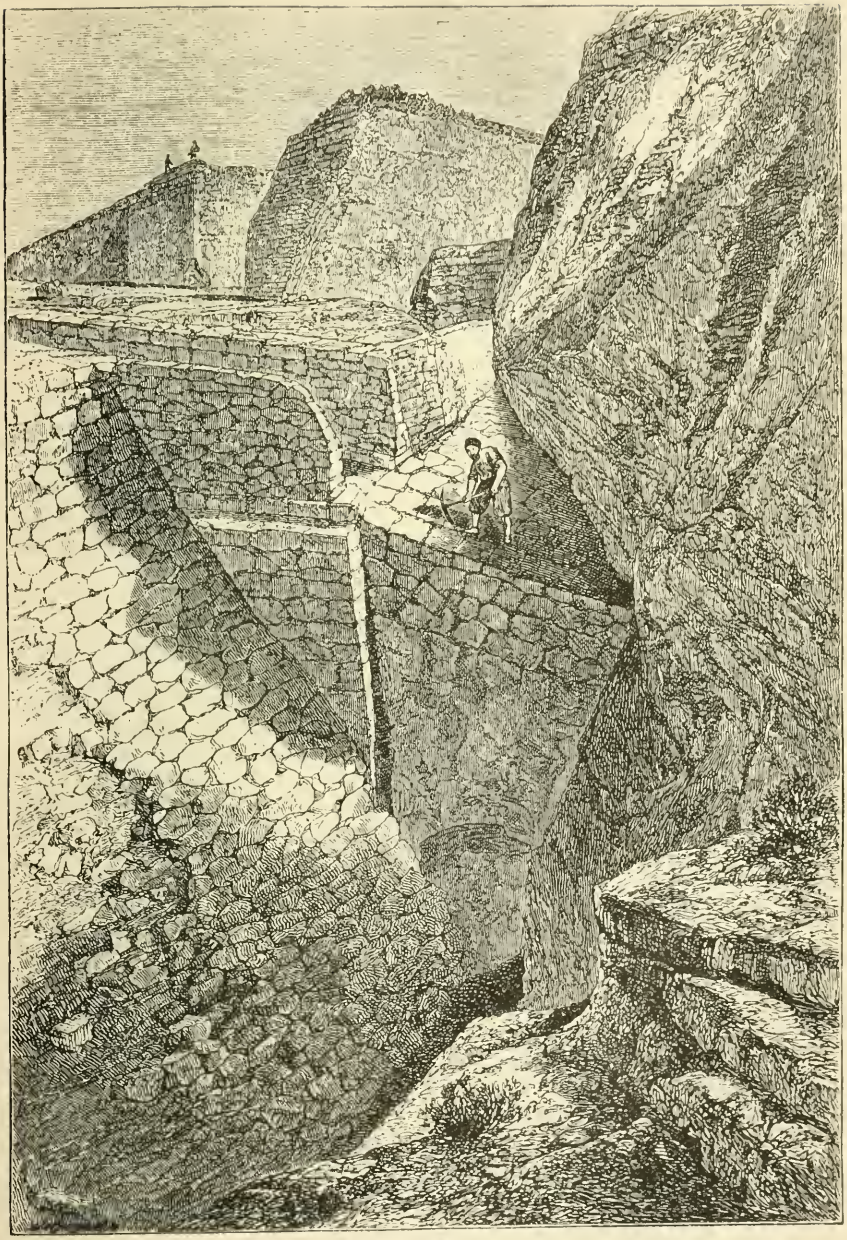
den dort aufgedeckten unberührten Gräbern zu danken. In Tiryns, wo keine Gräber gefunden sind, ist auch kein einziges Schwert gefunden. Wer wollte daraus schließen, daß die Tirynthier nur mit Lanze und Bogen gekämpft hätten? Ebenso ist es in Troja, wo auch die Gräber und damit die Schwerter fehlen. Würde schon diese Erwägung uns warnen müssen, den Trojanern die Schwerter abzusprechen, so kommen noch positive Anhalte für das Vorhandensein solcher hinzu. Aus der zweiten Stadt ist eine Dolchklinge (s. Abb. 66) und aus der ersten ein, wie Schliemann sagte, „merkwürdiger Gegenstand aus Elfenbein, wahrscheinlich ein Idol" vorhanden (Abb. 28), der nach meiner Meinung nur als Nachbildung eines kurzen, den mykenischen ähnlichen Schwertes aufgefaßt werden kann und vielleicht als Haarpfeil verwandt worden ist.

28. Elfenbeinerne Nachbildung eines kurzen Schwertes (Größe 1:2).

4. Die Bauten der zweiten Stadt, des homerischen Troja.

Die Schuttschicht der ersten Stadt hat eine Dicke von ungefähr $2^1/_2$ m. Ueber derselben folgt zunächst eine durchschnittlich 50 cm mächtige Erdlage, welche beweist, daß die Stätte längere Zeit brach gelegen hat, und alsdann die große Aufschüttung, durch welche die zweiten Ansiedler das Burgplateau ebneten und erweiterten. Diese letztere Aufhöhung beträgt an der Südseite 50 cm, an der Nordseite bis zu 3 m, und der Boden der zweiten Stadt liegt demnach im ganzen $3^1/_2$—6 m über dem der ersten. Aus dieser starken Schutt- und Erdschicht erklären sich die bis $2^1/_2$ m tiefen Fundamente, welche die neuen Ansiedler zur Sicherung ihrer Gebäude aufgeführt haben.

Der imposanteste Bau der neuen Periode ist die große Burgmauer, die besonders im Süden noch recht gut erhalten ist.



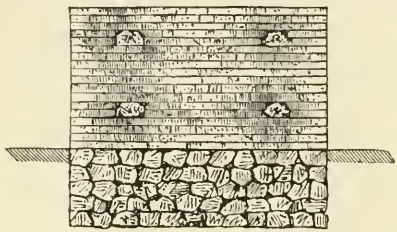
29. Unterbau der Burgmauer der zweiten Stadt neben dem Südwestthore mit der Rampe. S. 61.

Die Nordlinie ist den Ausgrabungen der siebziger Jahre, die Wichtiges und Unwichtiges noch nicht zu scheiden wußten, zum Opfer gefallen. Auf der erhaltenen Strecke haben die Ausgrabungen von 1882 zwei Linien hinter einander, die von 1890 sogar noch eine dritte, noch weiter zurückliegende festgestellt. Und zwar läßt sich erkennen, daß diese Mauern nicht drei verschiedene durch Unterbrechungen getrennte Besiedelungsperioden darstellen, sondern nur die Stadien der Bauthätigkeit einer und derselben Cultur. Nachdem, wie es scheint, die innere Mauer eingestürzt war, hat man die zweite weiter auswärts angelegt, später auch diese in der Höhe des Stadtbodens rasirt und eine dritte noch weiter vorgeschoben. Während dieser ganzen Zeit hat sich auch im Innern das Niveau der Burg fast gar nicht verändert.

Die Bauart ist bei den drei Mauern ziemlich die gleiche. Zu unterst steht ein mächtiger steinerner Unterbau, welcher vom Fuße des Hügels an bis zum Burgniveau den Abhang verkleidet. Er besteht aus kleinen, höchstens 45:25 cm messenden Steinen mit Lehmmörtel und ist deshalb sehr stark — 45° — geböscht (Abb. 29). Seine Dicke beträgt aber bei der alten Mauer 2,70, bei der neuern bis 4 m. Auf diesem Unterbau, der bei seiner starken Böschung und den vielen Lücken zwischen den kleinen Steinen leicht zu erklettern gewesen wäre, setzt nun die eigentliche Festungsmauer in Gestalt einer 4 m dicken Lehmziegelconstruction auf. Diese steigt senkrecht empor und muß, nach ihrer Dicke zu urtheilen, mindestens 4 m hoch gewesen sein. Auf dem äußersten, jüngsten Ringe steht sie noch stellenweise $2^1/_2$ m hoch, aber auch auf den beiden inneren muß sie vorhanden gewesen sein, das beweist der vor ihnen und in ihren Thoren gefundene Ziegelschutt.

Die Ziegel, aus welchen die obere Mauer gebaut ist, haben 9 cm Höhe und etwa 23:45 cm Fläche. Sie sind an der Sonne getrocknet, und enthalten nicht bols eine Menge absichtlich beigemischtes Stroh, sondern auch viele kleine Topfscherben und

Muscheln, ein Zeichen, daß der Lehm keinem Schlemmproceß unterworfen, sondern so, wie man ihn fand, zur Herstellung der Ziegel benutzt worden ist. Als Mörtel ist ein feinerer hellerer Lehm, dem ebenfalls Stroh oder Heu beigemengt ist, verwendet; er wurde sowol in den Lager- als in den Stoßfugen in einer Stärke von 1—1½ cm aufgetragen.

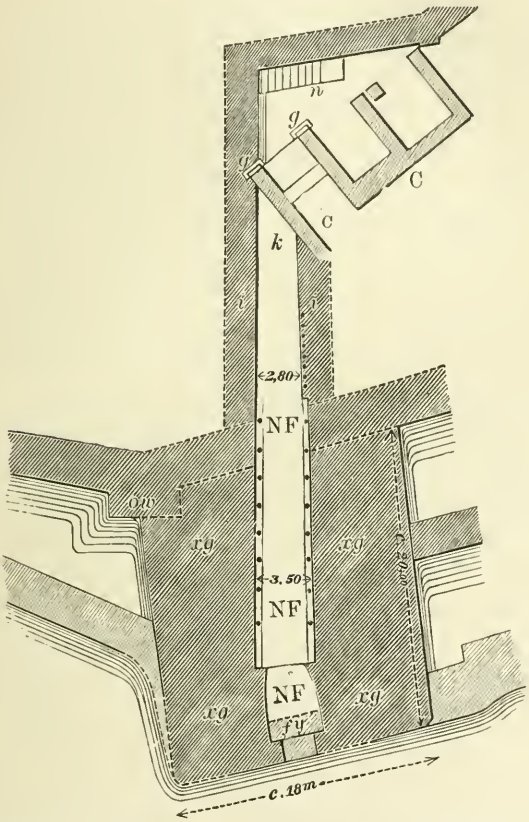


30. Durchschnitt des Thurmes G M an der Ostseite der Burg.

Um das Zusammenhalten der Mauer zu sichern, legte man in ihr mehrere starke, 30 cm im Quadrat messende Balken entlang. Von ihnen ist allerdings wenig mehr vorhanden als die Löcher, in denen sie steckten, und Dörpfeld hielt daher ursprünglich diese Löcher für Kanäle, durch die man die Glut eines außen angezündeten Feuers hindurchgeführt hätte, um die fertige Ziegelmauer zu brennen (Abb. 30). War doch in der That die Einwirkung eines von dem Kanale ausgehenden Feuers unverkennbar: der nächste Kreis um denselben ist ganz von der Hitze durchglüht und zeigt eine helle Färbung; auf ihn folgt ein schwarzer Ring, der vom Qualm seine Farbe erhalten hat, weiterhin sind die Ziegel dunkelroth, und noch weiter schwächt sich das Roth wieder mehr und mehr ab. Aber ein absichtliches Brennen dieser kolossalen Mauer wäre unerhört, und zudem stellte sich, als auch in Tiryns und Mykenä Ziegelbauten zu Tage traten, immer mehr heraus, daß die Lehmziegel ungebrannt verwendet waren, und daß, wo sie nicht so erhalten sind, nur der große Zerstörungsbrand daran schuld ist, in dem jede dieser Städte ihren Untergang gefunden hat. So erklärt Dörpfeld jetzt auch den Zustand der trojanischen Mauer als hervorgerufen durch die bei der Zerstörung der Stadt zwischen den Lehmziegeln verbrannten Balken; und von diesen hat sich denn auch bei den letzten Ausgrabungen noch viel Holzasche vorgefunden.

Die Mauer zeigt an beiden Seiten einen 1 mm dicken Thonverputz.

In dieser Construction zieht sich der Befestigungsring als ein aus fast gleich langen geraden Linien zusammengesetztes



31. Grundriß des Südthores F N a. d. neuen Plane III, N F a. d. alten II. Maßstab 1:500.

Vieleck um die Burg. Alle drei Altersstufen des Ringes zeigen die Ecken mit Thürmen befestigt, die jedoch bald enger, bald weiter stehen. Die zwei Thürme der ältesten Mauer haben etwa 10,60 freien Raum zwischen sich, die der zweiten durchschnittlich 20 m, die drei östlichen der dritten nur etwa 6 m. Die Thürme

sind gegen 3 m breit und springen etwa 2 m vor. Sie haben ausschließlich strategischen Zweck: den Vertheidigern die Möglichkeit eines seitlichen Bestreichens der Mauer zu bieten. Strebepfeiler, wie andere wol gemeint haben, sind sie nicht, da die Mauer in ihrer starken Böschung sich selbst hält.

Auch bezüglich der Thore haben die letzten Ausgrabungen uns unerwartete neue Aufschlüsse gebracht. Zu den drei bisher bekannten ist noch ein neues Thor FL und eine kleine Ausfallpforte FI gekommen. Und zwar erweist sich das neue nebst dem größten der alten FN (NF) als zu der ältesten Ringmauer gehörig. Beide unterscheiden sich von den übrigen dadurch, daß sie am Fuße des Burghügels beginnen, und von da bis zur Mitte und Höhe der Burg einen gedeckten Aufgang bieten, während die übrigen erst oben auf dem Niveau der Burg liegen und mittels einer offenen Rampe erreicht werden. Das neugefundene Thor ist zwar nur in spärlichen Fundamenten erhalten, zeigt aber durch den Boden und die Maße des Thorweges und die flankirenden Thürme, daß es dieselbe Construction hatte wie das bereits bekannte große Südthor FN (NF). Und daß dieses zu der ältesten Mauer und nicht, wie bisher angenommen, zu der zweiten gehört, zeigt sich schon darin, daß es mit jener auf beiden Seiten in gleichen, mit dieser in verschiedenen Winkeln zusammenstößt (S. Plan III). Seine Construction stellt sich dar als ein kolossaler 40 m langer und 18 m breiter Thurm, der 18 m weit vor die Burgmauer vortritt und durch dessen Mitte der Weg zur Burg hinaufführt. Der Thorweg ist $3^1/_2$ m breit und steigt im ganzen um 4 m. Seine Wände sind in dem untern Theile außerordentlich hoch und deshalb hier aus größern Steinen hergestellt als weiter oben. Aber auch so würde die nur mit Lehm verkittete Steinfügung wol Gefahr gedroht haben, hätte man nicht in Abständen von 2—$2^1/_2$ m große Holzpfosten vor die Mauer gestellt, die ihre Eindrücke und verkohlten Reste hinterlassen haben. Die Wände selbst zeigen einen noch theilweise erhaltenen Lehmputz. Im nördlichen Theile (bei i) scheint die rechte Wand doch einmal dem

stürzt oder dem Einsturz nahe gewesen zu sein, denn es ist dort eine Fachwand vorgesetzt aus nur 60 cm voneinander entfernten Balken, deren Zwischenräume mit Bruchsteinen ausgefüllt sind. Diese Wand ist ebenfalls mit Lehm verputzt.

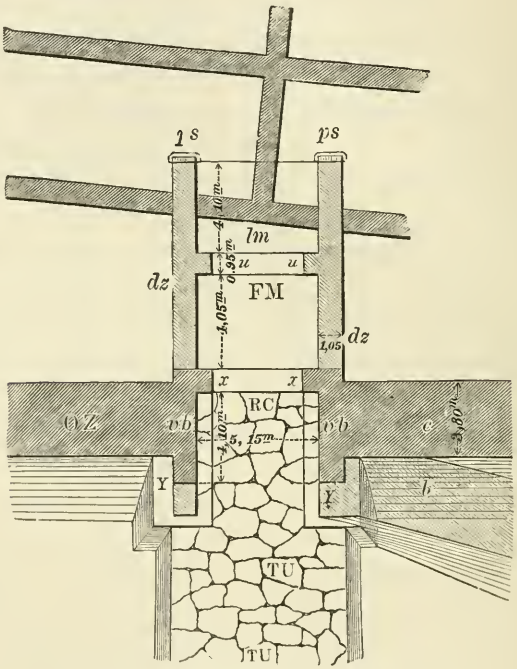
Noch weiter nördlich, wo keine Balken mehr an der Wand stehen, ist diese geböscht. Der Weg biegt im Innern der Burg schließlich nach rechts um; an dieser Stelle führt zugleich links eine Rampe (r) zum Palast hinauf. Wie der Eingang des Thores am südlichen Ende beschaffen war, ist unsicher. Nach der Verengung und Erweiterung des Ganges an jener Stelle scheint ein doppelter Verschluß vorhanden gewesen zu sein. Der ganze Thorweg hatte einen Lehmfußboden.

Für die Einrichtung im Innern ist jedoch ein Punkt noch besonders interessant. Die großen hölzernen Strebepfeiler, welche die Wände stützten, mußten, um diesen Zweck richtig zu erfüllen, oben natürlich durch quer über den Weg greifende Balken auseinander gehalten werden. Es ist anzunehmen, daß diese nicht als einzelne Sparren sich vom blauen Himmel abhoben, sondern eine vollständige Decke trugen, und das Vorhandensein einer solchen wird bestätigt durch die große Masse verkohlter Sparren und Lehmschuttes, welche im Thorwege aufgehäuft lag. Der Oberbau des Thorweges bildete demnach ein zusammenhängendes Ganze, das flache Dach eines riesigen Thurmes. Ich zweifle nicht, daß wir uns so den bei Homer oft genannten Thurm von Ilion vorzustellen haben, der mit dem skäischen Thore geradezu identisch ist. Als Iris die Helena aus ihrem Gemache abholt, um ihr den Kampf zwischen Menelaos und Paris zu zeigen, heißt es[1]: „Bald nun kamen sie hin, allwo das skäische Thor war. Aber Priamos dort und Panthoos neben Thymoites u. s. w. saßen, die Aeltsten der Stadt, umher auf dem skäischen Thore.“ Und als ein andermal[2] Hektor seine

[1] Ilias III, 145 fg.
[2] Ilias VI, 386 fg.

Andromache zu Hause nicht findet und ihm gemeldet wird, sie sei „auf den großen Thurm" gegangen, geht er zum skäischen Thore und findet sie dort.

Die beiden spätern Thoranlagen FM und FO (OX) sind bestimmt gewesen, die langen, engen und dunklen Thorwege



32. Grundriß des Südwestthores. Maßstab 1 : 333.

durch helle und geräumige zu ersetzen. Sie sind ungefähr doppelt so weit als jene. Zu dem Südwestthore FM (Abb. 32) führt außen eine große Rampe empor, welche im Winkel von 20° ansteigt, 8 m breit ist und im Kern aus roh behauenen Kalksteinen besteht, obenauf aber mit Steinplatten gepflastert ist. Dieselbe befindet sich in Abb. 29 im Mittelpunkte des Bildes. An dem Thore selbst läßt sich, nach der verschiedenen Größe der Mauersteine, indem man die größern als die ältern ansieht, eine ursprüngliche

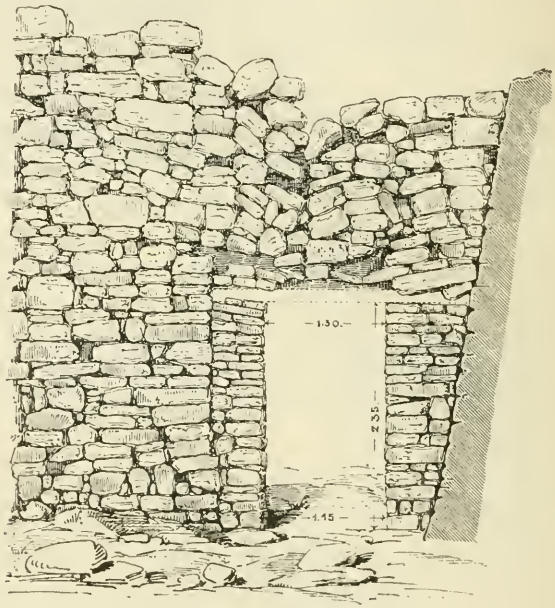
kleine, und eine spätere erweiterte Anlage unterscheiden. Zuerst traten die Seitenmauern nur wenig auf die Rampe vor (YY) und der Verschluß wurde durch zwei am hintern Ende derselben befindliche viereckige Vorsprünge gebildet (xx), an denen die Thorflügel befestigt waren. Nachher wurde den Seitenmauern nach vorn ein wenig, nach hinten aber das Doppelte ihrer bisherigen Länge hinzugefügt und dort (uu) auch ein zweiter, dem ersten ähnlicher Verschluß angebracht. Die innern Stirnflächen (ps ps) der Seitenmauern waren mit hölzernen Pfeilern (Parastaden, Anten) verstärkt, deren gut gearbeitete Basensteine noch an ihrer Stelle liegen. Diese Pfeiler beweisen, was auch sonst vorauszusetzen wäre, daß dieses Thor ebenfalls ein Dach hatte.

Eine ganz ähnliche Construction zeigt das dritte Thor der Burg FO (OX), das östlich dicht neben dem großen Thorthurme liegt. Wir sehen hier denselben doppelten Verschluß und dieselben beiderseits über den Verschluß vorspringenden Seitenmauern, auch dieselbe Technik der letztern. Nur sind alle Dimensionen etwas größer; die innere Breite des Thores beträgt dort 5,15 m, hier $7\frac{1}{2}$, und die Mauern sind dort 1,25, hier $2—2\frac{1}{2}$ m dick.

Zwischen den beiden Bauarten dieser Thore, der ältern, wie sie FL und FN, und der jüngern, wie sie FM und FO (OX) darstellen, liegt eine große Kluft. Jene mit ihrem langen schmalen, gedeckt aufsteigenden Thorwege findet nirgends auf antikem Boden eine Analogie, diese mit ihrer breiten Durchfahrt und dem zwischen antengeschmückten Längswänden befindlichen doppelten Verschluß bildet den Grundtypus für alle spätern griechischen Thorbauten und ist selbst in den so reich mit Säulen ausgestatteten athenischen Propyläen wiederzuerkennen. Für dieses erste Auftreten griechischer Formen in der zweiten Stadt von Troja werden wir weiterhin noch mehr Beispiele finden.

Noch ist an Durchlässen durch die Burgmauer die kleine Ausfallpforte zu nennen, welche die letzten Ausgrabungen zu

Tage gelegt haben. Ihre Abbildung (33) gibt zugleich eine getreue Darstellung von der Construction des großen Unterbaues der Burgmauer. Und zwar ist es die Mauer der zweiten Periode, welche von der Pforte durchbrochen wird. Die letztere ist sehr wohlerhalten, sie war mit hölzernen Pfosten versehen und mit einem Balken überdeckt, von denen allen noch große



33. Ausfallpforte in der Westmauer.

verbrannte Stücke gefunden wurden. Nach dem Verschwinden des Balkens haben die obern Theile der Mauer nachgegeben.

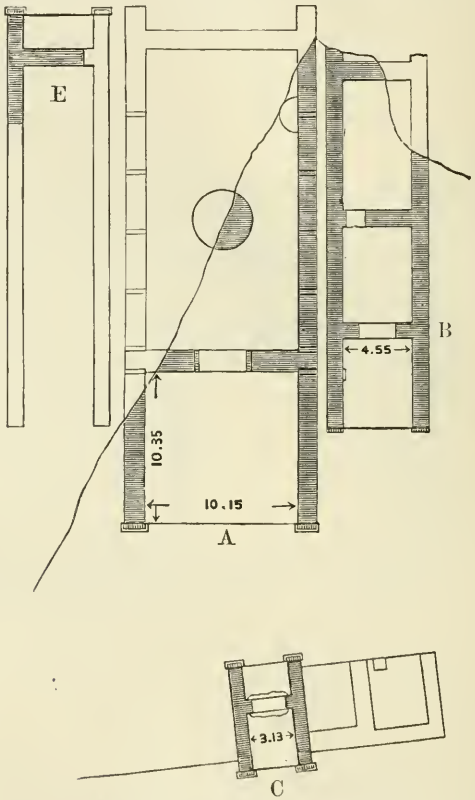
Nach dieser Betrachtung von Mauern und Thoren treten wir in das Innere der Burg ein. Aus dem geringen Flächenraum desselben geht schon hervor, daß hier keine ganze Stadt gestanden hat. Auch in Tiryns, Mykenä und Athen trägt die Höhe nur den Palast, die Ortschaft lag unten. So werden wir auch in Troja zwischen den Ringmauern nur die Königs-

wohnung mit ihrem Zubehör suchen. Die Ruinen bieten eine verwirrende Fülle von Mauern aller Art. Die letzten Ausgrabungen haben gezeigt, daß wir in ihnen für die zweite Besiedelung dieselben drei Perioden unterscheiden können, welche die Ringmauer aufweist. Alle zeigen sehr starke Wände und weite Räume. Aber für die erste und zweite Periode ist der Zusammenhang der Gebäude noch nicht klar zu erkennen. Ein deutliches Bild empfangen wir nur von den Hauptgebäuden der dritten Periode und durch sie allein auch die Ueberzeugung, daß wir thatsächlich einen Palast vor uns haben.

In Tiryns kommt man nach dem Verlassen des Thorweges zunächst in den äußern Burghof und dann, nach dem Durchschreiten eines weitern Thorbaues, in den innern Hof, der sich dicht vor dem Männersaale des Palastes ausdehnt, in seiner Mitte den Altar des Zeus herkeios birgt und an zwei Seiten von Säulenhallen umgeben ist. Genau so, wenn auch enger zusammengerückt und weniger reich im einzelnen, zeigt sich die Anlage des Burginnern in Troja. Das Südostthor FO (OX) ist dasjenige, welches direct auf den Palast zuführt. Hinter ihm breitet sich ein freier Platz, der Burghof, aus. Durch den Thorbau C gelangen wir in den Palasthof und haben nun die Haupträume des Palastes (A, B und E) vor uns; rechts und links führt der Weg zu den Nebengebäuden.

Der erste Hof mißt zwischen dem äußern und innern Thor 15 m. Das innere Thor (C) liegt quer über dem alten, also damals schon zugeschütteten Thorwege FN. Es zeigt den bekannten Thorgrundriß mit einer die Thür enthaltenden Quertheilung zwischen zwei Längswänden. In der Thür liegt noch die Schwelle in Gestalt eines 2,65 m langen und 1,20 m breiten Kalksteinblockes, der an der südöstlichen Seite einen seiner Bestimmung entsprechenden Absatz hat. An allen vier Endigungen der Längswände sind die Pfostensteine erhalten, die beiden vordern (südöstlichen) erst in der letzten Campagne gefunden. Oestlich von diesem Thordurchgang sind noch zwei kleine gegen

Norden offene Gemächer zu erkennen, offenbar der Säulenhalle entsprechend, welche in Tiryns den innern Burghof umgibt. Weiterhin ist alles zerstört. In sämmtlichen Räumen dieser Thoranlage besteht der Boden aus einem Lehmestrich, der sich



34. Grundriß des Palastes mit Hof und Thor.

auch über die große Thürschwelle und diejenigen Theile der Pfostensteine, welche freilagen, hinzieht.

In dem nun folgenden Hofe liegt ein Kiesboden, aus welchem zu schließen ist, daß dieser Hof nicht überdeckt war.

Nach kaum 10 m Entfernung von dem Thore C folgt der Palast. Das Gebäude A besteht aus einer Vorhalle von un-

gefähr 10 m im Quadrat und einem dahinter liegenden 20 m tiefen Saale. In der Mitte des letztern sind die nur 7 cm hohen Lehmüberreste eines großen runden Herdes von 4 m Durchmesser erhalten. Das ist der Herd, der nach Homer im Innersten des Hauses steht und das Allerheiligste desselben bildet. Odysseus schwört:

> Zeus von den Göttern bezeug' es und diese gastliche Tafel
> Und Odysseus' heiliger Herd, zu welchem ich fliehe.

Und Nausikaa beschreibt dem Fremdling den Weg zu ihrer Mutter:

> Sie sitzt am glänzenden Feuer des Herdes,
> Drehend die zierliche Spindel mit purpurfarbener Wolle,
> An die Säule gelehnt.

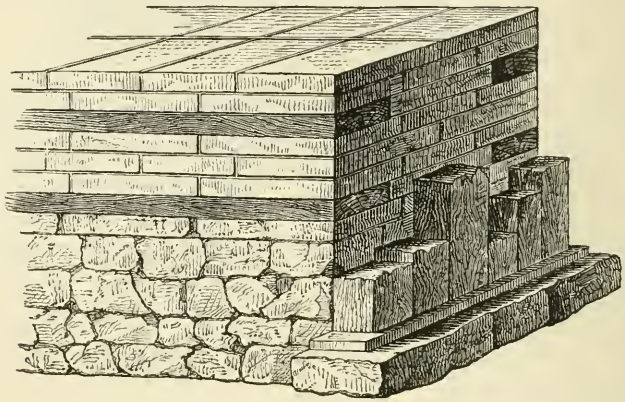
Säulen sind zwar in Troja neben dem Herde nicht erhalten, aber in Tiryns liegen noch ihre vier Basensteine um denselben herum. Das Megaron in Tiryns zeichnet sich auch dadurch vor dem trojanischen aus, daß es zwei Vorzimmer hat. Das kleinere Gebäude B in Troja zeigt diese reichere Eintheilung und fiel dadurch Schliemann und Dörpfeld schon 1882 so auf, daß sie es, trotzdem sie A und B damals für Tempel hielten, doch mit dem Hause des Paris verglichen, von dem es bei Homer heißt:

> Und sie baueten ihm ein Gemach mit Vorsaal und Halle.

Die Mauern des Hauptgebäudes A, das wir nun mit Sicherheit als das Megaron, den Männersaal des Palastes, ansehen dürfen, sind 1,45 m dick und ganz ähnlich construirt wie die Burgbefestigung, mit $2^1/_2$ m tiefem Steinfundament, das oben durch Steinplatten abgedeckt wird als Schutz gegen die aufsteigende Feuchtigkeit, und daraufgesetzter Lehmziegelmauer. In der letztern laufen in jeder vierten Ziegelschicht an der Außen- wie an der Innenseite Balken entlang, die auf alle 4 m durch einen Querbalken verbunden werden. Diese nach regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Querlager bilden den Anhalt für die Bestimmung der Tiefe des Gebäudes, dessen ganze linke Seite

mitsammt der Rückwand in den siebziger Jahren bei Anlage des großen Nordgrabens weggeschnitten wurde. Da die Längswand des Megaron nach dem fünften Querlager nicht zu Ende ist, muß sie wenigstens noch ein Viermeterstück weiter gelaufen sein, und da mit Hinzunahme dieser 4 m die Länge des Saales sich zur Breite genau wie 2:1 verhält, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sich dort thatsächlich die Rückwand befand.

Die Ziegel sind 12 cm hoch und haben 45:67 cm Fläche. Bei diesem Verhältniß von 2:3 ließ sich leicht ein regelmäßiger



35. Anten- und Wandconstruction des Palastes.

Mauerverband mit abwechselnder Fugenlage herstellen. Je nachdem man die Ziegel lang oder quer legte, wurde mit zweien oder dreien die Dicke der Mauer erreicht.

Die Anten werden hier von je sechs Balken gebildet, die auf sauber gearbeiteten Basensteinen ruhen (Abb. 35). Zwischen den Anten sind zwei Säulen aus Holz vorauszusetzen, da die Spannweite von 10 m für einen einzigen Deckbalken zu groß erscheint. Von denselben hat sich indeß keine Spur erhalten.

Der bisher räthselhafte, halbrunde Vorsprung in der hintern Ecke des Megaron hat sich bei den letzten Ausgrabungen als Ueberrest eines ältern Gebäudes erwiesen.

Das Gebäude war, wie alle Häuser in den ältesten Ansiedelungen Trojas, mit einem horizontalen Dache aus Balken, Bohlen und Lehm versehen. Es geht dies hervor aus dem gänzlichen Fehlen der Dachziegel und dem Vorhandensein einer etwa 30 cm starken Thonlage im Innern, die mit verkohlten Balken und einigen wohlerhaltenen Holzstücken durchsetzt ist.

Das zweite Hauptgebäude B ist bedeutend schmäler und kürzer als das erste und hat auch nur 1,25 m dicke Wände. Die Fundamente sind nur 50 cm tief und auch nicht mit besondern Platten abgedeckt; die Balken in der Ziegelmauer liegen erst in jeder sechsten Schicht, die Querhölzer dagegen in kürzerer Entfernung voneinander als A. Das Gebäude ist 4,55 m breit. Aus der 6,10 m tiefen Vorhalle führt eine in der Mitte der Querwand befindliche 2 m breite Thür in einen zweiten Raum, der eine Tiefe von 7,33 m hat. Eine schmälere Thür durchbricht die folgende Querwand an deren linkem Ende und führt in das letzte 8,95 m tiefe Gemach. Die Leibungen der Thür waren auch hier mit Bohlen verkleidet und die Anten ähnlich wie bei dem Hauptgebäude gebildet. Auf der Burg von Tiryns kommt dem Männersaale an Größe wie an Gestalt am nächsten die Frauenwohnung. Es lag deshalb nahe, auch in Troja das zweite Gebäude aufzufassen als das Frauengemach mit Vorsaal und Halle.

Aber die letzten Ausgrabungen haben links vom Gebäude A noch die Reste eines Baues E zu Tage gefördert, welcher allem Anscheine nach ein genaues Gegenstück von B war. Es ist von demselben nur der hintere Theil der westlichen Längsmauer mit der Ante und eine Quermauer erhalten. Die Entfernung jener Längsmauer von der Außenmauer von A ist aber dem entsprechenden Maße bei B genau gleich, und auch die Mauerstärke ist dieselbe wie dort. Daher ist Dörpfeld's Reconstruction dieses Gebäudes nach dem Muster von B sehr einleuchtend. Und ein nicht Unwesentliches lernen wir auch aus dem neuen Funde für die Reconstruction von A und B. Da bei E nämlich gerade die Hinterhalle deutlich erwiesen ist, werden auch A und B solche

Hinterhallen gehabt haben. Daß aber B die Frauenwohnung war, ist jetzt unwahrscheinlich geworden; vielmehr werden B und E als Nebengelasse des Männerhauses anzusehen sein.

Westlich wie östlich von diesen Hauptgebäuden ist die Burgfläche von Mauerresten bedeckt, welche durch die gleichartige Richtung sich als mit jenen in Beziehung stehend erweisen. Ganze Räume sind fast nirgends erhalten. Wir werden hier die Frauenwohnung, sowie Wirthschaftsräume, Vorrathskammern u. s. w. zu suchen haben.

Die arge Zerstörung der Burg ist nicht sowol den spätern Ansiedlern zuzuschreiben als der großen Feuersbrunst, die das Ende herbeiführte. In den großen Gebäuden lagen Massen von verglastem Ziegelschutt und verbrannten Holzbalken, und besonders an Stellen, wo das Feuer wegen des vielen Holzwerkes reiche Nahrung fand, wie an den Parastaden und Thüren, sind große Theile der Ziegelmauern vollständig geschmolzen und zu einer Art von schwammförmiger Glasmasse umgestaltet.

Trotz dieser Zerstörung ist aber klar, daß auf der Burg nichts weiter gestanden hat als die Königswohnung. Der Raum zwischen dem Thore FO und den Hauptgebäuden ABE wird durch zwei Höfe mit den zugehörigen Säulenhallen eingenommen. Links von den Hauptgebäuden ist nur für wenige Nebenräume Platz und rechts neben der Frauenwohnung ebenfalls nur für einige solche. Damit ist die ganze Fläche gefüllt.

Daß mit dieser Herrenburg zugleich eine Ansiedelung verbunden war, erfordert sowol die homerische Vorstellung von dem „weitstraßigen Ilion", wie es der Vergleich mit andern Städten aus jener ältesten Zeit wahrscheinlich macht. In Tiryns, Mykenä, Athen trägt die Burg ebenfalls nur den von einer starken Ringmauer umgebenen Palast. In Mykenä wird die weite Unterstadt noch von einer besondern, weit schwächern Mauer umschlossen. In Athen und Tiryns fehlt diese Mauer und fehlen auch die thatsächlichen Reste einer Unterstadt. Aber wenigstens für Athen haben wir dieselbe doch trotzdem sicher

anzunehmen nach der Ueberlieferung von dem Synoikismos des Theseus. Der Mangel an Resten davon muß durch die starke Bewohnung desselben Raumes in den spätern Jahrhunderten erklärt werden.

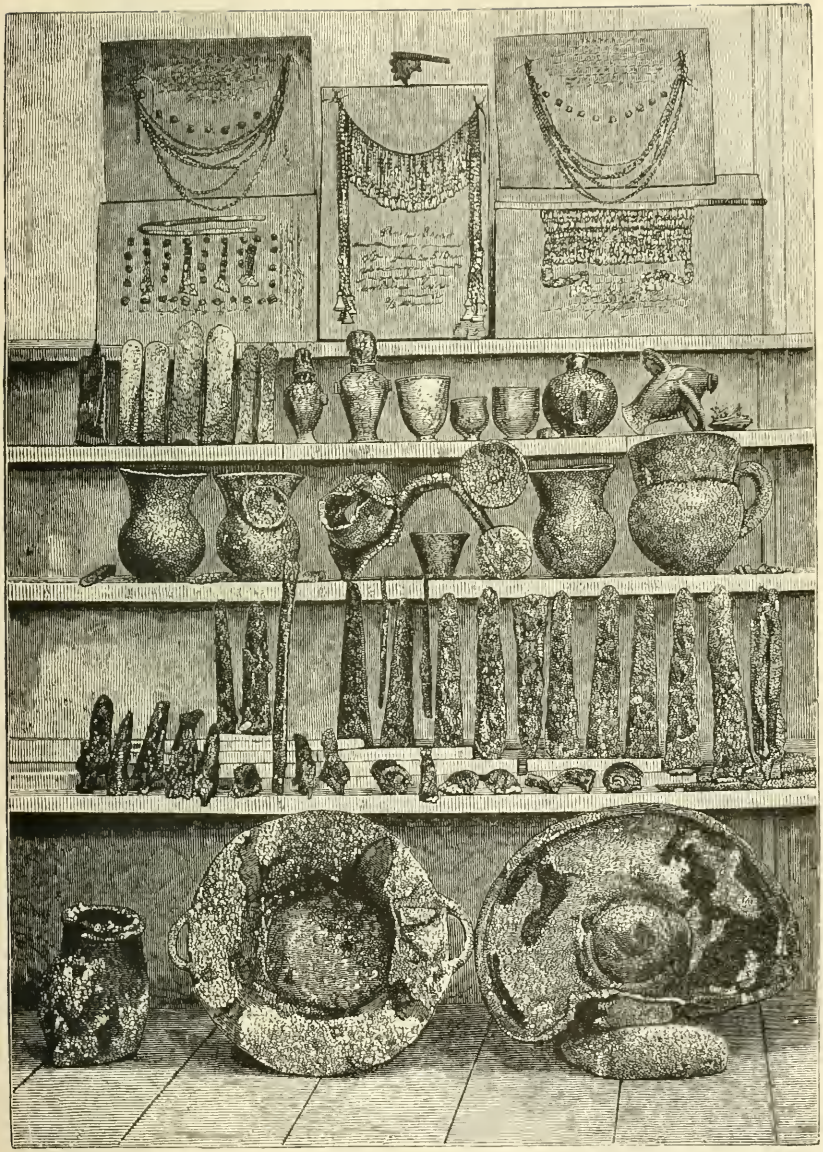
Auch in Troja ist es bislang nicht gelungen, sichere Spuren einer Unterstadt nachzuweisen. Das Mauerstück BC im Osten der Burg, welches Schliemann und Dörpfeld im Jahre 1882 als die Abzweigung der Unterstadt-Mauer von der Burg auffassen wollten, hat sich als eine Rampe herausgestellt, und die Tiefgrabung bis zum Felsen im Süden der Burg, speciell die Verfolgung der Rampe des Thores FM bis zu ihrem Fußpunkte konnte wegen der kolossalen hier zu bewältigenden Schuttmassen in den letzten Ausgrabungen nicht zu Ende geführt werden. Es ist also immer noch zu hoffen, daß sich Spuren der Unterstadt finden; aber auch ohne solche wird die einstige Existenz derselben bei den ganz ähnlichen Verhältnissen auf griechischem Boden nicht in Zweifel gezogen werden können.

5. Die Einzelfunde der zweiten Stadt.

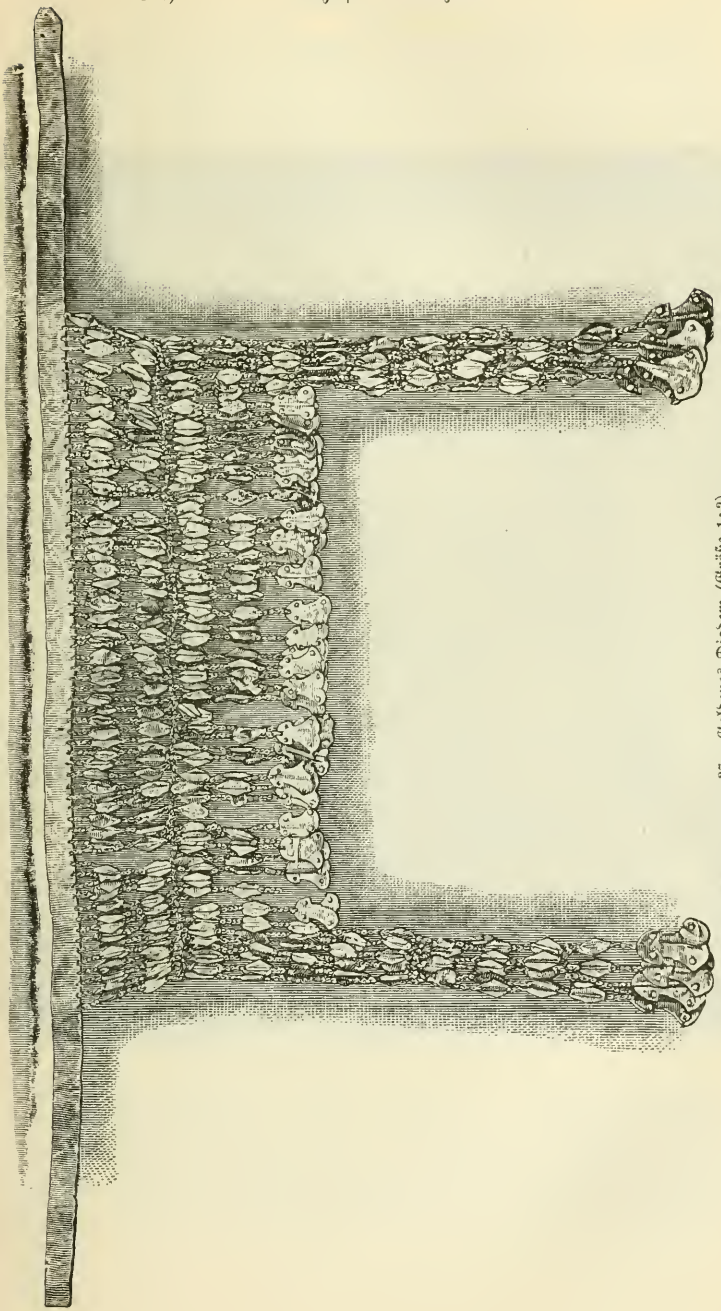
Auch die Einzelfunde, welche in der zweiten Stadt gemacht wurden, charakterisiren dieselbe als die Blütezeit der Burg. Unter ihnen nehmen eine Menge Gold- und Silbersachen unser vornehmstes Interesse in Anspruch. Die meisten gehören einem einzigen zusammenhängenden Funde an, dem berühmten „großen Schatz", welchen Schliemann im Mai 1873 in der Nähe des Thores mit der Rampe, und zwar in dem Körper der Stadtmauer, entdeckte und über dessen Auffindung er wie folgt berichtet: „Während wir an der Umfassungsmauer vordrangen, und immer mehr von ihr aufdeckten, traf ich etwas nordwestlich von dem Thore auf einen großen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit um so mehr auf sich zog, als ich glaubte Gold

dahinter schimmern zu sehen. Auf dem Kupfergeräth aber lag eine steinharte 4—5 Fuß starke Schicht röthlicher und brauner calcinirter Trümmer und über diese wieder zog sich die 5 Fuß dicke und 20 Fuß hohe Befestigungsmauer hin, die kurz nach der Zerstörung Trojas errichtet sein muß. Wollte ich den werthvollen Fund für die Alterthumswissenschaft retten, so war es zunächst geboten, ihn mit möglichster Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter in Sicherheit zu bringen; deshalb ließ ich, obgleich es noch nicht die Zeit der Frühstückspause war, unverzüglich zum Paidos (Pause) rufen, und während nun meine Leute durch Ausruhen und Essen in Anspruch genommen waren, löste ich den Schatz mit einem großen Messer aus seiner steinharten Umgebung, wobei die überhängende Mauer mir jeden Augenblick auf den Kopf zu fallen drohte. Doch würde die Fortschaffung des Schatzes mir nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin mir dabei behülflich gewesen wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit die ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen. Da alle Gegenstände, zum Theil die kleinern in die größern verpackt, eine rechteckige Masse bildend, dicht beieinander lagen, so erscheint es gewiß, daß sie von einem hölzernen Kasten umschlossen waren."

Die Beschaffenheit der Fundstelle hat sich später nicht mehr controliren lassen, da beim Weitersuchen jenes ganze Erd- und Mauerstück abgetragen worden war. Aber die „röthlichen und braunen calcinirten Trümmer" der Schliemann'schen Beschreibung scheinen die verbrannten Lehmziegel der zweiten Stadt, und die darüberstehende Mauer scheint die Erneuerung der Befestigung aus einer spätern Periode zu sein. Danach ist Dörpfeld's Vermuthung sehr ansprechend, daß, wie in den tirynthischen Mauern ganze Galerien und Kasematten sich befinden, so auch in der trojanischen versteckte Räume vorhanden gewesen seien, die man gelegentlich zur Aufbewahrung werthvoller Gegenstände benutzte.

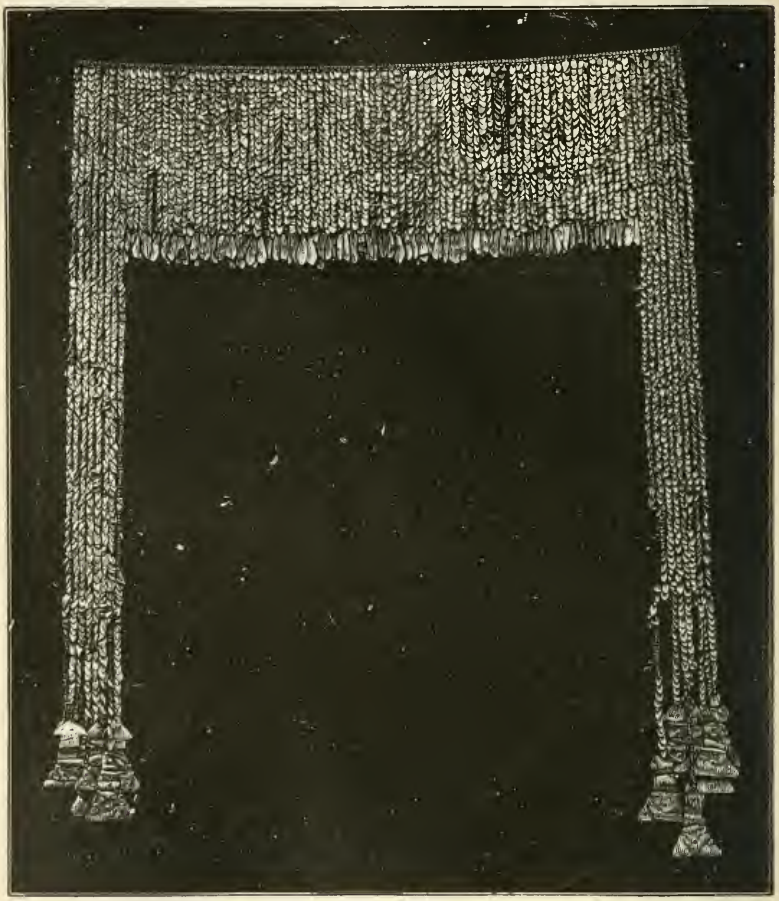


36. Der große Schatz. S. 76.



37. Goldenes Diadem (Größe 1:3).

In der vorstehenden Abbildung 36 ist der ganze Fund zusammengestellt. Die Gegenstände in der obersten Reihe sind lauter weibliche Schmucksachen und lagen alle zusammen in dem

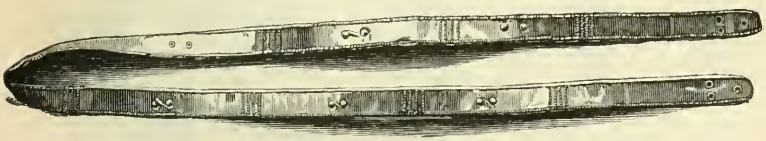


38. Goldenes Diadem (Größe etwas mehr als 1:2).

in der dritten Reihe, ganz rechts stehenden größten Silbertopfe. Dieser Umstand beweist aufs neue, daß wir in der That den Inhalt einer Schatztruhe und nicht etwa eines Grabes vor uns haben, das in irgendeiner spätern Zeit auf der Burg angelegt

worden wäre; in einem solchen müßten gewiß, wie in Mykenä, die Leichen mit den Schmucksachen angethan gewesen sein und die letztern sich also einzeln gefunden haben.

Die stattlichsten Stücke aus dem Silbertopfe sind zwei große Gehänge, gebildet aus einer Unzahl kleiner Ketten, die in der Mittelpartie des Schmuckes etwa 10 cm, an den Seiten aber 26½, resp. 52 cm lang sind. Bei dem einen Stück hängen die Ketten an einem 1,3 cm breiten, 56 cm langen Goldbande. Die Ketten werden gebildet durch eiförmige Goldblättchen, welche durch kleine Kettchen aus feinem Golddraht miteinander verbunden sind. Am Ende einer jeden Kette hängt ein größeres Blatt, dessen Form nur in den eigenthümlichen von Schliemann für Idole erklärten Steinen (Abb. 80. 81) ihresgleichen findet.

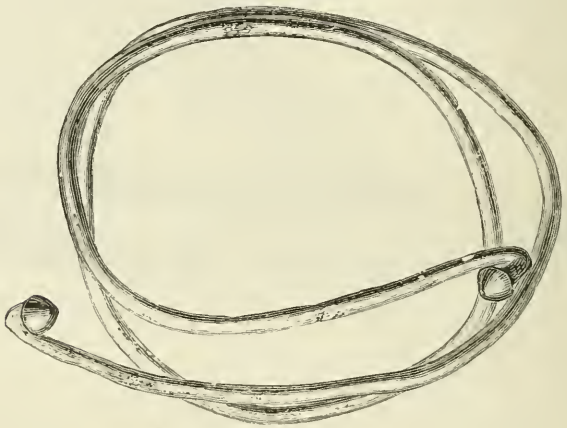


39. Goldene Kopfbinde (ἄμπυξ), über 18 Zoll lang. Dieselbe lag bei den Kleinodien in der Silbervase. Nr. 779. — Tiefe 28 Fuß.

Die ovalen Blättchen sind offenbar Nachahmungen von Stein, Bernstein oder anderm Stoffe, wie sie besonders in Aegypten massenhaft zu Hals- und Brustschmuck verwandt sind. In Aegypten und darnach auch in Etrurien hingen aber an solchem Schmuck zugleich mannichfache Amulette in Gestalt kleiner Götterfiguren oder heiliger Symbole. Deshalb glaube ich, daß Schliemann mit Recht die Schlußglieder der trojanischen Gehänge mit den gleichförmigen Steinen in Beziehung gebracht und beide für Idole gehalten hat. Die unten folgende Abb. 307 (S. 341) zeigt, daß noch in der spätmykenischen Cultur halbe Götterfiguren an Ketten getragen wurden. Aus solchen Formen müssen die trojanischen Steine und Goldbleche entstanden oder besser gesagt, verkümmert sein. Eine menschliche Gestalt haben gewiß schon die Trojaner nicht mehr in ihnen gesehen; aber den Charakter des Amuletts hat

die Figur behalten.[1] Bei dem zweiten großen Gehänge sind in den Ketten kleine herzförmige Blättchen aneinander gereiht. An den kleinen Ketten hängen Blätter in Gestalt von Doppeltropfen, an den großen wieder Amulette.

Diese großen Gehänge sind bisher allgemein als Kopfschmuck betrachtet worden. Ob diese Auffassung richtig sei, oder die Gehänge nicht vielmehr als Brustschmuck gedient haben, könnte zweifelhaft erscheinen, wenn man bedenkt, daß in der vorausgehenden ägyptischen Cultur sowol wie in der nachfolgenden



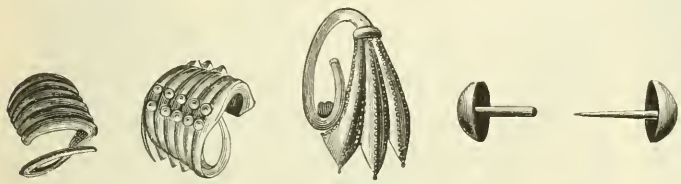
40. Goldener Armring (natürliche Größe).

mykenischen, ja noch in dem heutigen griechischen und orientalischen Gebrauch das Brustgehänge der Haupttheil des weiblichen Schmuckes ist, und zudem auch im trojanischen Schatze neben diesen Gehängen sich noch ein besonderes Kopfband gefunden hat. Aber das lange Goldband des einen Stückes, welches bei der Befestigung auf der Brust über die Schultern hinausstehen und die langen Seitenketten des andern, die in demselben Falle bis auf den halben Schenkel fallen würden, rathen doch, es bei der bisherigen Deutung bewenden zu lassen.

[1] In Aegypten ist es ähnlich mit dem Dad-Amulett, das wie ein Pfeil mit vierfachem flachen Kapitell darüber aussieht, aber ursprünglich das Rückgrat des Osiris bedeutet.

Das im großen Schatze gefundene Kopfband stellt Abb. 39 dar. Dasselbe ist 47 cm lang und 1 cm breit. Seine Verzierung durch abwechselnd zwei größere und vier Reihen kleinere Punkte ist für ein langes Metallband sehr bezeichnend: sie erweckt die Vorstellung, daß die ganze Länge durch Zusammenfügen mehrerer Stücke, deren Ränder übereinandergreifend vernietet wurden, hergestellt ist.

Bei dem großen Schatze befanden sich ferner zwei Paar aus denselben Kettchen und Plättchen wie der große Stirnschmuck hergestellte Ohrgehänge, welche auf dem Bilde von Frau Schliemann, das eine in den Ohren, das andere am Halse hängend,



41. 42. 43. 44.

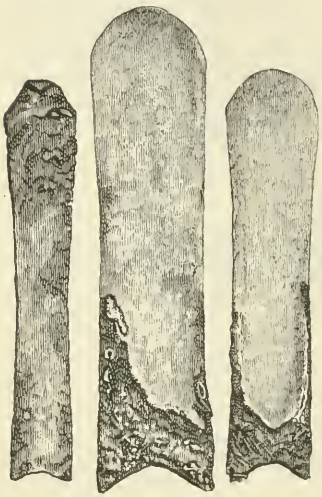
Goldene Ohrringe (Größe 2:3).

zu erkennen sind. Auf demselben Bilde sieht man als Brustschmuck eine große Zahl von Ketten, welche Schliemann aus 8700 kleinen goldenen Ringen, durchbohrten Prismen, Würfeln, Knöpfen und Stäbchen zusammengestellt hat. Diese Perlen werden wir uns zu breiten Halsbändern zusammengesetzt denken dürfen, ähnlich den auf ägyptischen Monumenten nie fehlenden. Unter den sechs gefundenen Armbändern haben fünf die in Abb. 40 wiedergegebene Gestalt einer Spirale mit Knöpfen an den Enden; eins ist ein einfacher, zum Ringe geschmiedeter Draht.

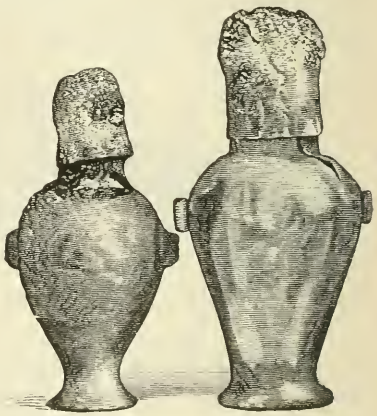
Die Abbildungen 41—44 zeigen die am häufigsten vorkommenden Ohrringe. Von solchen waren im ganzen gegen dreißig Paare in dem silbernen Topfe. Interessant ist der zweitheilige Ohrschmuck (44), bei welchem ein an einem hohlen Kopfe sitzender Stift in eine mit einem gleichen Kopfe versehene Hülse eingreift. Bei verschiedenen dieser Stücke ist die große

Geschicklichkeit auffallend, mit der die Trojaner Gold mit Gold zu löthen verstanden. Ganz kleine Perlchen sind in dieser Technik in Löchern, die mit einer Nadelspitze gebohrt scheinen, befestigt.

Auf dem zweitobersten Brett (in Abb. 36) stehen links sechs merkwürdige platte Silberbarren von der Form großer Messerklingen. Der Rand derselben ist aber nirgends geschärft,



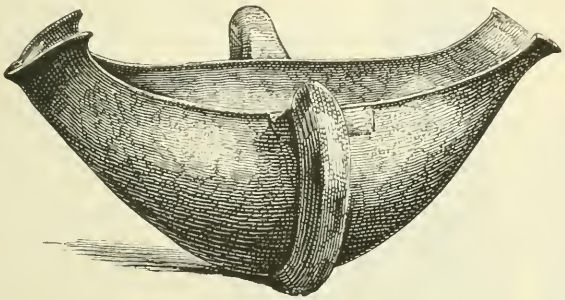
45—47. Silberbarren (Größe ungefähr 1:3).



48. 49. Silberne Vasen (Größe 1:4).

sondern überall gleich dick. Ihre Fläche ist verschieden groß, wie die vorstehende Abbildung (45—47) der drei Sorten zeigt, dafür aber sind die kleinern dicker als die größern, sodaß das Gewicht aller nur zwischen 171 und 174 Gramm schwankt. Schliemann hat daher vermuthet, daß wir in diesen Gegenständen Tauschobjecte, und demnach etwa die homerischen Talente vor uns haben. Man möchte sie wol eher für Gehänge, zum Beispiel am Gürtel zu tragen, halten, aber da sich in den Stücken nirgends eine Durchbohrung findet, die für eine solche Bestimmung doch unerläßlich wäre, so läßt sich die Schliemann'sche Deutung zunächst noch durch keine bessere ersetzen.

Es folgen auf demselben Brett zwei silberne Vasen mit mützenförmigen Deckeln und senkrechten Röhren an den Seiten statt der Henkel (48. 49). Diese Röhren, welche, wie schon oben erwähnt, auch bei den Vasen der beiden ältesten trojanischen Schichten die Henkel vertreten, zeigen uns klar, daß der Schatz mit jenen Vasen, also gewiß mit der zweiten Schicht zusammengehört und nicht, wie man sonst vielleicht glauben könnte, aus einer viel spätern Zeit stammt. Die Vasen gleichen in ihrer Form den ägyptischen Kanopen. Sodann sehen wir drei Becher, von denen die beiden größern aus Gold, der kleinere aus

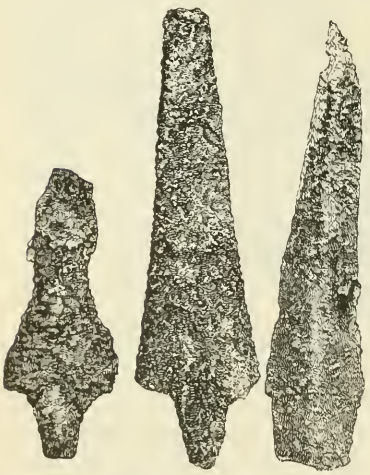


50. Goldener Becher (Gewicht 600 Gramm).

Elektron (1 Theil Silber auf 4 Theile Gold) besteht; ferner eine kugelförmige goldene Flasche, und schließlich einen zweihenkeligen ovalen Becher, der in Abb. 50 noch einmal besonders dargestellt ist. Derselbe hat die Form eines bauchigen Kahnes. Der Rumpf ist aus einem Stück getrieben, die hohlen Henkel aus besonderen Platten gerollt und angelöthet. An dem einen Ende befindet sich ein 7 cm breiter, an dem andern ein $3^1/_2$ cm breiter Ausguß.

Auf dem drittobersten Brett stehen vier silberne Vasen, deren größte einen Henkel hat. Ihre Form findet nur in ägyptischen Gefäßen Analogien. In der Mitte zwischen ihnen liegt ein kupferner Gegenstand, den Schliemann wol richtig als die Haspe der Schatzkiste erkannt hat. Links ist eine silberne Vase, rechts eine kleine Schale aus demselben Metall an ihn festgeklebt.

Das darunter folgende Brett trägt kupferne Dolche, Lanzenspitzen und Streitäxte. Die Dolche haben dieselbe Gestalt wie ein silbernes Exemplar, welches wir weiter unten abbilden: sie zeigen eine breite blattartige Klinge, die in einen dicken runden Stift ausgeht, welcher in dem Hefte ganz entlanglief und an dessen Ende umgebogen war. Von den Lanzenspitzen bilden wir nebenstehend (51—53) drei Exemplare ab. Dieselben sind ziemlich flach und unterscheiden sich dadurch von den an fast allen andern prähistorischen Fundstätten zu Tage gekommenen Lanzenspitzen, daß sie nicht vermittelst einer Röhre auf den Schaft aufgesetzt waren — was auch bei den homerischen Lanzen die Befestigungsart ist — sondern mit einer Zunge in denselben eingriffen. In dieser Zunge ist meist noch das zur Aufnahme eines Nietes bestimmte Loch erkennbar. Nur aus Cypern sind ähnliche Lanzenspitzen bekannt, welche das Britische Museum und der Louvre beherbergen.

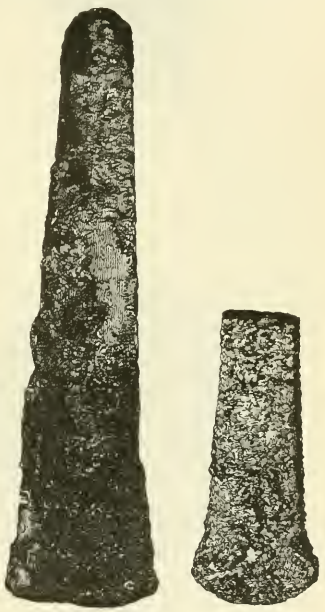


51—53. Lanzenspitzen (Größe 1 : 5).

Zwei Streitäxte stellen die Abbildungen 54 und 55 dar. Sie haben die Form eines Meißels und stimmen darin mit den einfachern Streitäxten anderer Fundstätten überein.

Schliemann hat das Metall dieser Kriegswaffen analysiren lassen und das interessante Resultat erfahren, daß sie fast aus reinem Kupfer bestehen. Auf 0,286 Gramm analysirten Metalles kamen 0,274 Gramm Kupfer und nur 0,011 Gramm Zinn, also nicht ganz 4%, während die gewöhnliche Bronze durch Beimischung von etwa 8% Zinn zum Kupfer hergestellt zu werden pflegt.

Als letzte Gegenstände des Schatzes stehen auf dem Bilde ganz unten: links eine kupferne Vase, in der Mitte eine kupferne Schale, rechts eine große flache, ebenfalls kupferne Schale mit einem Buckel in der Mitte, genau von der Form, wie sie in späterer griechischer Zeit die Opferschalen haben. Vielleicht haben wir hier das Gefäß profanen Gebrauchs vor uns, dessen uralte Form sich später nur im Cultus erhielt.



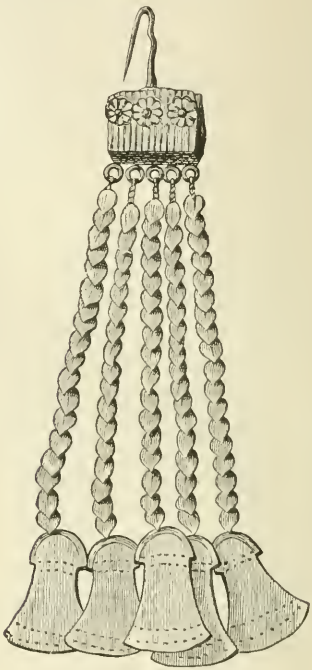
54. 55. Streitäxte (Größe 1:3).

Damit ist der Bestand des großen Schatzes aufgezählt. Die Formen der Hauptschmuckstücke desselben, der großen Diademe, stehen völlig ohne Analogie aus andern Fundstätten auf griechischem Boden da. Sie erinnern an ägyptische Brustgehänge und an so manche barbarische Schmucksitte aus alter und neuer Zeit. Um so überraschender ist es, daß die kleinern Goldfunde, welche größtentheils im Jahre 1878 an verschiedenen Stellen zwischen dem Südwestthor und dem Palaste gemacht sind, uns mitten in die Formenwelt des großen mykenischen Culturkreises hineinführen, in welchem die Spirale und Rosette herrscht. Abb. 58 zeigt ein Ohrgehänge, dessen Ketten und Endstücke noch die Gestalt derer aus dem großen Schatze haben; aber oben auf dem Halter befinden sich bereits drei zierliche Rosetten. Bei dem Armband (59) sind die Spiralen fast als einziges Verzierungsmotiv angewandt worden, und ebenso bei den Schiebern, von denen Abb. 56 ein Beispiel gibt. Letztere wurden vermittelst eines durch ihre Mittelröhre laufenden Fadens in größerer Zahl aneinandergereiht und als Kette um den Hals

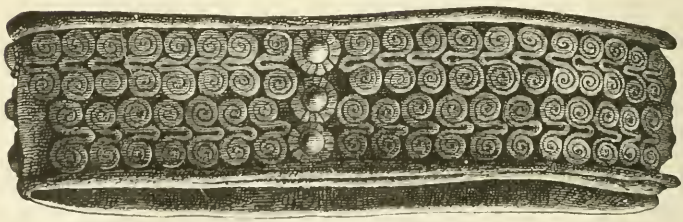
getragen; sie finden sich genau so in Mykenä wieder. Die Ornamente sind jedesmal aus feinem Draht hergestellt und auf

56. Goldener Schieber (Größe 2:4).

57. Scheibe aus Goldblech (Größe 1:2).



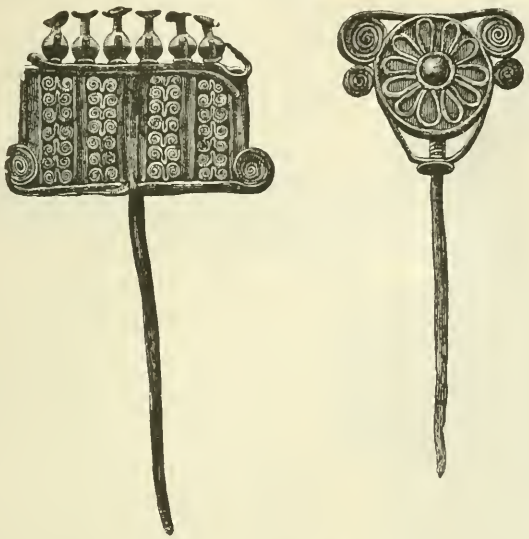
58. Goldenes Ohrgehänge (Größe 3:4).



59. Goldenes Armband (Größe 7:8).

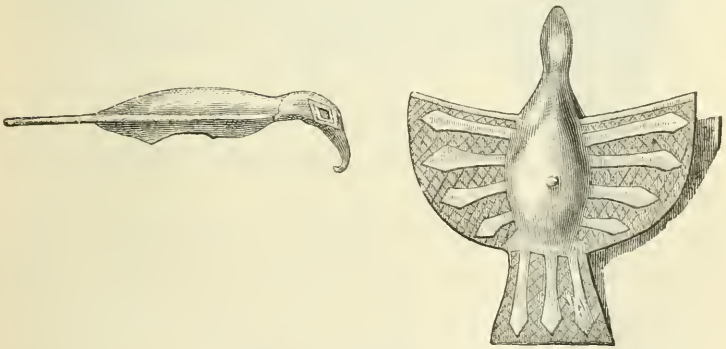
den Grund aufgelöthet. Auch die runden Scheiben aus Goldblech, von denen in Troja freilich nur drei von der Art wie Abb. 57 gefunden sind, erinnern sofort an die zahllosen gleichen,

als Gewandbesatz benutzten Stücke in Mykenä. Den zierlichsten Eindruck aber machen die beiden goldenen Haarnadeln 60 und



60. 61. Goldene Haarnadeln (Größe 3:4).

61. Bei der einen stehen auf einer mit Spiralen dicht belegten viereckigen Scheibe sechs wohlgeformte kleine Henkelkännchen,



62. Goldener Adler (Größe 3:4).

bei der andern wird eine Rosette mit einem Buckel in der Mitte von zwei Spiralen getragen und von zwei andern über-

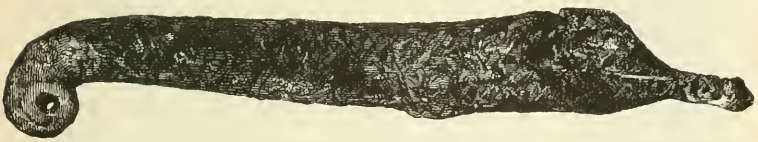
deckt. Durchaus in mykenischer Art ist endlich der in Abb. 62 dargestellte Adler gearbeitet. Er besteht aus zwei durch goldene Niete zusammengehaltenen Plättchen. Von oben gesehen gleicht er einer Taube, aber der im Profil deutlich werdende krumme Schnabel verräth die unsanftere Art.

63. Idol aus Blei (doppelte Größe).

Dies sind die hauptsächlichsten Beispiele, für die theils rein mykenischen, theils den Uebergang vom trojanischen zum mykenischen Stil darbietenden Schmucksachen. Bei den letzten Ausgrabungen hat sich gezeigt, daß die Anzeichen mykenischer Cultur bei weitem noch nicht in der zweiten Ansiedelung, sondern erst mehrere Schichten, also wol ein paar Jahrhunderte später auftreten. Darnach würden wir auch jene mykenischen oder mykenisirenden Goldsachen nicht mehr zur zweiten Stadt rechnen dürfen. Die Fundumstände gewähren hierfür volle Freiheit. Die Goldsachen des großen Schatzes zeigen einen einheitlichen, hochalterthümlichen Stil, die in Rede stehenden Schmucksachen aber gehören zu den anderen von Schliemann „kleine Schätze" genannten Gruppen von Goldsachen, welche an verschiedenen nicht immer genau zu constatirenden Stellen der Burg, zum Theil in dem „Hause des Stadtoberhauptes", und in diesem Falle also sicher in der dritten Ansiedelung gefunden sind. Da indeß weder die äußern noch die

innern Gründe klar ergeben, an welcher Stelle der Schnitt zu machen ist, haben wir alle zusammen hier behandelt.

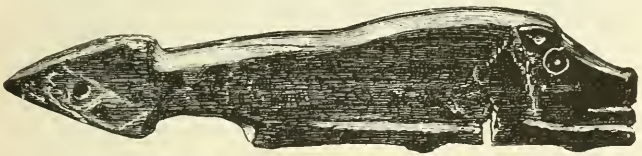
Leider hat Schliemann trotz seiner großen Aufmerksamkeit auf die Goldfunde nicht verhindern können, daß einige Arbeiter im Jahre 1873 manches davon unterschlugen. Die türkische Polizei hat nachher einen Theil bei einem Bauern in



64. Kupferne Messerklinge (natürliche Größe).

Jenischehr wiedererlangt, aber verschiedene Stücke waren schon eingeschmolzen und zu modernem Schmuck verarbeitet. Diese sind mit den andern nach Constantinopel gelangten Goldsachen daselbst im Tschinili-Kiosk ausgestellt.

Unter den Fundstücken aus anderm Metall ist besonders merkwürdig das kleine Blei-Idol Abb. 63, eine nackte weibliche



65. Elfenbeingriff (natürliche Größe).

Gestalt, mit langen Ringellocken vor den Ohren, Halsbändern, auf der Brust gekreuzten Armen und dem Hakenkreuze, das das Symbol einer uralten Gottheit zu sein scheint, vor dem Schoße. Wir haben offenbar die asiatische Astarte vor uns und zugleich die einzige ganze menschliche Gestalt, welche die ältesten Schichten des Hügels von Hissarlik geliefert haben.

Abb. 64 zeigt ein Kupfermesser, das an dem einen Ende zu einem runden Kopfe umbiegt. Mit dem entgegengesetzten Ende steckte die Klinge in einem Griff, und welch entwickelte Form wir

66. Silberner Dolch (natürl. Größe).

einem solchen schon zutrauen dürfen, kann Abbildung 65 lehren, die ein ruhendes Thier in Elfenbeinschnitzerei zeigt. An dem hintern dreieckigen Ende befindet sich ein Schlitz zur Aufnahme der Klinge und ein Loch zur Vernietung derselben. Ganz ähnliche Bildungen kehren in der ägyptischen und später in der etruskischen Kunst wieder.

Der nebenstehend (66) abgebildete silberne Dolch war ebenso wie auch alle bronzenen Dolche in der Art in seinem Griff befestigt, daß sein nagelförmiges Obertheil durch denselben hindurchgesteckt und dann am Ende umgebogen wurde. Dieselbe Manier hat sich bisher nur in den ältesten Nekropolen von Cypern wiedergefunden.[1]

Die Form der trojanischen Pfeilspitzen ist, bis auf ein einziges Exemplar mit Widerhaken, in den ältesten Schichten ausschließlich die sehr einfache eines spitzen Stiftes (67), womit Troja bisher, wie es scheint, allein steht.

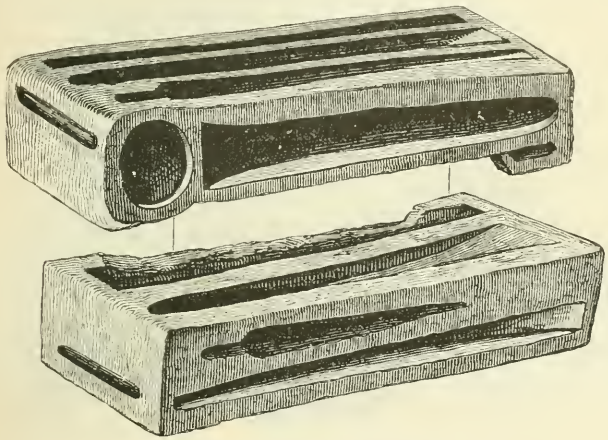
Speerspitzen, gezahnte Dolche, Meißel und Beile finden sich in größerer Anzahl, und daß dieselben auch an Ort und Stelle verfertigt wurden, zeigen die vielen Gußformen aus Glimmerschiefer, die mit zu Tage kamen, und von denen Abb. 68 das besterhaltene Exemplar veranschaulicht.

67. Kupferne Pfeilspitze (nat. Größe).

Zu den interessantesten Funden gehören aber die Thongefäße und vor allem die Gesichtsvasen. Es zeugt von einem sehr anerkennenswerthen Streben nach Beseelung der todten Form, dem

[1] Dümmler in: Athen. Mittheilungen, XI, 1. Beilage zu S. 209, Nr. 14.

A und O aller Kunstübung, daß die Gefäße im Laufe ihrer Entwickelung immer menschenähnlicher gestaltet wurden. Zunächst werden Auge und Nase eingeritzt, dann plastisch angesetzt; bald werden auch ein Paar Ohren hinzugefügt, der Deckel erscheint als Hut oder Zipfelmütze, und die ursprünglich nur als Stütze beim Kippen des Kruges oder als Halt für den beim Tragen umgelegten Strick dienenden Vorsprünge nehmen die Form weiblicher Brüste an; ja zuletzt geht die Belebung so weit, daß die Gefäße Arme bekommen und man ihnen in



68. Gußform aus Glimmerschiefer (Größe 1:4).

diesen Armen gar noch ein zweites Gefäß zu tragen gibt. (70. 71. 69.)

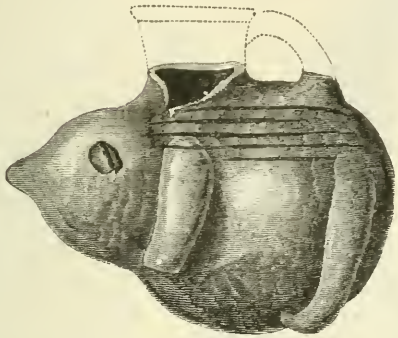
Die Nachahmungslust beschränkt sich aber nicht auf das menschliche Vorbild, sondern stellt auch groteske Thiergestalten in Vasen dar. So zeigt Abb. 72 die Form einer Sau, Abb. 73 sieht einem Maulwurf ähnlich und Abb. 74 einem Nilpferd. Es ist deshalb auch nicht daran zu denken, daß die Trojaner etwa eine eulenköpfige Athene, wenn es eine solche überhaupt je gegeben hat, in jenen Gesichtsvasen hätten darstellen wollen. Es gibt kein Exemplar, welches uns zwänge, in ihm ein Eulengesicht statt eines primitiven Menschenantlitzes zu erkennen, wohl aber

69. Thonvase (Größe 1:6).

70. Thonvase (Größe 1:2).

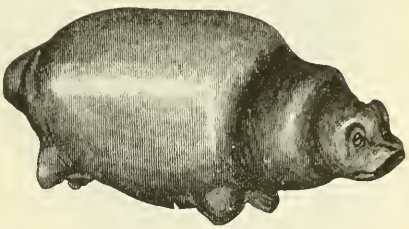
71. Thonvase (Größe 1:3).

mehrere, die wegen des deutlich angegebenen Mundes (75) nichts anderes als ein Menschengesicht vorstellen können. Und

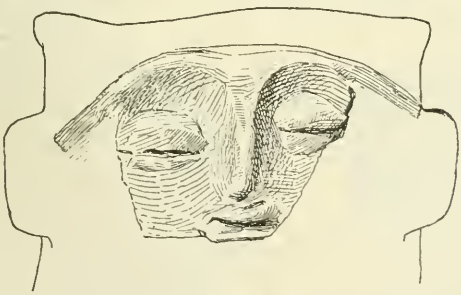


72. Thonvase (Größe 1:3).

73. Thonvase (Größe 1:4).

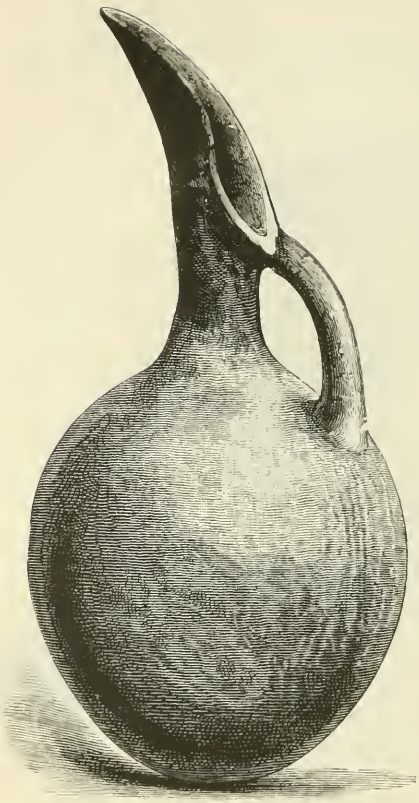


74. Thonvase (Größe 2:3).



75. Vasenscherbe (Größe 4:5).

wie hätte das Volk auch dazu kommen sollen, sein heiliges Bild, die Burggöttin, zur anmuthigern Gestaltung von Kochtöpfen,



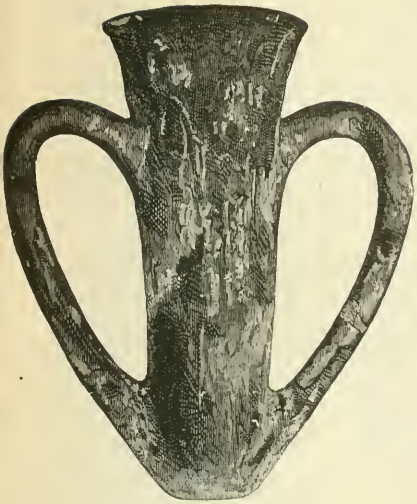
76. Schnabelkanne (Größe 1:5).

77. Dreifacher Becher (Größe 1:4).

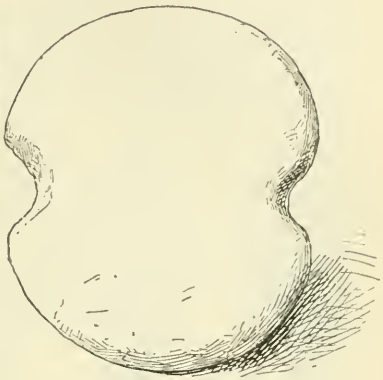
Wasserkrügen und Schmutzeimern zu verwenden?

Einige Vasenformen sind dadurch interessant, daß sie sich gerade so in den ältesten kyprischen Nekropolen wiederfinden, sonst aber noch nirgends nachgewiesen sind. Solcher Art ist die schlanke Schnabelkanne (76), die in Troja in großer Menge vorkommt, und ferner zusammengekoppelte Gefäße, wie 77.

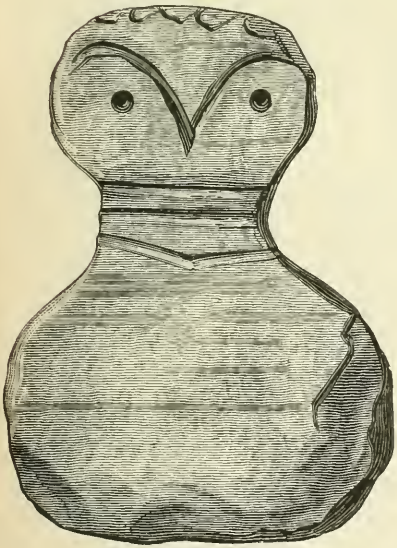
Abb. 78 stellt einen in der zweiten Stadt massenhaft auftretenden Becher dar, den Schliemann für den bei Homer oft genannten „doppelten Becher" (depas amphikypellon) hält. Es ist lange darüber gestritten worden, was jenes amphikypellon bedeute; gegenüber den vielfachen künstlichen Erklärungen von doppeltem Kelch u. dgl. erscheint Schliemann's einfache Auffassung, daß es als doppelhenkelig zu verstehen sei, in der That als die einfachste und wahrscheinlich richtige. Für das Kreisen beim Gastmahl eignete sich das trojanische Gefäß vortrefflich. Dasselbe kann nicht stehen und muß daher entweder beständig ausgetrunken werden oder wandern, und letzteres



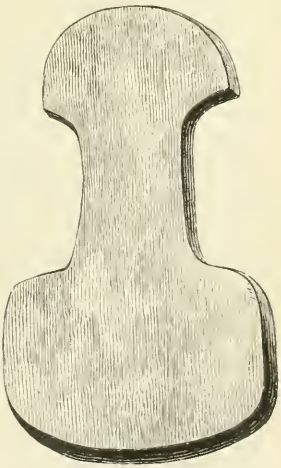
78. Becher aus Thon
(Größe 1:4).



79. Stein zum Aufwickeln eines Fadens
(Größe 2:3).



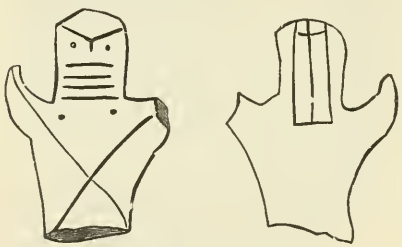
80. Amulett aus Stein
(Größe 2:5).



81. Amulett aus Stein
(natürliche Größe).

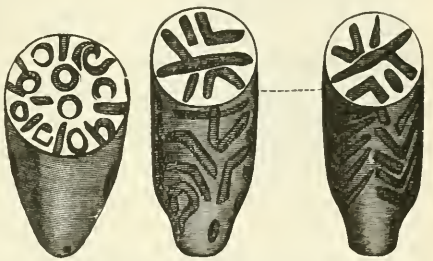
würden die beiden großen Henkel sehr erleichtern, von denen der Geber den einen und der Empfänger den andern faßt.

Nachdem die Gesichtsvasen gezeigt haben, wie leicht gewöhnliche Gebrauchsgegenstände die Form des Lebendigen annehmen, könnte man zweifeln, ob die bisher als Idole angesehenen größern oder kleinern Steinplatten, welche regelmäßig auf beiden Seiten eingekerbt sind, in ihrer obern Hälfte meist Augen und Nase eingeritzt und in einigen Fällen noch Armstümpfe angearbeitet zeigen, nicht ebenfalls dem täglichen Gebrauche gedient haben, sodaß die Attribute des Lebendigen nicht das Ursprüngliche, sondern erst allmählich durch die natürlich gegebene Form Hervorgerufene wären. Ich glaube in der That, daß die einfachsten dieser Steine, von denen Abb. 79 ein Exemplar darstellt, zum Aufwickeln von Garn gedient haben. Sie zeigen im ganzen eine ovale flache Form und beiderseits eine Einkerbung; von einem Gesicht oder dergleichen ist nichts zu bemerken. Solcher Art sind etwa zehn Steine vorhanden. Aber die andern, bei denen die Kerbung deutlich Kopf und Rumpf scheidet, wie 80, bei welchem ein Gesicht gezeichnet und sogar Stirnlocken und Halsbänder angegeben sind, wird man doch als Idole oder besser gesagt Amulette aufzufassen haben. Der Rumpf einer weiblichen Göttin wurde noch in Mykenä ebenso am Halse getragen, wie in Aegypten die vielen Göttergestalten und heiligen Symbole (S. Abb. 307). Die Aehnlichkeit zwischen dem Stein Abb. 81 und den Anhängseln der Stirnbänder des großen Schatzes ist wol kaum anders zu erklären, als daß beides Amulettformen sind. Abb. 82 bietet die Vorder- und Rückseite einer kleinen Terracottafigur, bei welcher die erhobenen Arme und der weit in den Nacken fallende Haarschopf deutlich sind.



82. Obertheil einer Thonfigur (Größe 1 : 2).

Viel ist gestritten worden über die trojanischen Siegel, auf denen Professor Sayce in Oxford hittitische Schriftzeichen erkennen wollte. Es gibt indessen keins, auf dem etwas anders zu sehen wäre als bloße Verzierungen. Das Stück in Abb. 83 zum Beispiel, dessen Fläche auf den ersten Blick in der That beschrieben erscheinen kann, weist bei näherm Zusehen doch nur regelmäßig abwechselnde Striche und Kreise auf. Und ganz in derselben Weise erklären sich die Zeichen auf dem Stück, welches die Hauptgrundlage der Sayce'schen Theorien bildet, Abb. 84. Hier glaubte jener Gelehrte in kyprischen Buchstaben das Wort rentae zu lesen, von dem er allerdings selbst nicht weiß was es bedeutet. Es kann kein Zweifel sein, daß wir in Wirklichkeit drei mit der Spitze zusammenstoßende Winkel vor uns haben, zwischen denen jedesmal ein einfacher Strich steht ⊛; nur sind mehrere Linien ineinandergeflossen und haben dadurch das Ornament unklar gemacht.



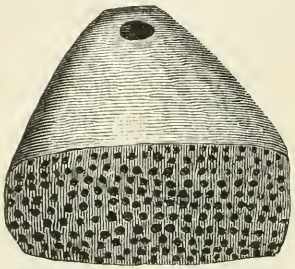
83 u. 84. Thoncylinder (Größe 1:2 und 1:3).

Nach solchen Erfahrungen wird man weitern Leseversuchen von vornherein einiges Mistrauen entgegenbringen und sich bequemen müssen, an die zwar auffällige, aber in Tiryns und Mykenä ebenso wiederkehrende Thatsache zu glauben, daß es in diesen Culturen noch keine Schriftsprache gab.

Noch seien zwei Gegenstände aus dem Gebrauch des täglichen Lebens angeführt: ein dreieckiges Stück gebrannten Thons, das in seiner Vorderfläche eine Menge kleiner Löcher zeigt (85). In den Löchern waren offenbar Borsten befestigt, und das Ganze war also eine Bürste. Einem nicht minder realistischen Zwecke diente ein großer Haken, gleichfalls aus gebranntem Thon (86), der mit seinem dreifach durchbohrten Schild an die Wand genagelt

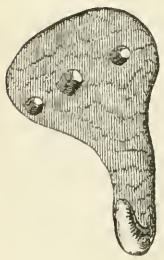
werden konnte, und an dem man Kleider, Geräthe oder was sonst immer aufhängen mochte.

Man sieht aus diesen Beispielen, wie reichlich in Troja der Thon verwendet wurde. Um so wahrscheinlicher werden die oben besprochenen „Spinnwirtel" Thonperlen gewesen sein. Steinperlen von annähernd derselben Form und Größe stellen die Abb. 87 und 88 dar. Bei 88 ist aus der nicht vollendeten Bohrung zu erkennen, daß das Loch in derselben Weise wie bei den harten Gesteinen in Tiryns und Mykenä vermittelst eines mit Schmirgel besetzten rotirenden Rohres hergestellt wurde, das in der Mitte einen Steinkern stehen ließ.

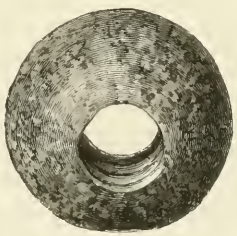


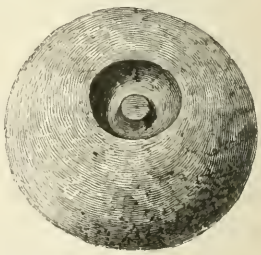
85. Thönerner Griff einer Bürste (Größe 1 : 2).

Einen recht augenfälligen Beweis dafür, daß die zweite Stadt nicht langsam verfallen, sondern in einem großen Brande



86. Haken aus Thon (Größe 1 : 3).





87. 88. Steinperlen (Größe 1 : 2).

plötzlich untergegangen ist, bietet der Fund eines Mädchenskeletts, das in einem Steinhause „in fast aufrechter Stellung und nur leicht rückwärts geneigt" unter „gelber und bräunlicher Holzasche", das heißt unter den Trümmern der Lehmziegelwände des Gebäudes begraben war. Daneben fanden sich mehrere Schmucksachen: eine Nadel aus Elektron mit rundem Kopf,

sowie zwei Ohrringe und ein Fingerring, die letztern einfach aus dickem Golddraht zusammengebogen.

6. Die dritte Ansiedelung.

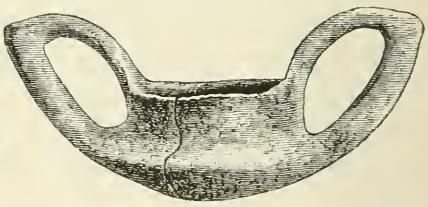
Die Leute, welche nach dem Untergange der zweiten Stadt sich auf der Burg niederließen, haben vieles von den erhaltenen Resten wieder benutzt, so die Stadtmauer fast ganz; nur im Westen haben sie dieselbe eine Strecke weit in sehr schlechter Construction erneuert. Auch für die Eingänge behielten sie die Stelle des Südwest- und Südostthores der vorausgegangenen Ansiedelung bei und verwandten dabei, wie es scheint, die noch aufrecht stehenden Wände; der Fußboden jedoch erhöhte sich um $1^1/_2$ m und ist bei einer noch spätern Erneuerung des Thores um abermalige $1^1/_2$ m gewachsen.

Innerhalb der Mauern wurde, wie schon oben bemerkt, der Schutt der zusammengestürzten Gebäude nicht weggeräumt, sodaß das Niveau, auf dem die neuen Häuser aufgeführt wurden, ein sehr ungleiches war. Auch die Häuser selbst waren nachlässig gebaut, meist kaum in rechten Winkeln, aus Bruchsteinen oder kleinen Lehmziegeln und oft mit Hinzunahme des halbverbrannten Materials der untergegangenen Stadt. Das größte von ihnen ist das zwischen dem alten Palast und der Westmauer gelegene (D), das Schliemann zuerst für den Palast des Priamos gehalten hatte. Die Wände dieses Gebäudes sind 65 cm dick und seine Größe beträgt $7^1/_2 : 15$ m. Die Bewohner beschränkten sich fast während der ganzen Dauer dieser dorfähnlichen Ansiedelungen auf die Burg; nur einzelne Häuser, die Schliemann zu seiner fünften Stadt rechnet, die also dem Ende unserer Besiedelungsperiode anzugehören scheinen, greifen über die alten Befestigungsmauern hinaus.

„Wie wir in der letzten trojanischen Campagne", schreibt Schliemann, „systematisch von oben Schicht nach Schicht abgra-

bend reichlich Gelegenheit hatten uns zu überzeugen, müssen die dritten Ansiedler sehr arm gewesen sein, denn wir fanden nur sehr wenig in ihren Häusern." Und was gefunden wurde, unterscheidet sich in Form und Technik nur selten von dem Geräthevorrath der voraufgegangenen Periode. Wir sehen dieselben Gesichtsvasen, Schnabelkannen und zweihenkeligen Becher wieder, dieselben Bronze- und Steinwerkzeuge, dieselben „Idole" und dieselben „Spinnwirtel". Nur eine neue graue Thonart, welche dicht unter der hellenistischen Stadt sich findet und der besonders viele Becher von den in 89 und 90 dargestellten Formen angehören, scheint zu beweisen, daß für einige Zeit ein

89. Becher oder Kelle (Größe 1:4).



90. Becher (Kantharos) (Größe 1:4).

neues Element, sei es in der Bevölkerung selbst, sei es in den Handelsbeziehungen der bisherigen Ansiedler, eingetreten ist. Schliemann hat diese Gefäßformen, wegen ihrer Uebereinstimmung mit den italischen, hauptsächlich etruskischen Funden, lydisch genannt, weil die Etrusker nach Herodot lydische Ansiedler gewesen sind. Die Aehnlichkeit mit den ältesten Bucherovasen ist in der That groß. Das Vortreten des Untertheils von 89 und 90, die Buckel und Riefelungen von 89 finden sich nur dort wieder. Diese Aehnlichkeit ist nur ein neuer Hinweis zu den vielen schon vorhandenen für die Herkunft der Etrusker aus dem Osten. Aber ob sie wirklich, wie Herodot meinte, aus Lydien oder woher sie sonst gekommen sind, ist bekanntlich noch eine dunkle Frage, und wir können daher auch über die ethnologische Bedeutung dieser Thonwaare auf Hissarlik nicht

urtheilen. Sie findet sich nicht auf der Burg allein, sondern noch in mehrern Heldengräbern und an einigen andern Stätten der Skamander-Ebene und würde also auch hier eine etwas jüngere, auf die Blütezeit von Troja folgende Epoche bezeichnen.

Das Wichtigste ist aber in dieser ganzen Ansiedelungsperiode das Auftreten mykenischer Vasenscherben, welche bei den letzten Ausgrabungen zum ersten male constatirt sind, und zwar, wie Dörpfeld und Brückner berichten, eben in jener von Schliemann lydisch genannten Schicht. Es ist unter den gefundenen Stücken besonders der Typus der Bügelkanne vertreten, welche nach den bisher gemachten Erfahrungen augenscheinlich der spätmykenischen Epoche angehört. Aber wenn wir dieselbe auch noch etwa für das 10. Jahrh. annehmen, so müssen doch immer mehrere Jahrhunderte zwischen dieser Schicht und dem Untergange der zweiten Stadt liegen und muß die Blüte der letztern demnach jedenfalls früher angesetzt werden als die von Tiryns und Mykenä.

Dieser dritten Epoche gehören auch fast alle auf Hissarlik gefundenen Beisetzungen an. Schliemann sagt („Ilios", S. 46): „Im Jahre 1872 fand ich zwei dreifüßige Urnen mit verbrannten menschlichen Ueberresten auf dem Urboden der ersten Stadt; in den Jahren 1871, 1872 und 1873 aber förderte ich aus der dritten und vierten Stadt eine bedeutende Anzahl großer Leichenurnen zu Tage, die menschliche Aschenüberreste, aber keine Knochen enthielten; nur einmal fand ich in einer derselben einen Zahn, ein andres mal einen Schädel in der Asche vor, der bis auf das Fehlen des Unterkiefers vollständig gut erhalten war; eine bronzene Tuch- oder Haarnadel, die dabei lag, ließ mich darauf schließen, daß er einer Frau angehört hatte." Böttticher hat gerade diese Angabe sehr ausgebeutet für seine Theorie, daß die Burg ein Begräbnißplatz gewesen sei. Aber man hat zu bedenken, daß Schliemann in der ersten Zeit jede beliebige große Vase eine Aschenurne nannte. Vielleicht hat er auch mit Aschenüberresten sich ebenso versehen wie mit der „massenhaften Holzasche", die sich später als pulverisirte Lehmziegel entpuppten.

Eine gelegentliche Beisetzung in Zeiten, wo die Burg verödet lag, würde in Troja ebenso wenig verwunderlich sein, wie sie es in Athen, Tiryns und in vielen andern Stätten für ruhig Denkende gewesen ist.

Die beiden „Skelette von Kriegern", welche Schliemann in dem Zimmer eines Hauses fand („Ilios", S. 36, 565) scheinen nicht von Begrabenen, sondern von Verunglückten herzurühren. Die wenigen so erhaltenen Schädel zeigen nach Virchow's eingehender Analyse trotz starker, besonders in dem Breitenmaße des Kopfes und der Form des Kinns sich ausprägenden Verschiedenheiten doch gemeinsam „in höchst auffälliger Weise das Aussehen von Knochen einer schon in vorgerückter Civilisation befindlichen Bevölkerung". „Nichts Wildes, nichts von massenhafter Knochenbildung, von besonders starker Entwickelung der Muskel- und Sehnenansätze ist an ihnen zu bemerken. Alle Theile haben ein glattes, feines, fast graziles Aussehen", und es ist daher „anzunehmen, daß die einstigen Träger dieser Köpfe einem seßhaften, mit den Künsten des Friedens vertrauten, und durch Verkehr mit entferntern Stämmen auch der Mischung des Blutes mehr ausgesetzten Volke angehörten."

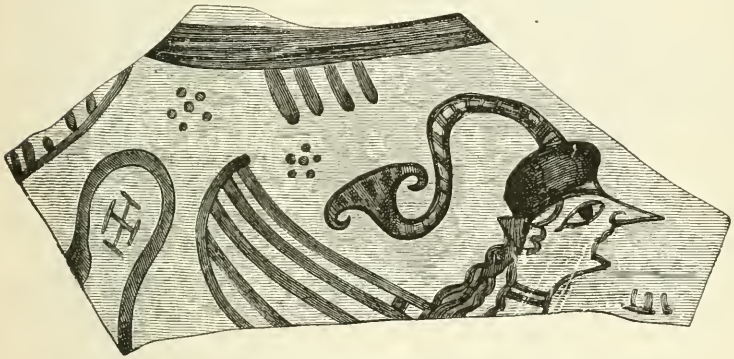
---

7. Das griechisch-römische Ilion.

Eine Beschreibung griechischer oder gar römischer Ruinen fällt eigentlich aus dem Begriff, den wir mit Schliemann'schen Ausgrabungen verbinden, heraus. Wir haben uns gewöhnt, bei Schliemann's Namen nur an eine bestimmte Periode des Alterthums, an die große griechische Heroenzeit zu denken; und diese Gewöhnung ist gut und recht, denn sie gründet sich auf die ganze Eigenart des Mannes, sein völliges Aufgehen in jener romantischen, sagenumsponnenen Welt. So hat er sich denn auch in Troja um die oberste Schicht, die siebente Stadt nach seiner Zählung, wenig gekümmert. Erst von seinen Architekten des Jahres 1882 wurde, was noch erreichbar war, sorgfältig zu-

sammengetragen und aufgenommen. Und somit soll auch unsere Betrachtung dieser Reste nur eine kurze sein, zumal das hellenistische und römische Ilion in seinen Gebäuden, Denkmälern und Geräthschaften durchaus dieselben Eigenthümlichkeiten zeigt, die wir aus so vielen andern Städten jener Zeit kennen.

Viele Vasenscherben beweisen, daß schon lange vor dem Besuche des Xerxes, von dem Herodot erzählt, eine Ansiedelung wieder auf der Burg bestand. Die Scherbe in Abb. 91 zeigt die obere Hälfte eines weiblichen Flügelwesens, in schwarzer Farbe auf hellrothen Grund gemalt. Die spitze Nase und das trotz der



91. Bemalte Topfscherbe (Größe 1:2).

Profilzeichnung en face gestellte große mandelförmige Auge beweisen zur Genüge den archaisch-griechischen Charakter.

Das Haar scheint zum Theil in einen langen Zopf geflochten, der von der Mitte des Kopfes aus in doppeltem Bogen nach hinten fliegt und in einem nach beiden Seiten umgeschlagenen Büschel endigt. Dieser Kopfputz erinnert auffällig an den mykenischer Frauen. (S. unten Abb. 309.) Das Nackenhaar fällt aufgelöst lang herab, und auch vor den Ohren ringelt sich ein Löckchen.

Ein schon regelmäßigeres Gesicht zeigt eine zweite Flügelgestalt auf der Scherbe in Abb. 92, bei der die Zeichnung an der Innenseite der Schale in brauner Farbe auf hellgelben Grund aufgetragen ist. Das Auge hat eine ähnliche Form wie auf

dem vorigen Stück, aber Kinn und Hals sind wohlgestaltet. Das Haar fließt in langen Wellen in den Nacken und wird durch zwei Binden zusammengehalten, deren untere in zwei hinter den Ohren herabfallende Enden ausgeht. Die Stücke werden aus dem 7. oder 6. Jahrhundert v. Chr. stammen. Sie gehören dem nach seinem Hauptfundort bisher rhodisch genannten Stile der Vasenmalerei an, welcher in manchen Beziehungen an den mykenischen anknüpfend zu jener Zeit an der ganzen kleinasiatischen Küste geherrscht oder wenigstens dieselbe mit seinen Erzeugnissen versorgt zu haben scheint.

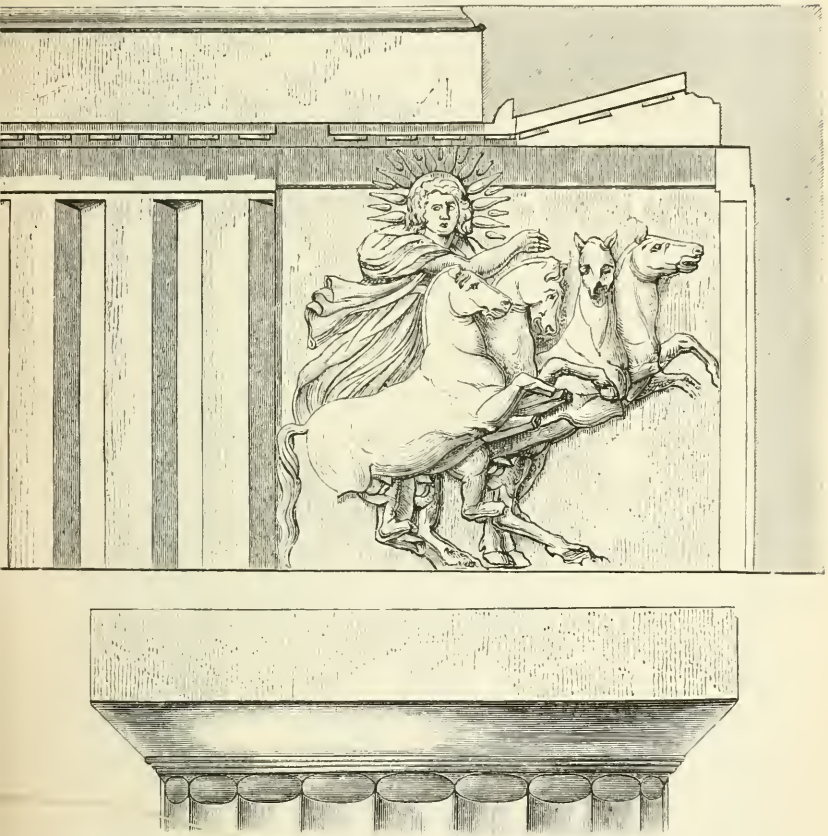
92. Bemalte Topfscherbe (natürl. Größe).

Aus den Erzählungen über die Besuche des Xerxes und Alexander in Troja wissen wir schon, daß als Burggöttin ebenso wie in homerischer Zeit Athena verehrt wurde. Die Münzen

93. Münze von Ilion (Tetradrachme). (Natürliche Größe.)

der Stadt (93) zeigen sie uns auf der einen Seite in voller Figur, die Lanze auf die rechte Schulter gelegt, in der vorgestreckten Linken den Spinnrocken haltend; auf der andern Seite noch einmal besonders den mit lorbeerbekränztem Helme bekleideten Kopf der Göttin. Wir dürfen demnach den größten

Tempel der Burg, von dem sich zahlreiche Trümmer gefunden haben, als das Athena-Heiligthum betrachten. Abb. 94 stellt Kapitell, Triglyph und Geison dieses Tempels dar. Die Metopen



94. Kapitell, Triglyph und Geison des Athenatempels (Maßstab 1:5).

waren mit Sculpturen geschmückt; unsere Platte zeigt den herauffahrenden Helios mit großem Strahlenkranze um das Haupt, seine vier Rosse lenkend. Auf den Resten anderer Platten sind Kampfscenen erkennbar. Unter ihnen ist am besten erhalten das in 95 dargestellte Stück, auf dem die schildbewehrte Athena mit

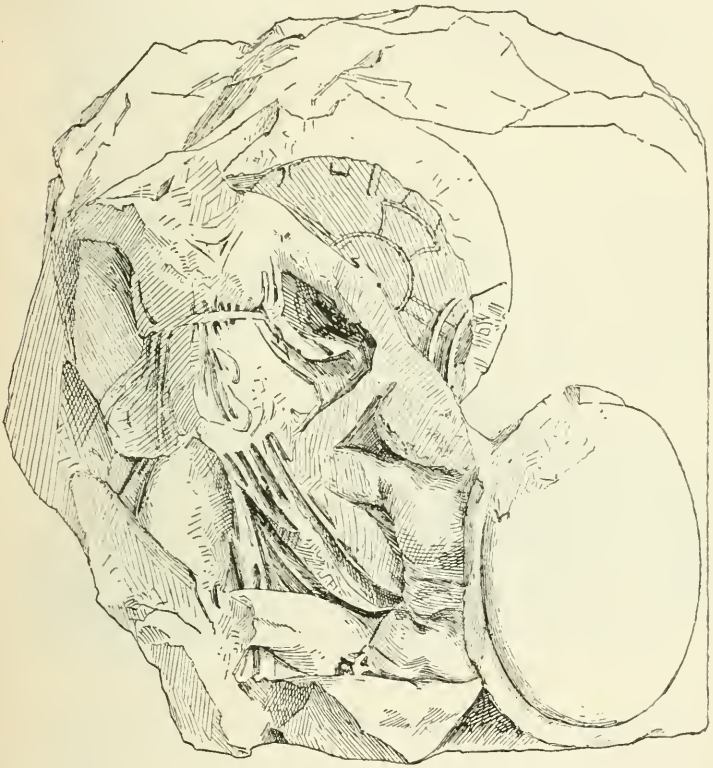
der Linken einen niedergestürzten Krieger an den Haaren gefaßt hat und mit der Rechten hoch ausholt, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Der Ueberwundene, offenbar der Gigant Enkelados, sucht sich mit der Rechten vergeblich von dem festen Griffe der Göttin zu befreien, der linke Arm haftet in dem Schilde und stützt mit diesem den Oberkörper. Die Darstellung ist interessant wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit der gleichartigen Scene in der pergamenischen Gigantomachie. Es ist beobachtet worden [1], daß auch in der Technik auffallende Uebereinstimmungen zwischen diesen Metopen und den Reliefplatten des großen Altars von Pergamon vorhanden sind, ja daß beide aus ein und demselben Marmor zu bestehen scheinen. Der ilische Tempel muß demnach aus derselben Zeit stammen wie der pergamenische Altar und ist vielleicht von den attalischen Königen selbst gestiftet, denen ja, wie wir wissen, Ilion als die Heimat ihrer wichtigsten Freunde, der Römer, sehr am Herzen lag.

Neben diesen Resten des Haupttempels sind auch Säulen und Gebälkstücke von einem kleinern und, wie es scheint, etwas ältern dorischen Heiligthume vorhanden. Vor allem aber stehen noch ganze Strecken der Lysimachischen Befestigungen aufrecht, die in einem kleinen Ringe die Burgkrone und in einem größern, fast überall constatirbaren, die weite Unterstadt umschlossen. Die Mauern zeigen ein sehr regelmäßig geschichtetes und vortrefflich gefügtes Quaderwerk. Am Nordabhang lag das Theater, die Grabungen, welche hier vorgenommen sind, haben jedoch nichts besonders Bemerkenswerthes ergeben; der Bau scheint erst in römischer Zeit aufgeführt zu sein. Ebenfalls aus römischer Zeit stammt das letzte Gebäude, das wir erwähnen wollen, eine Thoranlage im Südosten der Burg (L auf Plan II). Hinter einer auf drei Stufen sich erhebenden viersäuligen Vorhalle bilden drei in der innern Querwand angelegte Thüren, von korinthischen Halbsäulen eingefaßt, den eigent-

[1] O. Roßbach, Archäol. Zeitung, 1884, S. 233 fg.

lichen Thorabschluß; am Ausgang werden zwei Säulen zwischen zwei Anten anzunehmen sein.

Die zahlreich gefundenen inschriftlichen Denkmäler der Stadt reichen vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis in die spätrömische

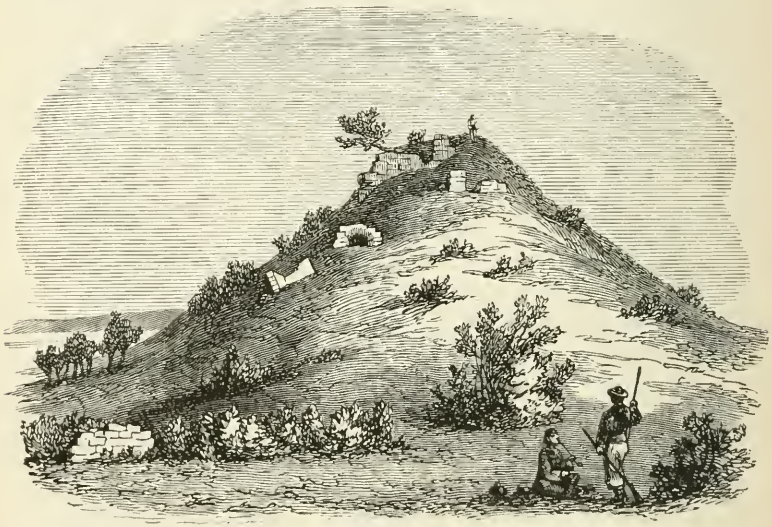


95. Metope vom Athenatempel (Maßstab 1:8).

Zeit. Sie geben uns mannichfache Kunde über die Beziehungen Ilions zu seinen Nachbarstädten, melden von Stiftungen der Könige, sowie von privaten Weihungen und Ehren und zeigen uns in allem, was auch die Schriftsteller so freudevoll zu berichten wissen, daß die alte Priamosfeste wieder die blühende Hauptstadt der Troas geworden ist.

8. Die Grabhügel in der Skamander-Ebene.

Neben der Burg selbst hat Schliemann sein hauptsächlichstes Interesse den Grabhügeln zugewandt, die in der troischen Ebene sich sehr zahlreich finden, besonders am Ufer des Hellespont und an der Küste des ägäischen Meeres. Auf Cap Rhoiteion liegen ihrer fünf nebeneinander, von denen der größte, jetzt Ju-tepe genannt, bereits im Alterthum für das Grab des Ajas aus-



96. Der Tumulus Ju-tepe, angeblich das Grab des Ajas.

gegeben wurde. Als Hadrian Troja besuchte, soll gerade das Meer von diesem Hügel einen Theil weggeschwemmt haben, sodaß die riesenhaften Gebeine des Helden bloßgelegt waren. Der Kaiser weinte die Thränen seiner archäologischen Rührung und begrub die Knochen unter einem neuen stattlichen Tumulus, auf dem er auch einen Tempel und eine Statue des Ajas errichten ließ.[1] Reste dieses Baues sind noch jetzt auf dem Ju-tepe vorhanden (s. Abb. 96).

[1] Philostr. Heroica, ed. Kayser, S. 137.

Auf Cap Sigeion liegen ebenfalls mehrere Hügel; der äußerste und zugleich größte soll das Grab des Achill sein, und der nächstliegende das des Patroklos. Weiterhin ziehen sich auf dem hohen Küstensaume noch eine Reihe gleicher Aufwürfe entlang, von denen der Udschek-tepe und Beschik-tepe die stattliche Höhe von 50 und 80 Fuß erreichen. Diese bilden für die Landschaft weithin sichtbare Wahrzeichen (s. Abb. 97).

Schliemann hatte die genannten sämmtlich und noch einige mehr, im ganzen sechzehn Hügel, bereits vor der letzten Cam-

97. Der Tumulus Udschek-tepe vom Skamander aus gesehen.

pagne angegraben, aber in keinem einzigen die Spur einer Beisetzung entdecken können. Er hielt daher alle diese Hügel für Kenotaphe, das heißt für Denkmäler, die zu Ehren der Verstorbenen errichtet wurden, ohne daß die Gebeine selbst darin ihren Platz fanden.

War diese Auffassung schon nach den Nachrichten, welche wir aus dem Alterthum über die Errichtung von Tumuli haben, nicht zu billigen, so ist sie durch zwei Funde aus den letzten Jahren entschieden widerlegt worden. Im Frühling 1887 haben türkische Bauern im Tschoban-tepe, nahe bei Bunarbaschi, mehrere Goldsachen, darunter einen goldenen Kranz aus Eichblättern mit Eicheln daran, etwa ein Viertelpfund schwer, ausgegraben.

Sie waren in einer Tiefe von 15 Fuß auf ein aus regelmäßigen Quadern ohne Kalk gebautes Grab gestoßen. Was bei der Entdeckung der Sache die Behörde den Leuten noch abjagen konnte, ist nach Konstantinopel gekommen. Calvert berichtete darüber in einer englischen Zeitung. Diese Fundstücke scheinen allerdings der hellen historischen Zeit, Schliemann und Calvert meinen etwa dem 5. Jahrhundert, anzugehören.

In der letzten Campagne sodann, im Sommer 1890, hat Schliemann „das im Mai 1873 von Frau Schliemann ausgegrabene, im Volksmunde Pascha Tepe genannte, südlich von Ilion gelegene kegelförmige Hügelgrab von neuem durch einen quer durch dasselbe gezogenen Stollen ausgegraben." „Ich entdeckte jetzt", berichtet er[1], „ein Menschengerippe, aber ohne alle Beigaben, in demselben, auch eine steinerne Treppe, die früher von der Ostseite auf den Gipfel führte, aber durch den im Laufe der Jahrhunderte vom Regen heruntergewaschenen obern Theil des Grabes mit Erde bedeckt war."

Bei der frühern Untersuchung dieses Hügels, der übrigens wahrscheinlich der bei Homer (Il. II, 811—814) beschriebene Tumulus der Batieia ist, hatten sich in seinen untersten Schichten Topfscherben der zweiten Ansiedelung auf Hissarlik gefunden. Es ist also zunächst in zwei Fällen das Begräbniß innerhalb von Hügeln aus verschiedener Zeit erwiesen. Die Grabungen in den übrigen haben bisher nur gezeigt, daß auch diese in weit voneinander entfernten Zeiten errichtet worden sind. Die meisten haben nichts als Topfscherben geliefert, meist denen der zweiten oder auch der von Schliemann für lydisch gehaltenen Ansiedelung ähnlich, wenn auch etwas roher. Nur bei dem auf der europäischen Seite des Hellespont liegenden sogenannten Grabe des Protesilaos fand sich genau die der ersten Stadt eigenthümliche Topfwaare: Bruchstücke von glänzendschwarzen Schalen mit horizontalen Röhrenhenkeln, ferner verticale Röhren-

[1] „Bericht über die Ausgrabungen im Jahre 1890", S. 24.

henkel, Steinbeile, Sägemesser und anderes. Mauerwerk wurde nur in zwei Hügeln aufgedeckt, ein kleines viereckiges, thurmartiges Gelaß von 14 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite in dem sogenannten Priamos-Grabe auf dem Balidagh, dicht neben der früher für Troja gehaltenen Ruinenstätte bei Bunarbaschi, und ein ähnlicher, nur weit größerer Thurm von 15 Fuß Länge und Breite und 40 Fuß Höhe im Udschek-tepe. Dieser Bau ist aus gut behauenen Plattensteinen auf einem großen runden und sehr sorgfältig gefügten Polygonalquader-Fundament aufgeführt. Schliemann hält den Hügel für das erst von Caracalla zu Ehren seines auf der trojanischen Reise verstorbenen Freundes Festus errichtete Denkmal. Von den drei Tumuli, welche auf der Höhe von Bunarbaschi liegen, führen zwei den Namen des Priamos, davon ist der eine schon in den fünfziger Jahren von Calvert, der andere 1882 in Schliemann's Auftrage von Dörpfeld ausgegraben worden. Calvert hat im Innern einen Bau aus großen unregelmäßigen Steinen entdeckt, den er für die Basis einer Statue oder eines Altars hält. Dörpfeld hat in dem andern Hügel nichts als Scherben von „lydischer" Topfwaare entdeckt.

Auch in diesen Hügeln werden gewiß noch mehrfach Gräber enthalten sein, wenn auch vielleicht nicht in allen. Denn es gab Kenotaphe sicher schon im vorhomerischen Griechenland. In der Odyssee erzählt Menelaos, daß er dem Achill in Aegypten einen Gedenkhügel errichtet habe. Aber viel mehr Beweise haben wir noch dafür, daß der Hügel schon in ältester Zeit bestimmt war, die verbrannten Knochen zu bedecken. Patroklos erscheint dem Achill im Traume und bittet ihn, ihrer beider Gebeine nicht voneinander zu trennen, sondern in einem Tumulus zu vereinigen. In der Odyssee wird dementsprechend erzählt, daß die Gebeine des Achill und Patroklos zusammen in einer goldenen Amphora in einem Grabhügel an der Küste des Hellespont beigesetzt seien, und am Schluß der Ilias werden die Gebeine Hektor's in einem goldenen Gefäße in eine Grube gelegt und

mit einem Steinhügel zugedeckt. Auch das ganze spätere Alterthum sah die Hügel als wirkliche Gräber an, ja es bestattete selbst immer noch gelegentlich auf jene Art. Unter den um Pergamon liegenden Tumuli zeigt der eine geöffnete in seinem Innern Mauern und Bogen, die gewiß erst aus hellenistischer, wenn nicht aus römischer Zeit stammen. Und noch viel verbreiteter findet sich die Sitte in barbarischen Ländern, so vor allem bei den Skythen, von denen Herodot erzählt, daß sie ihren todten König sammt seinem Koch, seinem Leibroß und allem, was sein war, verbrannten, den Aschenhaufen mit einem Zelt überdeckten und dann unter einem großen Hügel begruben. Aus diesem skythischen Brauche oder späterer griechischer und römischer Nachahmung desselben erklären sich die zahllosen Tumuli, die noch heute in Bulgarien, der Dobrudscha, Walachei, Moldau und Südrußland bis in die Krim hinein dem Reisenden in die Augen fallen, oft in langen Reihen auf Höhenzügen angelegt als weitschauende Denkmäler. Auch die ägyptischen Pyramiden sind ja im Grunde nichts weiter als riesige steinerne Grabtumuli. Da dem gegenüber diese Bestattungsart auf griechischem Boden sehr spärlich auftritt, so werden wir ihren Ursprung irgendwo anders, vielleicht im fernen Osten zu suchen haben. Zu einem festen Resultat und besonders zu einer ethnologischen Verwerthung der Sitte läßt sich heute noch nicht kommen. Nur das eine ergibt unsere Umschau mit Bestimmtheit, daß, da die homerische Auffassung sowol wie die spätere Uebung bei Griechen und Barbaren übereinstimmend auf ein wirkliches Hügelbegräbniß hinweisen, wir dieses auch in der troischen Ebene als die Regel anzusehen haben.

Nicht zu den Grabhügeln gehört der im Garten von Calvert's Landgut eine Stunde östlich von Hissarlik liegende Hanaitepe. Wie in Syrien, Assyrien, Babylonien, überall wo mit Ziegeln gebaut wurde, so viele und mitunter stattliche Hügel nichts weiter sind als die Trümmerhaufen zusammengefallener uralter Paläste oder Ansiedelungen, so hat sich auch diese Er-

hebung bei den gründlichen Ausgrabungen, welche Calvert mit Schliemann's Beihülfe im Jahre 1879 vornahm, als das Ergebniß einer in mehrere Perioden sich scheidenden langen menschlichen Bewohnung herausgestellt. In der untersten Schicht finden sich Hausmauern aus Bruchsteinen oder auch kleinen Lehmziegeln, in ihnen besonders viele Spuren von Hausthieren: Ziegen- und Kuhknochen und Hundefußstapfen in Lehm abgedrückt; auch ein paar Kindergräber kommen vor. In der zweiten Schicht ist eine Umfassungsmauer errichtet, 8—10 Fuß dick, aus großen unbehauenen Steinen in Lehm gebettet; im Innern liegen mehrere Altäre, zum Theil aus Lehm aufgerichtet, rund, von 15—20 Fuß Durchmesser, zwei auch aus Steinen gemauert. Noch weiter oben folgen wieder Häuser und in ihnen schöne griechische Gefäßscherben des 5. Jahrhunderts. Ein Stück entfernt, dicht neben dem Landhause, waren schon früher große Quaderblöcke ausgegraben, und auch das Stück einer Inschrift mit dem Rest eines Tempelinventars. Nach Calvert's sehr ansprechender Vermuthung hat hier das schon bei Homer genannte Thymbra gelegen, das auch in späterer Zeit fortbestand und besonders wegen seines Tempels des Apollon Thymbraios bekannt war. Heute ist dieses liebliche Fleckchen die einzige Oase in der verödeten Skamander-Ebene, und jeder Besucher Trojas, dem es vergönnt war, hier vorzukehren, wird in aller spätern Erinnerung den sandigen Ritt und die traurigen Lehmhütten der Dörfer gern vergessen über der „Villa Thymbra" und ihren freundlichen Bewohnern.

---

9. Troja und seine Bewohner.

Die Ausgrabungen Schliemann's in Troja und dessen Umgebung haben deshalb alle Welt interessirt, weil sie mit Homer, dem anerkannten Urbild aller Poesie, in nächstem Zusammenhang standen, weil sie Aufschluß versprachen über das

Sein oder Nichtsein der Grundlagen jener Poesie. Was sagen uns nun die Ausgrabungen über die Burg von Hissarlik, über das Volk, welches hier geherrscht hat, und über den Krieg, der vor seinen Mauern stattgefunden haben soll? Sie zeigen uns eine Burg von sehr geringem Umfang. Ebenso wie die Akropolen von Mykenä, Tiryns und Athen, hat sie nicht die ganze Stadt, sondern nur den Herrscherpalast getragen. Die Stadt lag in allen diesen Fällen am Fuße der Burg und ist in Troja wie es scheint ganz verschwunden. Die Burg aber, in welcher wir zugleich die wechselnden Schicksale der Stadt mit bezeugt sehen dürfen, war schon von den ersten Ansiedlern mit starken Mauern umgeben worden, und erhielt in ihrer zweiten Periode einen Befestigungsring von so stattlicher Construction, mit Thürmen und Thoren beschirmt, wie er an keiner andern Stätte in der Troas, noch an der kleinasiatischen Küste überhaupt aus so früher Zeit uns bekannt geworden ist. Troja muß daher eine hervorragende Stellung eingenommen haben, nicht blos in der Troas, sondern an der ganzen kleinasiatischen Küste, das heißt im Seeverkehre des Archipelagus. Es ist sicherlich die Hauptstadt der Landschaft gewesen und war durch seine wichtige Lage an der Durchfahrt zwischen zwei Meeren berufen, auch in größere Verhältnisse mit Nachdruck einzugreifen.

Im einzelnen nehmen die gefundenen Bauten wie die Gebrauchsgegenstände eine Mittelstellung ein zwischen den drei großen Culturen der alten Welt, der assyrisch-babylonischen, der ägyptischen und der griechischen. Das Bauen aus Ziegeln entspricht der in den Euphrat- und Tigris-Ländern natürlichen Gewöhnung. Dort gab es kein Felsgestein, sondern nur Schwemmland. Ebenfalls durch die Verwendung schlechten Materials wird das Böschen der Mauern hervorgerufen, das in Aegypten seine Heimat hat. Die spätern Bewohner Kleinasiens und Griechenlands hatten sich schon genügend in die gebirgige Eigenart dieser Gegenden eingelebt, um vorzugsweise aus Steinen zu bauen. Gegenüber jener asiatischen Ziegelbauart knüpft aber die Gestalt der Thore

und des Palastes zu Troja das Band mit dem westlichen Ufer des ägäischen Meeres, denn der Grundriß dieser Thore findet sich nicht nur ebenso in Tiryns und Mykenä wieder, sondern ist auch das Vorbild für den spätern griechischen Thorbau geworden, und aus den übereinstimmenden Grundrissen der Königsgemächer von Troja, Tiryns und Mykenä hat sich der dorische Tempel entwickelt.

Das Vorkommen von Elfenbein und Nephrit beweist den Handel mit dem Innern Asiens, die Formen vieler Gefäße den Einfluß Aegyptens. Der „mykenische" Ornamentationsstil aber, der in einer Reihe von goldenen Schmucksachen und thönernen Gefäßen erst lange nach dem Untergange der zweiten Stadt auftritt, zeigt wie weit diese trojanische Cultur der in Griechenland sich entwickelnden vorausliegt.

So sehen wir die Bewohner von Troja in einem Uebergange von asiatisch-ägyptischem zu griechischem Wesen. Sie bauen nach orientalischer Art, die nachher zum Theil für Griechenland mustergültig wird, sie beziehen ihre werthvollsten Gebrauchsgegenstände von Osten, von Süden und von Westen. Die gewöhnlichen Geräthe des täglichen Lebens aber, Kochtöpfe, Wasserkannen, Becher, Waffen werden an Ort und Stelle gemacht. Sie stehen eigenartig da, ohne Anknüpfung nach der einen oder nach der andern Seite, und beweisen somit nur aufs neue das Zwischenstadium, in welchem die Bevölkerung sich befindet: sie ist schon zu lange von den eigentlichen asiatischen Stämmen getrennt, um noch in deren Stile zu arbeiten und ist doch zu der griechischen Weise noch nicht fortgeschritten. So erklärt es sich, daß die Diademe und Ohrgehänge des großen Schatzes und so viele Vasenformen nirgends Analogien finden.

Wir haben uns demnach das Volk, dessen König auf der Burg von Troja wohnt, schon längere Zeit im Lande seßhaft zu denken. Seine Baukunst zeigt bereits eine hervorragende Entwickelung. Um so mehr fällt es auf, daß in der zweiten Stadt noch sehr viele steinerne Geräthe in Gebrauch sind. Aber

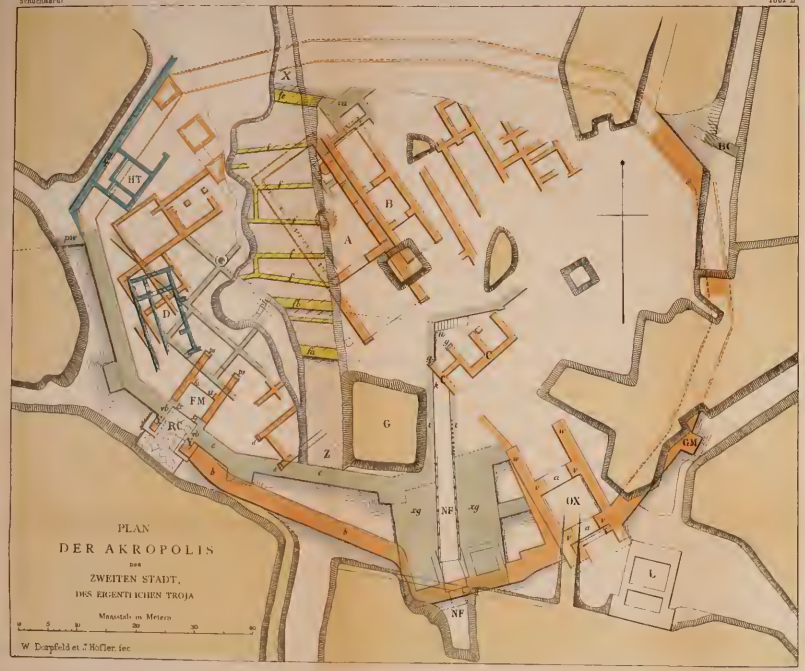
Tiryns und Mykenä werden uns lehren, daß solche selbst bis in Zeiten von hoher Kunstblüte sich erhalten haben.

Die decorative Kunst befindet sich in Troja erst in den Anfängen. Außer den primitiven Gesichtern an Vasen und auf Steinen und dem einzigen Bleiidol einer nackten Göttin, haben sich keine Darstellungen menschlicher Gestalten gefunden, sodaß wir unsere Neugier, wie die Trojaner aussahen, wie sie sich kleideten und was sie trieben, nur unvollkommen aus den gefundenen Geräthen selbst befriedigen können. Die Funde im Hanaï-tepe weisen deutlich auf Ackerbau und Viehzucht, welche ja aus der längern Seßhaftigkeit sich schon von selbst ergeben und in der fruchtbaren Skamander-Ebene zu bestem Gedeihen kommen mußten. Als Kriegswaffen haben sich Lanzen, Pfeile, Dolche und Aexte gefunden, auffälligerweise keine Langschwerter.

Was sich über die zeitliche Bestimmung dieser trojanischen Cultur und über die etwaige thatsächliche Unterlage des von Homer geschilderten Krieges sagen läßt, hat zur Voraussetzung, daß wir zunächst jenseit des purpurnen Meeres diejenigen kennen lernen, welche die Sage zu den Feinden der Trojaner macht, und deren Zeit und Art aus den stattlichen Ueberresten ihrer Cultur in Tiryns und Mykenä so klar hervortritt, daß damit auch auf Troja neue Lichter fallen. Eins aber kann schon jetzt als unumstößlich gelten, daß an der Stätte von Hissarlik zu einer Zeit, die allem, was wir sonst auf griechischem Boden kennen, weit vorausliegt, eine stolze, Land und Meer beherrschende Königsstadt gelegen hat, und daß die Sänger des trojanischen Krieges, wie sie den Ida und Skamander und Hellespont und die Insel Tenedos kannten, so auch von jener Königsstadt und von ihrer großen Zeit und ihrem gewaltsamen Untergange Kunde gehabt haben müssen.

TROIA
mit der Skamanderebene
0 1 2 3 4 5 km.
Kumkaleh
OPHRYNION
RHOITEION
Intepe
Intepe-Asmak
Kalifatli
Jenischeh
Halileli
Dumbrek-su
Kumköi
SIMOIS
TROIA
Asmak
Hag. Demetrios-tepe
Tschiblak
Kalifatli
Altes Skamanderbett
Jeniköi
Bunarbaschi-su
Kanal
Mendere
Beschik-tepe
Palaeo-kastro
Lanagut
Danaitepe
Udschek-tepe
Beschik-Bay
Fulu Dagh
Bunarbaschi
Qu. Kirkgös
Eski Hissarlik
Udschek
Ruinen
früher für Troia gehalten
Balidagh
Arablar

D
A



Ungegrabene Theile

Mauern der ersten Stadt

Mauern der zweiten Stadt aus ihrer ersten Periode.

Mauern der zweiten Stadt aus ihrer zweiten Periode.

Mauern der dritten Stadt.

Römisches Thor.

XX Grosser Nordgraben.

fa, fb, fc Befestigungsmauern der ersten Stadt.
f Hausmauern der ersten Stadt.

A Megaron
B Frauenwohnung } des Palastes.
C Herdher

c, RC und NF Mauern und Thore aus der ersten Periode der zweiten Stadt.

pw und BC Vermuthliche Mauer der Unterstadt.

b, FM und OX Mauern und Thore aus der zweiten Periode der zweiten Stadt.

GM Thurm der zweiten Stadt, dessen Durchschnitt in Abb. 19 (Seite 58) dargestellt ist.

am Mauer der dritten Stadt.

HT und D Gebäude der dritten Stadt.

L Römisches Thor.

Drittes Kapitel.

Tiryns.

1. Lage und Geschichte. Verhältniß zu Mykenä.

Mykenä und Tiryns liegen beide am Rande der großen argolischen Ebene, welche ihrer ganzen Landschaft den Namen gegeben hat; denn „Argos" heißt nach Strabo im Pelasgischen „Ebene". Eine große und reiche Niederung muß an sich schon in dem felsigen, wasserarmen Griechenland als ein besonders begnadeter Landstrich erscheinen, und wenn die argolische zudem in einen tiefen geschützten Meerbusen mündet, der gegen Osten gewendet den Weg unmittelbar auf das weite Inselmeer und zu den Schätzen der anatolischen Küste öffnet, so kann es wol nicht Wunder nehmen, daß an diesem Punkte die älteste Cultur auf griechischem Boden zu ihrer höchsten Blüte gediehen ist.

Der Hauptbach der Ebene ist der Inachos, in den sich von Norden her der Kephisos, heute Dervenaki genannt, ergießt. In der Nähe des Zusammenflusses beider, auf dem Ende einer von Osten her weit in die Niederung vorgeschobenen Hügelkette, liegt Argos, „der natürliche Mittelpunkt für denjenigen, welcher die Inachos-Ebene beherrschen will. Um diesen Punkt mußte sich zu allen Zeiten das Einheimische sammeln." So sagt der Hauptmann der Artillerie Steffen, welcher 1881 im Auftrage des Archäologischen Instituts zwei vorzügliche Karten, eine der Burg und eine der Umgegend von Mykenä, aufgenommen hat.[1] Tiryns und Mykenä liegen gegenüber von Argos am Ostrande der Ebene,

[1] Steffen, Karten von Mykenai (Berlin 1884).

ersteres 2 km vom Meere auf einem niedrigen (26 m) einsam aus dem Schwemmlande aufragenden Felsen, Mykenä 15 km landeinwärts am Kopfende der Ebene im Kephisosgebiete, nicht weit von den Paßübergängen, welche den Verkehr zwischen dem argolischen und dem korinthischen Meerbusen vermitteln. Sein Burgberg, durch einige Vorhügel gedeckt, erhebt sich bis 278 m und wird flankirt von zwei noch weit höhern Bergen, nördlich dem Prophet Elia (807 m) und südlich dem Szara (659 m).

In diesem topographischen Verhältniß ist schon der feindliche Gegensatz gegeben, in welchen die Sage die eingewanderten Gründer unserer Burgen zu den autochthonen Herren von Argos setzt. Bei der Zerspaltung des alten Danaerreiches erhält Akrisios Argos, während Proitos das Heraion, Mideia und Tiryns bekommt. Diese Punkte galten demnach als die ältesten, Mykenä gesellt sich erst nachher zu ihnen. Während der Herrschaft von Proitos' Sohne, Megapenthes, gründet Perseus Mykenä und macht sich alsbald die ältere Nachbarstadt Tiryns unterthan. Und dieses Oberhoheitsverhältniß ist dann bestehen geblieben. Es tritt besonders deutlich hervor in der Erzählung von den Sklavenarbeiten, welche Herakles, der Tirynther, für Eurystheus, den König von Mykenä, verrichten muß.

In der historischen Zeit haben die Städte keine Rolle mehr gespielt. Nur in den Perserkriegen werden noch einmal 80 Mykenier unter den Gefallenen von Thermopylä erwähnt und ihrer 200 nahmen mit den Tirynthern vereint an der Schlacht bei Platää theil. Im Jahre 468 v. Chr. wurde Tiryns wie Mykenä von den Argivern zerstört, und diese behaupteten fortan die nach der Lage ihrer Burg ihnen zukommende Herrschaft in der Landschaft. Die einstigen Königsstädte der Achäer werden nachher nur noch als Ruinen erwähnt. Aber so vollkommen verödet, wie die Schriftsteller behaupten, ist doch wenigstens Mykenä nicht gewesen. Schon Schliemann hatte aus mannichfachen Anzeichen eine neue Besiedelung der Burg „in makedonischer Zeit" geschlossen, und die jüngsten Ausgrabungen der Griechen

haben durch inschriftliche Funde klargestellt, daß vom 3. Jahrhundert v. Chr. ab wieder für längere Zeit eine Kome, ein Dorf, in Mykenä existirte.

Im übrigen bestätigen die Ausgrabungen vor allem das in der Sage sich kennzeichnende Altersverhältniß zwischen Tiryns und Mykenä. Die Mauern von Tiryns machen einen noch etwas ältern Eindruck als selbst die ältesten Theile des mykenischen Burgringes. Sie bestehen aus kolossalen, nur wenig behauenen Blöcken und zeigen keine Spur einer spätern Ausbesserung. Der mykenische Ring dagegen ist schon ursprünglich aus etwas kleinern Steinen aufgeschichtet und später zu verschiedenen Zeiten in sorgfältigem Quader- und Polygonalmauerwerk verstärkt und ergänzt worden.

Wie konnte aber die Bergstadt Mykenä das so günstig am Meere gelegene Tiryns überflügeln? Nur wenig wird zur Erklärung dieser Thatsache die Beobachtung beitragen, welche Aristoteles ausspricht in den Worten: „Zur Zeit des trojanischen Krieges war das Land von Argos morastig und konnte daher nur eine geringe Bevölkerung ernähren, das Land von Mykenä dagegen war gut und wurde hochgeschätzt.“ Die Fundstücke von Tiryns und Mykenä deuten zu sehr auf eine Seecultur, auf einen durch Handel erworbenen Reichthum, als daß wir in der Bodenbeschaffenheit ihrer Gebiete die Erklärung für die größere oder geringere Macht dieser Städte suchen dürften. Um so weiter führt uns eine Betrachtung der Lage von Mykenä auf der Höhe zwischen dem argolischen und dem korinthischen Golfe. Besonders seit Steffen ein ganzes Netz von cyklopischen Hochstraßen festgestellt hat, die alle darauf berechnet sind, Mykenä auf den verschiedensten Wegen mit Korinth in Verbindung zu halten[1], kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jener Punkt in den Bergen gewählt wurde, um der neuen Burg eine doppelseitige Wirksamkeit zu ermöglichen, und daß die erstaunliche Blüte und

[1] Siehe die Karte der Argolis S. 165.

Macht, zu der sie dann emporwuchs, als der thatsächliche Erfolg jenes Strebens zu betrachten ist. Nur fragt es sich, von welcher Basis die Gründer von Mykenä ausgegangen sind, ob sie vom argolischen Golfe aus den korinthischen gewinnen wollten oder vom korinthischen aus den argolischen; und in dieser Beziehung kann ich Steffen's Auffassung nicht beipflichten. Der letztere möchte Mykenä als einen Vorposten des gegen Argos vordringenden Korinth auffassen. Ein anderer Zweig, meint er, desselben Volkes, das zu Wasser kommend sich in Tiryns niedergelassen, sei zu Lande über Korinth in die Argolis eingedrungen. Ich glaube, daß umgekehrt Mykenä vom argolischen Golfe aus angelegt worden ist, um den Weg zum korinthischen zu bahnen; denn erstens sind in ihrer Lage Mykenä und Tiryns zu sehr aufeinander angewiesen und auch in der Sage zu eng verknüpft, als daß die Gleichartigkeit ihrer Funde auf die zufällige Wiedervereinigung zweier getrennter, aber ursprünglich zusammengehöriger Stämme zurückgeführt werden dürfte; und zweitens ist weit schwerer einzusehen, warum Korinth, das in seiner unvergleichlichen Lage schon vorher beide Meere beherrschte, durch das Binnenland nach dem argolischen Golf gestrebt haben sollte, als daß ein Stamm, der in der Inachos-Ebene festen Fuß gefaßt, weiter nach Norden vordrang, um das westliche Meer zu gewinnen. Welch ein reiches Feld bot sich nicht dem Handel im Westen, nach den Jonischen Inseln, dem Lande der Phäaken! Ist nicht auch in der Sage der König von Ithaka einer der getreuesten unter den Paladinen Agamemnon's?

Wir werden demnach annehmen dürfen, daß die in Tiryns gepflanzte Cultur nach Mykenä weiter rankte und dort sich zur vollen Blüte entwickelte. Macht und Cultur sind hier den umgekehrten Weg gegangen als in der Troas. Die Vorältern des Priamos hatten im Gebirge eine kleine Feste; zu einer mächtigen Stadt wurde ihr Sitz erst, als sie in die Ebene hinabstiegen. In der Argolis blüht zuerst Tiryns, dann wächst alles überflügelnd Mykenä in den Bergen auf. Diesem Verhältniß

entspricht es, daß die Funde von Troja durchweg den Stempel binnenländischer Arbeit tragen, während die mykenischen, mit Algen und Seethieren verziert, ihre Analogien auf dem ganzen Inselmeere finden.

Das höhere Alter von Tiryns läßt es wünschenswerth erscheinen, daß wir, abweichend von der Zeitfolge der Schliemann'schen Ausgrabungen, die Beschreibung dieser Ruinenstätte der der mykenischen vorausschicken. Es ist das um so mehr geboten, als die Hauptergebnisse der tirynther Ausgrabungen, Burgmauern und Palast, vielfach die Basis bilden für das Verständniß der durchweg schlechter erhaltenen gleichartigen Bauten in Mykenä.

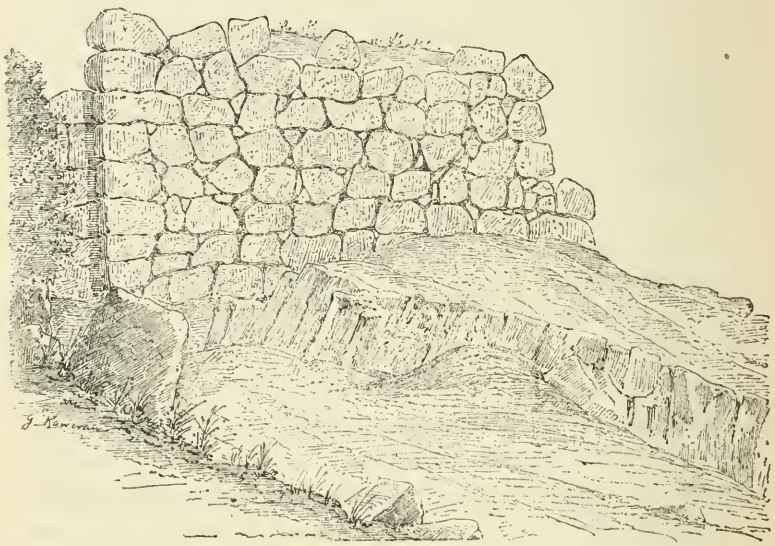
---

2. Mauern und Thore.

Schliemann ist, nachdem er bereits im Jahre 1876 verschiedene Tastungen vorgenommen hatte, erst im Frühling 1884 zu umfassenden Ausgrabungen in Tiryns gekommen und hat damals den wohlerhaltenen Grundriß des ganzen Königspalastes mit Thoren, Höfen, Männer- und Frauenwohnung, die Mauern stellenweise noch 1 m hoch aufrecht stehend, gefunden. Der Eintritt der Sommerhitze hinderte in jenem Jahre die Fortsetzung der Arbeiten; aber im folgenden hat Dörpfeld in Schliemann's Auftrage den interessantesten Theil, welcher noch ausstand, bewältigt, indem er die riesige Ringmauer mit ihren Thürmen, Gängen und Kammern zum großen Theil freilegte.

Tiryns liegt auf einem nur 300 m langen und 100 m breiten Kalksteinfelsen, der sich, überall freistehend, 18 m über die umliegende Ebene, 22 m über das Meer erhebt. Er senkt sich von Süden nach Norden um mehrere Meter und bildet drei Abstufungen, die der Bebauungsplan seinen verschiedenen Zwecken nutzbar gemacht hat, und die wir danach als Ober-, Mittel- und Niederburg unterscheiden können. Auf der Oberburg, im Süden,

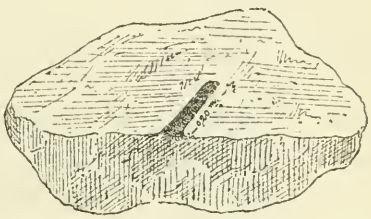
lag der Palaſt, die ganze Breite zwiſchen den Befeſtigungsmauern füllend; auf der Mittelburg befinden ſich, ſehr zerſtört, geringere, wahrſcheinlich für die Dienerſchaft beſtimmte Wohnungen; die Niederburg iſt noch nicht ausgegraben. Sie hat weit geringern Umfang als Ober- und Mittelburg und kann die zu dem Königsſitze gehörige Ortſchaft unmöglich eingeſchloſſen haben. Die letztere lag vielmehr ebenſo wie in Troja am Fuße des Burghügels. Ob ſie von einer beſondern Mauer umſchloſſen war, und wie weit ſie ſich ausdehnte, wiſſen wir nicht, da Ausgrabungen hier nicht vorgenommen ſind und in dem ſeit Jahrhunderten fleißig bebauten Gebiete auch wol wenig nützen würden.



98. Stück der weſtlichen Burgmauer.

Die Umfaſſungsmauer beſteht von unten bis oben aus ſehr großen Steinen. Sie iſt nicht geböſcht und trägt keine Lehmziegelmauer wie die trojaniſche. Bekanntlich behaupteten die Alten, König Proitos habe ſich Cyklopen aus Lykien kommen und von ihnen ſeine Burgmauer aufführen laſſen. So erſtaun-

lich erschien dieses Werk, daß man es nicht von gewöhnlicher Menschen Hand vollführt denken mochte. In der That mißt mancher Stein 2—3 m in der Länge und je 1 m in der Höhe und Tiefe. Die Steine sind zwar nicht, wie man bislang gewöhnlich annahm, völlig unbearbeitet, es ist an vielen eine Lager-, manchmal auch eine Außenfläche mit dem Spitzhammer roh hergerichtet; auch sind sie nicht regellos aufeinandergelegt, sondern möglichst in durchgehende Schichten geordnet (vgl. Abb. 98); und schließlich entbehren sie nicht jeden Bindemittels, wie ebenfalls bis zu den letzten Ausgrabungen die allgemeine Meinung war, sondern sie waren in Lehm gebettet: an Stellen, die erst kürzlich freigelegt sind, wird von den Eidechsen und Ratten, die zahlreich die Mauern bewohnen, beständig der gelbliche Staub herausgewirbelt. Die Blöcke bestehen aus Kalkstein, der auch für die Bauten innerhalb der Burg zumeist verwendet ist. „Er ist in der Nähe von Tiryns an den östlich und südlich gelegenen Felsen gebrochen worden, wo man jetzt noch sichere Spuren von antiken Steinbrüchen erkennt" (Dörpfeld). Einige Steine zeigen deutlich die Art, wie sie gewonnen wurden; sie haben an ihrem Rande ein tiefes rundes Bohrloch, in das offenbar ein dicker Holzstab gesteckt wurde, der mit Wasser begossen durch sein Aufquellen den Block lossprengte. (Abb. 99).



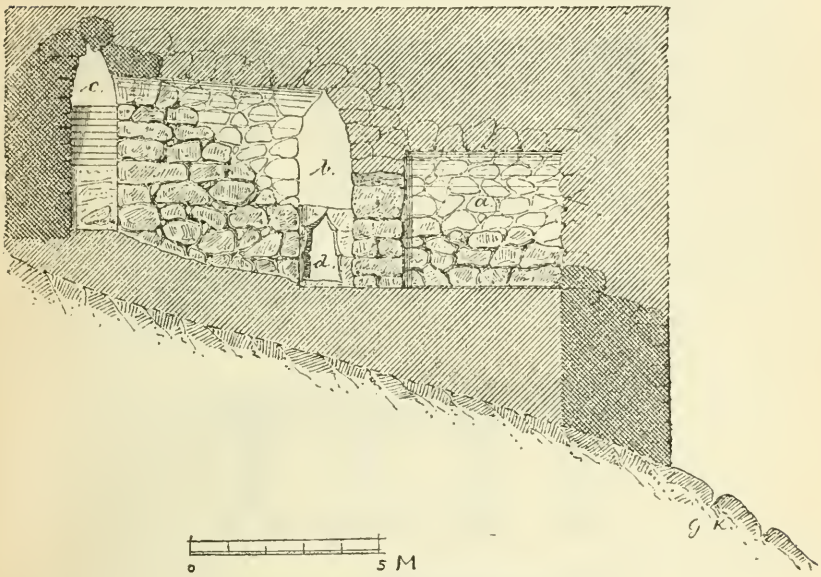
99. Stein mit Bohrloch.

Die Stärke und Bauart der Mauer ist an den verschiedenen Strecken der Burg verschieden. Um die Niederburg erhebt sie sich einheitlich 7—8 m dick und steht noch bis zu einer äußern Höhe von 7,50 m. Ihre geschlossene Gestalt wird hier nur unterbrochen durch einige Nischen, die unbestimmt zu welchem Zwecke an der Rückseite angebracht sind. Um die Oberburg dagegen schwankt das Stärkenmaß von 5 m bis zu der erstaunlichen

Zahl von 17,50 m, und die Mauer ist hier durch viele aus- und einspringende Ecken gegliedert, durch Thürme verstärkt, durch Gänge und Kammern unterhöhlt. Die letztern sind am besten in dem Südzuge der Mauer erhalten. Hier liegen zunächst in dem großen Eckthurme zwei Gemächer (A A), die nach keiner Seite einen Ausgang haben und demnach vielleicht als Keller, noch eher aber wol als Cisternen benutzt wurden. Ihr Oberbau bestand aus Lehmziegeln, denn in ihnen fand sich eine große Menge Ziegelschutt. In der anschließenden Südlinie alsdann, der stärksten des ganzen Ringes, hatte man vor der völligen Abräumung eine Mauer in zwei Absätzen zu erkennen geglaubt in der Art, daß auf einen Unterbau von 11 m Stärke ein zurücktretender oberer von $4\frac{1}{2}$ m Stärke angenommen wurde, welcher also vorn einen $6\frac{1}{2}$ m breiten Umgang freigelassen hätte. In dem obern Stück war der lange Corridor, die „Galerie", schon immer bekannt gewesen, und ebenso die fünf Thüren, die von demselben ausgingen. Die Meinungen über die Bedeutung dieser eigenthümlichen Anlage waren sehr getheilt gewesen, bis Steffen sich allgemeine Anerkennung verschaffte mit der Erklärung, der Corridor habe zur Aufnahme von Kämpfern gedient, welche von da durch die Thüren auf den äußern Umgang hinausgetreten seien, um die Mauer zu vertheidigen. Die im Jahre 1885 vorgenommene gründliche Reinigung dieses Mauertheiles hat indeß zu ganz neuen Ergebnissen geführt. Es hat sich herausgestellt, daß jener vermeintliche Umgang nie vorhanden gewesen ist. An seiner Stelle ergaben sich fünf Kammern, die, wie an einigen Punkten noch deutlich ist, durch Vorkragen der Steinschichten der Seitenwände oben spitzbogig geschlossen waren, und über denen die Mauer sich gewiß bis zu derselben Höhe erhob, die sie weiter innen über dem Corridor und der Treppe erreicht.

Betrachten wir nun die Anlage in dieser neuen Gestalt, wozu neben dem Burgplane (V nach S. 165) besonders der beistehende Querschnitt (100) behülflich sein mag. Aus dem

im Innern der Burg liegenden großen Hofe F gelangt man durch eine nicht mehr erhaltene Verbindung, verschiedenen Spuren nach vielleicht eine kleine Säulenhalle, zu einer Treppe c, die mit zweimaligem Umwenden in einen $7\frac{1}{2}$ m tiefer gelegenen langen Gang b hinabführt. Dieser Gang ist 1,70—1,50 m

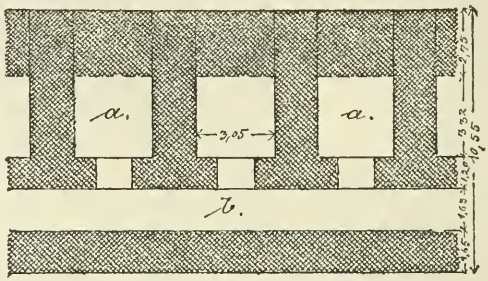


100. Querschnitt durch die Südmauer.
a. überwölbte Kammer. b. Galerie mit Fenster d. c. Galerie mit Treppe.

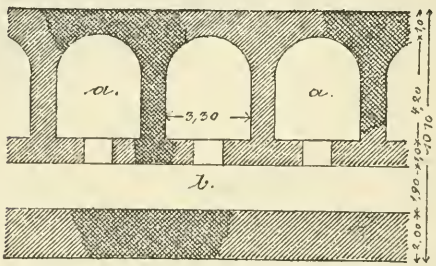
breit, rechts geschlossen, links durch ein in seiner ganzen Breite ansetzendes, außen aber sich bis auf etwa 10 cm verengendes Fenster d in Schießschartenform beleuchtet. Seine Decke wird durch Vorkragung der Seitenwände gebildet und gewinnt dadurch wieder die Form eines spitzen Gewölbes. Von ihm aus führen lauter besondere Thüren, deren Steinschwellen erhalten sind, in fünf einzelne Kammern a. Die beiden westlichen sind etwas länger als die drei östlichen, nämlich 5,30 m gegen 4,30 m. Die Kammern sind ebenfalls spitzbogig zugewölbt durch Vor-

kragung der Zwischenwände und hatten vielleicht ein ebensolches Fenster wie der Corridor.

Sehr interessant ist die auffällige Uebereinstimmung dieser Anlage mit der der Stadtmauern mehrerer phönikischen Colonien an der Nordküste von Afrika. Die nachfolgende Skizze (Abb. 101 und 102) stellt den Grundriß der tirynthischen Mauer



101. Grundriß der Ostmauer von Tiryns.



102. Grundriß der Mauer von Karthago.
a. überwölbte Kammern. b. Galerien.

mit dem der Akropolismauer von Karthago zusammen, bei welcher letztern freilich der Corridor nach außen und die Gemächer nach innen liegen und diese an ihrer Hinterwand rund abschließen. Aber trotzdem ist die Uebereinstimmung, auch in den Maßen, eine so große, daß sie unmöglich auf Zufall beruhen kann. Wir denken unwillkürlich an die vielfachen phönikischen Ansiedelungen an der griechischen Küste, von denen die Sage sowol wie die neue sprachvergleichende Forschung zu erzählen weiß. Indessen

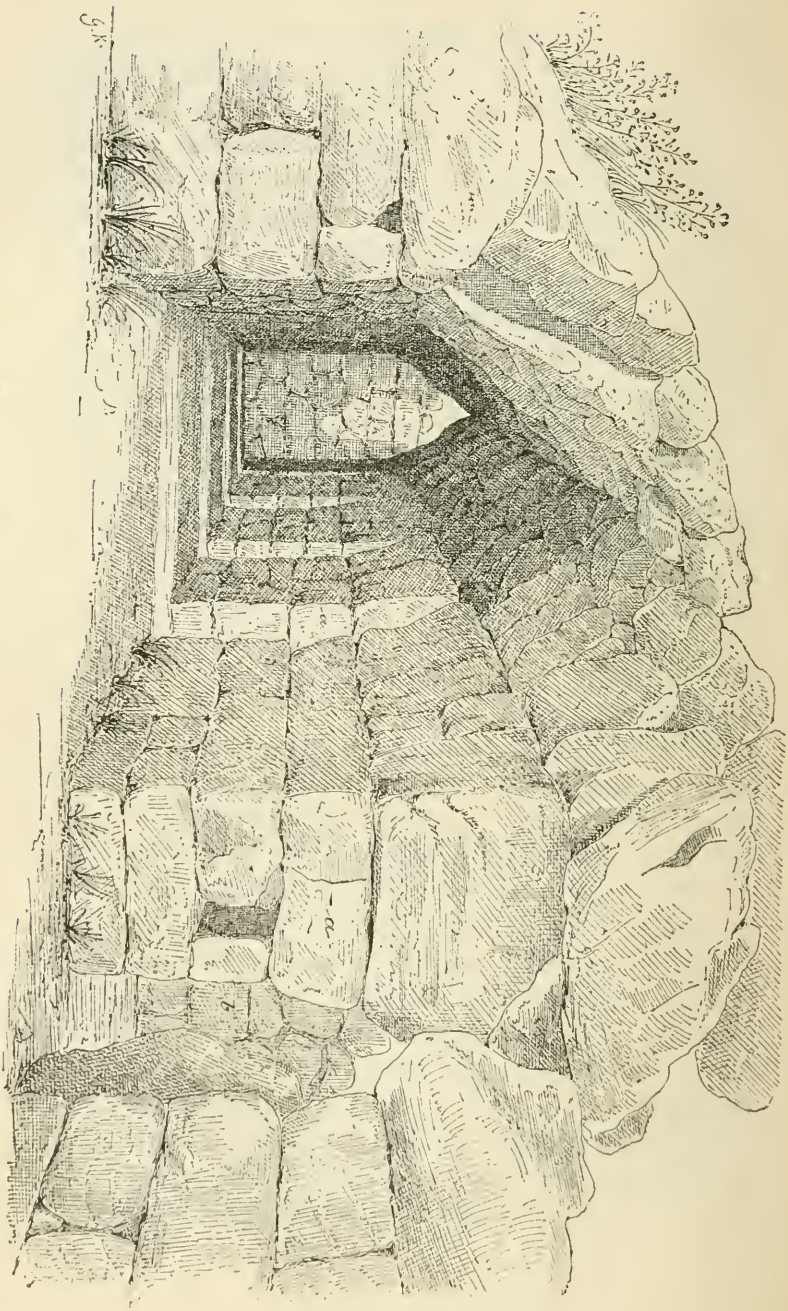
brauchen es nicht gerade phönikische Bauleute gewesen zu sein, von denen Proitos sich seine Mauern bauen ließ: die Kunst der Tirynthier wird nur auf dasselbe alte asiatische Vorbild zurückgehen, nach dem auch die Phönikier und gewiß viele andere Völkerschaften jener Zeit bewußt oder unbewußt sich richteten.

Ueber die Bestimmung der merkwürdigen Anlage sagt Dörpfeld: „An einen fortificatorischen Zweck kann man jetzt gar nicht mehr denken; denn wenn wir auch annehmen, daß jedes der Zimmer ein als Schießscharte zu benutzendes Fenster hatte, so hätten innerhalb der ganzen Südmauer doch nur sechs kämpfende Vertheidiger Platz finden können. Und für sechs Vertheidiger wird man doch nicht eine so großartige Anlage gemacht haben! Die Kammern und Corridore können nichts anderes als kellerartige Magazine gewesen sein, in welchen man allerhand Arten von Lebensmitteln und andere Gegenstände praktisch und sicher aufbewahren konnte."

Eine ähnliche Anlage von Kammern mit einem Gang davor befindet sich in dem südlichen Theile der Ostmauer. Einen Blick in dieselbe, der zugleich für die eben besprochenen Verhältnisse der Südmauer lehrreich ist, bietet Abb. 103. Die Treppe ist in dieser Ostmauer völlig zerstört; sie kann aber nur an der im Plane mit Σ bezeichneten Stelle von dem Corridor aufgestiegen sein und mündete dann ohne Zweifel in der Säulenhalle I, die den großen Hof F begrenzt, sodaß die Wege zu den Mauerkammern beidemal von diesem Hofe ausgingen.

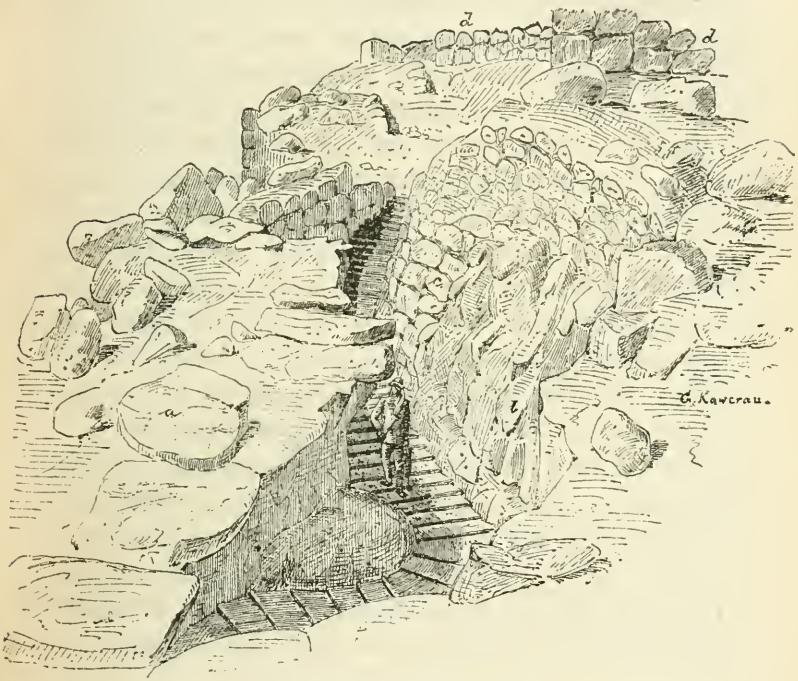
Während das erstbesprochene Mauerstück gar keinen Anhalt bietet, um zu erkennen, wie seine breite Oberfläche gestaltet war, ob dort Wohnungen oder Magazine oder ein offener Umgang lagen, haben sich bei dem zweiten auf der den Corridor westlich begrenzenden Mauer noch vier steinerne Säulenbasen erhalten, als Beweis dafür, daß oben ein Umgang, wahrscheinlich eine tiefe Halle sich befand, die sich nach dem Burginnern zu öffnete.

Ebenso sorgfältig wie diese riesige Umfassungsmauer selbst sind die verschiedenen Eingänge angelegt, welche sie durchschnei-



103. Blick in die Galerie der Ostmauer. a. Thüren zu den Kammern. b. Zwischenwand der Kammern.

den. Der Hauptaufgang, ein Fahrweg, liegt auf der Oſtſeite. Er ſteigt auf einer Rampe, die ziemlich weit im Norden beginnt, langſam in die Höhe und mündet etwa an der Stelle, wo Mittel- und Oberburg zuſammenſtoßen. Die Rampe iſt 4,70 m breit, und dieſelbe Breite iſt oben zwiſchen den Mauern für den Durchgang



104. Die Treppe des Nebenaufganges.
a. äußere Feſtungsmauer. b. Fels. c. Wangenmauer der Treppe. d. Grenzmauer des Palaſtes.

ausgeſpart; jedoch iſt dieſer in ſeinem untern Theile durch beiderſeits aufgebaute Blöcke auf 2,50 m eingeengt. Ein Thorverſchluß ſcheint hier merkwürdigerweiſe nicht vorhanden geweſen zu ſein, denn weder eine Schwelle noch Pfoſten haben ſich gefunden. Dieſer Hauptaufgang iſt durchaus ſo angelegt, wie es das ſtrategiſche Princip, nach welchem die ſtürmenden Feinde den Vertheidigern die unbeſchildete rechte Seite zuwenden ſollen, erfordert.

Erst bei den letzten Ausgrabungen ist auf der Westseite der Burg ein zweiter kleinerer Aufgang freigelegt worden. Für denselben ist vor den eckigen Mauerzug, welcher den Formen des Palastes folgt, an dieser Stelle noch ein besonderer bogenförmiger Ausbau vorgelegt, an dessen Innenseite eine große Treppe sich anschmiegt. Man durchschreitet von außen her die starke Mauer vermittelst eines 2 m breiten, oben in der üblichen Weise spitz zugewölbten Thores, und erreicht nach 5,40 m den Fuß der Treppe, deren erste Stufen in den Fels gehauen sind und die sich bis zur 20. Stufe ganz zwischen gewachsenem Fels emporwindet. (Vgl. Abb. 104.) Von der 65. Stufe an ist sie ganz zerstört, nachher ist wenigstens noch $6\frac{1}{2}$ m lang ihr Unterbau erhalten. Sie mündete zweifellos bei V in den hinter dem Palaste liegenden Hof, von dem aus die Haupträume vermittelst einer weitern kleinen Treppe bei x leicht und schnell zu erreichen waren. Dieser Treppenaufgang, welcher für die Burgbewohner eine sehr bequeme Verbindung mit der Unterstadt und gelegentlich eine sehr günstige Ausfallpforte darbieten mußte, war für den Feind geradezu unerzwinglich, denn auf dem ganzen Wege hätte er sich in einem Engpaß befunden, in dem ihm von allen Seiten der sichere Tod entgegenstarrte.

Außer diesem letztern Aufgang und dem Hauptthor hat die Burgmauer noch zwei kleine Pforten, die eine an der Westseite der Mittelburg, die andere an der Nordspitze der Unterburg.

3. Der Palast.

Das wichtigste Ergebniß der tirynther Ausgrabungen bildet der Palast. Wir werden zunächst seine sämmtlichen Räume durchwandern, um deren Anlage und Vertheilung im ganzen kennen zu lernen, die Betrachtung über Einzelheiten aber, wie über die Bearbeitung der Steinblöcke, über die hölzernen Pfosten und Säulen, über die Dachconstruction für den Schluß aufsparen.

Durchschreiten wir das Hauptthor, das, wie oben erwähnt, offen war, so gelangen wir, links umbiegend, erst nach 15 m zu dem geschlossenen Innenthore und befinden uns bis dahin in einem Gange, der auf der einen Seite von der Burgmauer, auf der andern von der hier außerordentlich starken Umfassungsmauer des Palastes eingeschlossen ist. Denken wir uns diese beiden Mauern, wie offenbar ihre Bestimmung war, von Vertheidigern besetzt, so mußte einem angreifenden Feinde auch hier allein die Erreichung des Thorverschlusses so gut wie unmöglich sein.

Das Thor selbst zeigt genau dasselbe Material, dieselbe Construction und fast dieselben Maße wie das Löwenthor zu Mykenä. Es ist aus riesigen Brecciaquadern gebaut. Die 1,45 m breite Schwelle liegt unversehrt, ebenso ist der rechte Pfosten ganz erhalten (3,20 m hoch), vom linken fehlt die obere Hälfte und damit ist auch der Thürsturz und der ganze Oberbau verloren gegangen. Der Eingang hat von außen her die lichte Weite von 2,86 m, verbreitert sich aber nach innen durch rechtwinkeliges Zurückspringen beider Thorpfosten auf 3,16 m. In den durch dieses Einspringen gebildeten Winkeln waren die Thorflügel befestigt, die somit nach innen aufklappten und nach außen gegen den vorspringenden Pfostentheil schlugen. Ihr Verschluß wurde bewerkstelligt durch einen mächtigen runden Balkenriegel, für den die betreffenden Löcher in halber Höhe der Thür noch an beiden Seiten erhalten sind. In dem an der Burgmauer stehenden Pfosten ist das Loch 0,41 m tief, auf der andern Seite jedoch geht es durch den Pfosten hindurch weit in die Palastmauer hinein. Der Riegel wurde also beim Oeffnen der Thür hier ganz in die Mauer hineingeschoben.

Setzen wir nun unsern Weg durch das Thor fort, so wandern wir zunächst in einem ähnlichen Gange und in derselben Richtung wie bisher, bis sich nach etwa 20 m ein Vorplatz öffnet, an dessen linker Seite die den Umgang an der Burgmauer tragende Säulenreihe steht, während zur Rechten ein

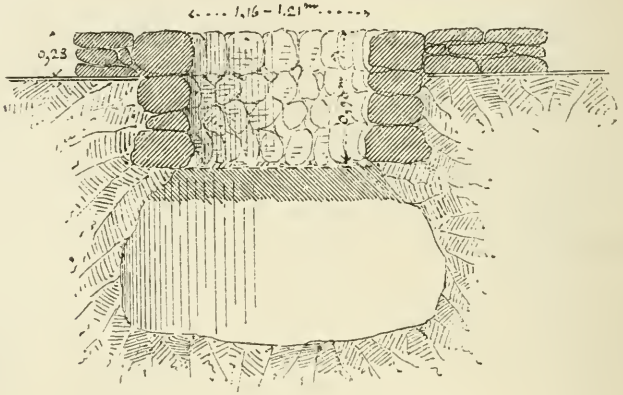
neuer großer Thorbau H uns empfängt. Er zeigt einen Grundriß, den wir annähernd ebenso schon in Troja kennen gelernt haben, und der für alle griechischen Thorbauten bis auf die atheniſchen Propyläen hin üblich geblieben ist: nach vorn wie nach hinten eine Halle, und in der beide trennenden Zwischenwand die verschließbare Durchgangsthür. In Troja haben die Thorhallen in der Front keine Säulen, weil bei den geringern Maßverhältnissen ein Architravbalken von Ante zu Ante gelegt werden konnte. In Tiryns aber beträgt die Breite des Thorbaues fast 13 m, wol genug, um die Zuhülfenahme zweier Säulen zwischen den Anten zu erklären. Der Grundriß des Baues ist völlig gesichert, die Mauern stehen noch bis zu einem halben Meter hoch aufrecht, sämmtliche vier Säulenbasen, sowie die große Steinschwelle der Thür liegen an ihrem Orte, und in den Hallen haben sich Theile eines Estrichs erhalten, aus Kalk mit sehr vielen Kieselsteinchen durchsetzt. Die hintere Halle ist etwas tiefer als die vordere. Eine Thür in ihrer nördlichen Seitenwand führt in einen Gang, von dem aus man rechts in einige Nebengemächer und geradeaus zur Frauenwohnung gelangt.

Nach dem Verlassen des Hauptthores befinden wir uns in dem großen Hofe F, der östlich und südlich bis an die Burgmauer mit ihren kleinen Säulenhallen reicht. Die Westseite ist ganz zerstört, da hier einmal infolge Umsturzes der Burgmauer ein Abrutsch stattgefunden haben muß. Ebenso ist im Innern wegen einer später hier gebauten byzantinischen Kirche, die alles Frühere gründlich zerstörte, von der alten Anlage fast nichts mehr zu erkennen. Auf der Nordseite des Hofes führt zunächst, dicht neben dem eben besprochenen Thorbau, eine schmale Nebenpforte auf kürzestem Wege in die Säulenhalle des Hofes der Männerwohnung. Links daneben liegen zwei Gemächer, die von unserm Hofe aus zugänglich gewesen sein müssen, da sie nach andern Seiten hin keine Thüren haben; ihre Frontmauern sind gänzlich zerstört. Vielleicht haben dieselben als Wachtzimmer

gedient. Als letzte Anlage folgt neben diesen Räumen ein weiteres Thor K, das trotz starker Zerstörung doch den gleichen Grundriß, wenn auch in kleinerm Maßstabe, erkennen läßt wie das erste Thor. Seine Breite beträgt, wie an der Hinterfront noch annähernd sicher zu messen ist, gegen 11 m.

Dieses zweite Thor hütet den Eingang in den Hof der Männerwohnung L, in dem wir nun dicht vor den Haupträumen des Palastes stehen. Bislang ist der Weg fortwährend gestiegen. Während wir uns auf der Schwelle des Thores der Oberburg 21,36 m über dem Meere befinden, liegt die Schwelle des großen Propylaion schon 24,63 m, die folgende des kleinen Propylaion 25,76 m hoch, und von da bis vor die Stufen des Einganges zur Männerwohnung findet eine weitere Steigung auf 26,18 m statt. Der Hof bildet ein Rechteck von 15,77 zu 20,25 m. Er hat einen sehr starken Estrich, dessen Herstellungsart sich an der Stelle, wo Schliemann im Jahre 1876 einen Schacht bis in die Tiefe getrieben hat, genau beobachten läßt. Dörpfeld sagt darüber: „Zu unterst auf dem angeschütteten Erdboden liegt eine 40—70 mm starke Schicht aus Steinen und Kalk, eine Art Beton, die bestimmt ist, dem eigentlichen Estrich eine feste Unterlage zu liefern, darüber folgt eine zweite Lage von etwa 25 mm Stärke, welche aus kleinen Steinchen und einem sehr festen, etwas röthlichen Kalk besteht; zu oberst liegt endlich eine etwa 18 mm dicke Schicht, die aus Kalk und kleinen Kieselsteinchen zusammengesetzt ist und einen sehr dauerhaften Estrich liefert.“ Dieser Boden ist in sehr geschickter Weise so angelegt, daß alles Regenwasser nach einem einzigen Punkte an der Südseite zusammenläuft, von wo es durch einen Kanal abgeführt wird. Der Hof ist gemäß seinem homerischen Beiworte „der schönhallige“ auf allen Seiten von Säulenhallen umgeben. An der Südseite liegt neben der Hinterhalle des Thorbaues eine nur halb so tiefe zweisäulige Halle, östlich und westlich je eine dreisäulige, und im Norden öffnet sich die Vorhalle zum Männersaale. An der Südseite des Hofes,

und zwar genau in der Mitte derselben, liegt ein viereckiger Mauerklotz, in dem sich ein gemauertes rundes Loch fand, „das aber nur bis zu einer Tiefe von 0,90 m hinabging. Weiter nach unten gab es weder gemauerte Seitenwände, noch irgendeinen künstlich befestigten Fußboden“ (Dörpfeld). Das Gemäuer kann daher weder Cisterne noch Brunnen, sondern muß eine Opfergrube (Abb. 105) sein. Bei Homer wird ein Altar des Zeus im Hofe des Palastes des Odysseus erwähnt, und einen gleichen hat

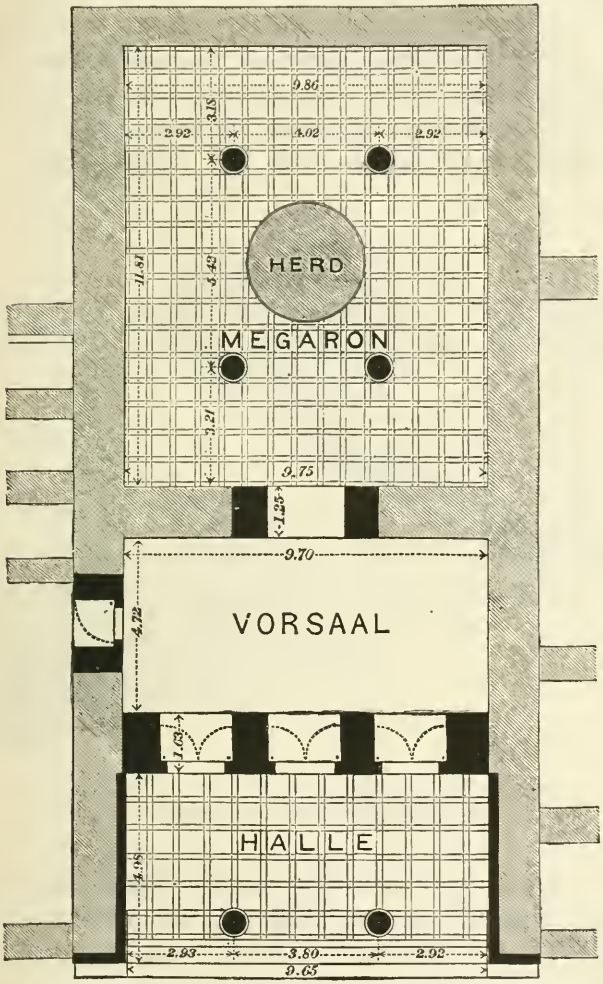


105. Querschnitt durch die Opfergrube.

noch Pausanias offenbar als Rest des alten Palastes auf der athenischen Burg gesehen. Opfergruben sind bisher nur im Asklepieion zu Athen, im Kabirion zu Samothrake und am besten erhalten im Kabirion zu Theben [1] gefunden worden. An dem letztern Orte liegen zwei länglich viereckige Gruben nebeneinander und waren die eine mit bloßer Erde, die andere mit Schenkelknochen gefüllt. Sie sind dort ausgemauert und der obere Rand steht etwas über dem Boden empor. Grubenopfer werden in historischer Zeit nur noch bestimmten Erd- und Unterweltsgottheiten dargebracht; vielleicht haben sie im ältesten Culte eine weitere Verbreitung gehabt.

[1] Athen. Mittheilungen, XIII (1888), S. 95 (Dörpfeld).

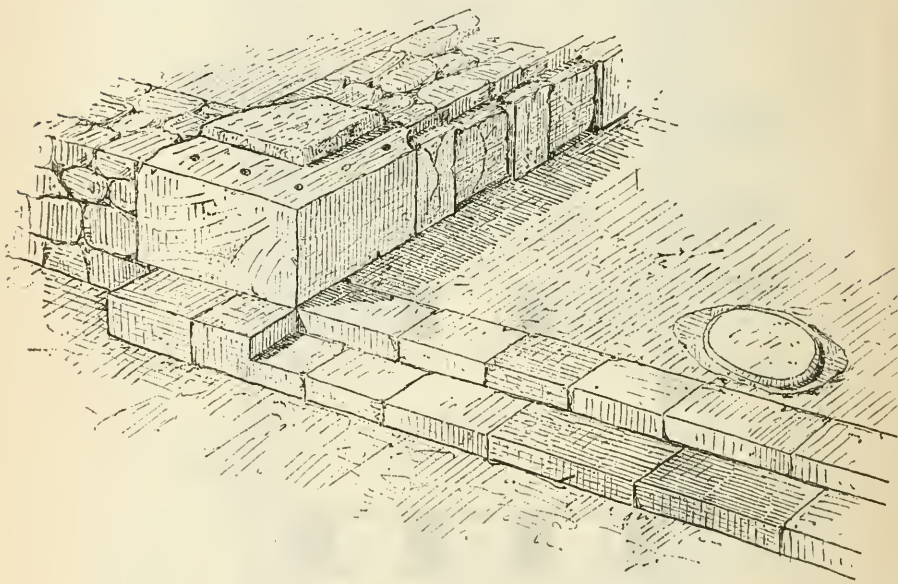
An der Nordseite des Hofes liegt genau in der Achse desselben das große Männerhaus (Abb. 106). Auf zwei Stein-



106. Der Männersaal mit Vorsaal und Halle.

stufen, einer Zugabe, die nur hier sich findet, steigt man zur Vorhalle hinauf, deren Antenblöcke und Säulenbasen noch wohlerhalten sind (Abb. 107). Von ihr aus öffnen sich drei

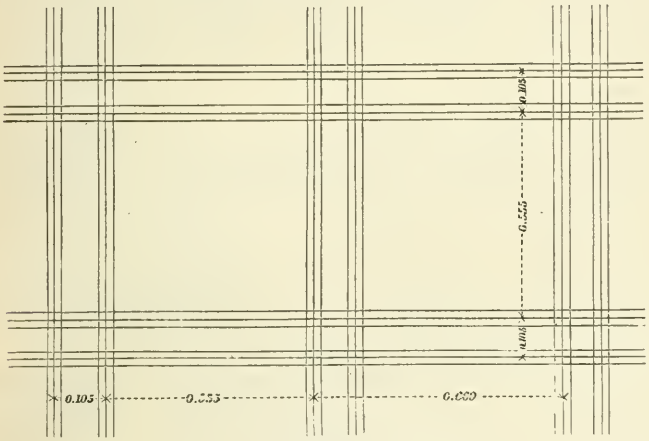
Thüren zu dem Vorsaal. Die drei Schwellen liegen noch an ihrem Orte. Zwischen ihnen, sowie rechts und links an der Wand standen mächtige hölzerne Pfosten. Die Thüren waren nicht wie gewöhnlich hinter der Schwelle, sondern diesmal sehr weit vorn in derselben angebracht, damit ihre Flügel beim Aufklappen sich seitwärts an die Pfosten lehnten und nicht an deren Hinterseite einander und den Bewohnern im Wege



107. Eingang zur Vorhalle des Megaron.

waren. Wegen dieser ganz aus Holz hergestellten Längswand hat man dann auch die beiden Schmalwände der Vorhalle mit Holz verkleidet; es sind in dem steinernen Mauersockel Einarbeitungen vorhanden, welche darauf schließen lassen, daß hier Holzbohlen aufsetzten und mit Dübellöchern befestigt waren, und auch die Seitenwände, welche gleich hinter den Anten um etwa 0,40 m dünner werden, und an deren einer der unten näher zu besprechende Alabasterfries gefunden ist, weisen deutlich auf eine

Bekleidung aus anderm Material hin. Sehr auffällig iſt, daß die Baſenſteine der Säulen um die ganze Tiefe der obern Eingangsſtufe hinter den Anten zurückliegen. (Vgl. Abb. 107.) Es muß demnach ſcheinen, daß der Balken, welchen die Säulen trugen, auf den Anten nicht ganz vorn auflag, ſondern etwas zurückgerückt war. Wir wiſſen zwar aus mykeniſchen Funden, daß die Säulen jenes Bauſtils ſich nach oben verdickten. Aber dieſe Schwellung iſt doch bei weitem nicht ſtark genug, um bei der angegebenen Lage



108. Muſter des Fußbodens im Megaron.

der Baſenſteine die Vorderränder der Säulenkapitelle mit den Vorderrändern der Anten in eine Linie zu bringen. Wir werden demnach in der That anzunehmen haben, daß die Anten um ein gutes Stück vor den Architrav vortraten und gewiß ebenſo über ihn und den folgenden Balkenkopffries hinwegliefen, wie wir es in Mykenä an der Façade des von Frau Schliemann ausgegrabenen Kuppelbaues kennen lernen werden.

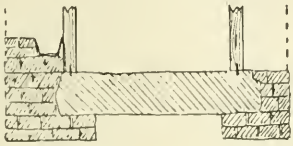
Der folgende Vorſaal hat ziemlich dieſelbe Tiefe wie die Vorhalle. Durch ſeine linke Schmalwand führt eine Thür in einen Gang und demnächſt zum Badezimmer. Geradeaus gelangt man durch einen Eingang, welcher keinerlei Vorrichtungen

zur Anbringung von Thüren zeigt, und somit wol nur durch einen Teppich verhangen war, ins Megaron. In dessen Mitte steht, ebenso wie in Troja, der große runde Herd, aber hier noch von den vier Vasensteinen der das Dach tragenden Säulen umgeben. In der Vorhalle sowol wie im Megaron ist auf dem Estrich durch eingeritzte Linien ein Muster hergestellt, dessen Gestalt die umstehende Skizze (108) veranschaulicht. „Im nördlichen Theile des Saales erkennt man in den großen Quadraten noch deutliche Spuren rother Farbe, in den die Quadrate trennenden schmalen Streifen dagegen schwache Reste von blauer Farbe. Der Fußboden zeigte also früher ein einfaches buntes Teppichmuster.“ (Dörpfeld.)

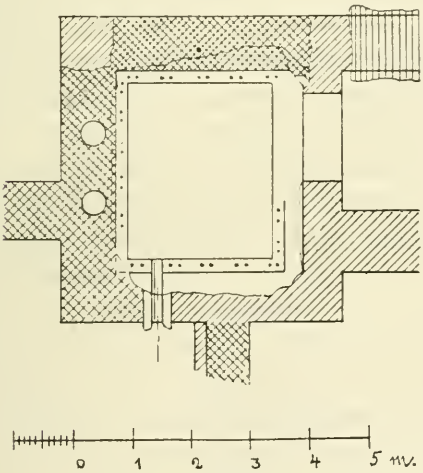
In die Zimmer des Männerhauses war in späterer Zeit ein Gebäude eingesetzt, dessen Fundamentreste ein Rechteck beschreiben, von der nordwestlichen der vier Säulen an bis einerseits zur Ostwand des Megaron, andererseits zum Eingange der Vorhalle. Auf ihnen stand aller Wahrscheinlichkeit nach der Tempel, von dem noch einige Architekturstücke, besonders ein dorisches Kapitell, gefunden worden sind.

Aus dem Vorsaale des Megaron führt, wie schon erwähnt, eine Thür in einen Gang und nach wenigen Schritten ins Badezimmer, eine der interessantesten Anlagen des Palastes (Abb. 109). Den Fußboden bildet ein einziger riesiger Kalksteinblock von 4 m Länge, über 3 m Breite und durchschnittlich 0,70 m Dicke, dessen Gewicht somit gegen 20000 kg beträgt. Mit seinen unregelmäßigen Rändern greift er unter die gemauerten Wände; der frei bleibende Theil ist so bearbeitet, daß dicht vor den Wänden ringsum ein 0,12 bis 0,13 m breiter Streifen läuft, der 3 mm höher liegt als das sauber geglättete Mittelviereck. Auf jenem Streifen befinden sich in bestimmten Abständen je zwei Löcher nebeneinander, die zu nichts anderm gedient haben können als zur Befestigung von Holzbohlen, mit denen die ganzen Wände verkleidet waren; und zwar gehören jedesmal die zwei durch den größern Zwischenraum getrennten

Löcher zu einer und derſelben Bohle, die an ihren beiden Enden befeſtigt werden mußte. Wegen dieſer Holzverkleidung im Innern hätte man den Raum auch für ein Waſſerreſervoir halten können. Dem widerſpricht aber das Vorhandenſein einer Thür auf der Südſeite, die zwar nicht wirklich erhalten iſt,



Durchſchnitt.



109. Grundriß des Badezimmers.

weil die ganze Wand hier völlig zerſtört iſt, aber aus dem Fehlen der Einſatzlöcher in der Fußbodenplatte und dem daraus folgenden Fehlen der Wandbohlen geſchloſſen werden muß. Der ganze mittlere Theil der Bodenplatte iſt ſauber geglättet und ſo gehalten, daß das Waſſer nach einer Stelle an der Oſtſeite abfloß. In der Weſtwand ſind zwei runde Löcher ausgeſpart, in denen wahrſcheinlich Thongefäße mit den von den

Griechen beim Baden ja stetig verwandten Salbölen eingelassen waren.

Um das Badezimmer herum und weiter in mehrfachen Zickzackbiegungen auch das Megaron umgehend führt ein Gang zur Frauenwohnung, die ganz der der Männer entsprechend angelegt ist. Wieder kommen wir zunächst in einen großen Hof, der auf mehrern Seiten Säulenhallen mit Spuren von gemauerten Sitzbänken hat. Daran stößt nördlich der Hauptbau, bestehend aus einer Vorhalle und einem großen Saale. Wegen der kleinern Maßverhältnisse ($5^1/_2$ m Breite) fehlen die Säulen sowol bei der Vorhalle zwischen den Anten wie im Saale um den Herd. Der Raum hat rechts und links Nebenthüren. Im Saale O stand in der Mitte ein viereckiger Herd, und an den Wänden sind hier noch Bruchstücke von Malereien erhalten, während die aus andern Räumen stammenden Reste nicht mehr an ihrer alten Stelle, sondern losgelöst am Boden gefunden wurden.

Auch der Frauensaal ist rings von einem Corridor umgeben. Von ihm aus betreten wir die östlich parallel mit dem Hauptbau belegenen Räume, unter denen sich nördlich ein größeres Gemach mit einem Vorzimmer auszeichnet, in dem wir vielleicht den ehelichen Schlafraum erkennen dürfen. In den südlich anstoßenden langen und schmalen Räumen befand sich wahrscheinlich eine Treppe in der Art, daß dieselbe in dem südlichen der beiden von Osten nach Westen aufstieg und dann in dem nördlichen in umgekehrter Richtung sich fortsetzte.

Ganz im nordöstlichen Winkel der Palastumfassung liegen dann mehrere größere und kleinere Gelasse, die wol als Schatzkammer, Rüstkammer u. dgl. gedeutet werden dürfen. An den Hof vor der Frauenwohnung stößt südöstlich ein zweiter Hof, neben dem südlich ein Gewirr von Mauern aufgedeckt ist, das keinen bestimmten Grundriß zu reconstruiren gestattet. Interessant sind in demselben nur mehrere Züge ganz alter Mauern, die im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Paläste genau die gleiche Orientirung haben wie das große Propylaion. Der

Plan des letztern scheint demnach aus einer frühern Bauperiode der Burg beibehalten zu sein, die auch sonst an verschiedenen Stellen bei den Ausgrabungen hervorgetreten ist. Besonders in der Südwestecke hat sich 3 m unter dem spätern Fußboden und bis unter Theile der Ringmauer hin ein Lehmestrich gefunden, genau dem trojanischen gleich, mit zugehörigen Mauern aus kleinen Bruchsteinen und lauter einfarbiger roher Topfwaare. Es kann kein Zweifel sein, daß wir in dem aufgedeckten Palastgrundriß nicht die erste Ansiedelung auf der Burg, sondern nur die letzte Gestalt einer unberechenbar alten Entwickelung vor uns haben. Zu betonen ist aber, daß die Ringmauer nicht mit jener ältern Ansiedelung, sondern mit dem aufgedeckten Palaste zusammengehört.

Fassen wir nun einige Einzelheiten der beschriebenen Bauten näher ins Auge, um von der Herstellungsart der wichtigsten Bauglieder eine klarere Anschauung zu gewinnen.

Kalk ist in Tiryns und Mykenä an jeder Wand und auf jedem Fußboden angewendet, aber freilich nicht als Verbandmittel, als Mörtel, sondern immer nur als Verputz. Als solcher war er für die mit Lehmmörtel gefügten oder ganz aus Lehmziegeln hergestellten Mauern unerläßlich, weil dieselben sonst den zerstörenden Einwirkungen der Witterung nicht hätten standhalten können.

Daß die Parastaden und Säulen aus Holz bestanden, ist schon öfter gesagt, aber noch nicht bewiesen worden. Der Beweis setzt sich aus drei Beobachtungen zusammen. Erstens können die Antenblöcke von der Vorhalle des Megaron, deren einer auf Abb. 107 zu sehen ist, weder andere Quadern noch Stein- oder Ziegelmauerwerk über sich getragen haben: sie zeigen einen tiefer gelegenen geglätteten Rand mit Dübellöchern, auf dem nur Holzbohlen gestanden haben können. Zweitens ist auch bei den übrigen Anten, deren Oberfläche nicht in dieser bezeichnenden Weise bearbeitet, sondern einfach geglättet ist, ein weiterer Aufbau von Quadern ausgeschlossen, weil sonst doch auf irgend-

einem der in Zahl von 26 fast vollzählig erhaltenen Antenblöcke des Palastbaues sich ein weiterer Stein erhalten haben müßte. Drittens sind gerade an den in Betracht kommenden Stellen die stärksten Brandspuren vorhanden: die Oberfläche der Antenblöcke ebenso wie die der Säulenbasen rings um die Peripherie des Säulenschaftes herum ist zu Kalk verbrannt; wo neben den Anten sich noch Mauerreste erhalten haben, sind die Bruchsteine derselben ebenfalls in Kalk verwandelt, der verbindende Lehm ist zu einer rothen Masse geworden, und die Lehmziegel sind zum Theil ganz verglast.

Die Anten sind in Tiryns insofern anders gebildet als in Troja und, wie wir sehen werden, auch in Mykenä, als an den letztern beiden Orten die Holzbalken auf eine sich kaum über den Fußboden erhebende Steinplatte aufgesetzt sind, während sie in Tiryns regelmäßig auf einem gegen 0,60 m hohen Sockel stehen. Die Art der Zurichtung dieser Sockelsteine und der Herstellung ihrer Dübellöcher läßt sich noch genau erkennen. Die äußern Flächen derselben sind gesägt, und zwar wurde das Sägen nicht von einer Seite her ganz durchgeführt, sondern, wie gerade bei dem Antenblock des Megaron auch in der Zeichnung zu sehen ist (Abb. 107), von drei Seiten her jedesmal bis annähernd zur Mitte, wo das letzte stehen bleibende Stück abgebrochen wurde. Die erhaltenen Sägestriche wie auch die Form jenes Bruches, der ein sphärisches Dreieck bildet, zeigen, daß die Säge in concavem Bogen einschnitt, daß somit, wie Dörpfeld folgert, nicht zwei Leute, jeder an einem Ende, das Instrument zogen, sondern daß dasselbe die Form eines Messers hatte, welches, von einem Manne gehandhabt, mit der Spitze in den Stein einschnitt. Die Dicke der Säge läßt sich an einigen Stellen aus dem hinterlassenen Einschnitt noch deutlich erkennen, sie betrug 2 mm; das Instrument muß demnach aus Metall und zwar, da Eisen an all diesen Fundstätten noch nicht vorkommt, aus Bronze bestanden haben. „Die Säge", sagt Dörpfeld weiter, „hatte jedenfalls keine Zähne, denn mit der Zahn-

säge lassen sich nur die allerweichsten Steine zerschneiden. Der dichte Kalkstein und namentlich die Breccia von Tiryns gehören aber zu den harten Gesteinen, die nur mit einer glatten Säge und einem besonders harten Sande (Schmirgel) durchschnitten werden können. War der Stein einige Centimeter tief gesägt, so wurde das zu entfernende Stück, soweit der Einschnitt reichte, abgeschlagen und dann wieder von neuem gesägt. Diese einzelnen Einschnitte sind es, welche die noch auf den Steinen sichtbaren Curven zurückgelassen haben. Die primitive Art des Sägens hatte zur Folge, daß die gesägte Fläche nicht ganz eben, sondern oft sehr windschief war. Deshalb sind auch die Anten wahrscheinlich sämmtlich noch mit einem Kalkputz überzogen gewesen, obwol sich nur noch an einigen von ihnen Reste dieses Putzes gefunden haben."

Diese Art des Sägens läßt sich außer an den schon erwähnten Antenblöcken der Vorhalle des Männersaales noch besonders gut beobachten an denen des großen Propylaion und denen der Vorhalle des Frauensaales. Sie ist wahrscheinlich immer bei den härtern Steinsorten, dem dichten Kalkstein und der Breccia, aus denen fast alle Anten und Thürschwellen bestehen, angewandt worden. Bei den Werkstücken aus dem weichern Sandstein, die als Säulenbasen, als Wandquadern im Megaron u. dgl. sich finden, ist regelmäßig die Oberfläche so sehr verwittert, daß sich nicht mehr feststellen läßt, mit welchen Instrumenten sie bearbeitet waren. Daß man mit jenem weichern Material anders verfuhr als mit dem harten, zeigt auch die Form der Dübellöcher in den verschiedenen Steinsorten. „Während nämlich in den weichen Sandstein viereckige Löcher eingehauen sind, hat man für den harten und die Breccia den Bohrer benutzt, und zwar ohne Zweifel den Drillbohrer, der nach vielfachen Zeugnissen den Alten schon früh bekannt gewesen ist." Der in Tiryns verwandte muß in seinem untern Ende die Form eines hohlen Cylinders, also etwa eines starken Schilfrohres, gehabt haben. Wieder mit Hülfe von scharfem

Sande bohrte derselbe in schneller Drehung ein cylindrisches Loch, in dessen Mitte ein Stab aus Stein stehen blieb. Dieser wurde nachher herausgebrochen; an dem mehrfach zurückgebliebenen Stumpf ist die Art der Bohrung zu erkennen. Dieselbe Art ist auch bei der oben abgebildeten Steinperle aus Troja (Abb. 88) ersichtlich.

Es bleiben nun noch einige Einzelheiten von dem innern Schmuck der Palastgemächer zu besprechen, vor allem der Alabasterfries und sodann die Reste der Wandmalereien.

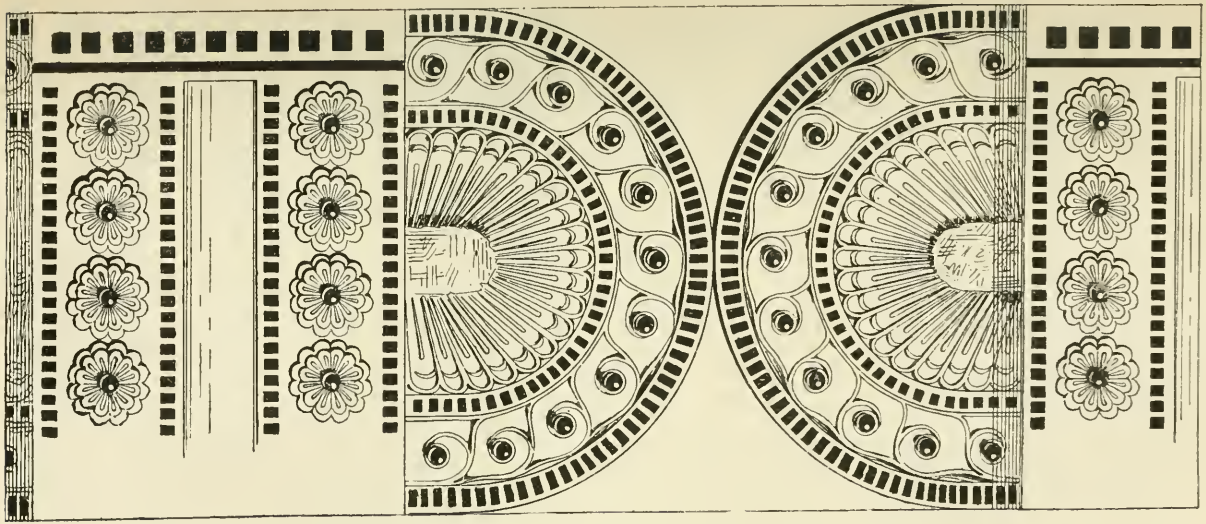
Der Fries wurde, wie schon oben erwähnt, in der Vorhalle des Männersaales links unten an der Wand aufgefunden, die er mit seinen sieben Platten in ihrer ganzen Länge einnahm. Man hat von Anfang an aus verschiedenen Merkmalen gefolgert, daß er sich hier nicht an seiner ursprünglichen Stelle befände. Die Friesplatten schließen in der Art aneinander, daß immer zwischen zwei in gleicher Flucht stehenden eine etwas vortretende eingeschaltet ist, ähnlich wie bei einem dorischen Tempelfriese zwischen zwei Metopenplatten die Triglyphenplatte vortritt. Gehörte nun der Fries an dieser Stelle zum ursprünglichen Bau, so müßte sich der Estrich nach jener gebrochenen Außenlinie desselben gerichtet haben. Das ist aber nicht der Fall. Der Estrich schneidet vor den vortretenden Platten in gerader Linie ab, sodaß vor den zurückstehenden eine Lücke bleibt, die mit bloßem Sande angefüllt ist. Aehnlich roh war auch die Hinterfüllung der Platten. Da dieselben mit ihrer Dicke von 0,15 bis 0,20 m den in der Wand wahrscheinlich für eine Bohlenverkleidung ausgesparten Raum von 0,30 m Tiefe nicht ganz einnahmen, so wurde die entsprechende Lücke mit Schutt geschlossen. Neben alledem lehrt nun auch ein Ueberblick über die sämmtlichen Baureste der mykenischen Periode, daß die Verkleidung der Wände mit skulpirten Platten (vgl. S. 382) der einfachen Bemalung vorausgegangen ist. Deshalb möchten wir Dörpfeld's ursprünglicher Auffassung von einer Uebernahme des Frieses aus einer frühern Bauperiode den Vorzug geben vor der spätern, als könnte — das war 1889 seine

Meinung — bei einer gründlichen Restauration des alten Baues der Fries für diese Stelle angefertigt sein und hätte demnach nicht vorher an einer andern gesessen.

Das Ziermuster (110) ist in seiner Grundform dasselbe, welches auch sonst im mykenischen Stile öfters verwandt wird (siehe Abb. 111, 321, auch 126, 127) ein verticales Band mit beiderseits angesetztem verzierten Halbrund. Nur ist das Muster hier viel reicher ausgestaltet: auf dem Mittelbande sitzen Rosetten und um die Palmetten läuft ein Spiralengeschlinge, das sich der Form des Flechtbandes nähert. Die Mittelpunkte der Rosetten und der sämmtlichen Spiralen, sowie die zahnschnittartigen Umrahmungen beider waren aus anderm Material eingelegt, und zwar wird dies entweder farbiger Stein oder Glasfluß gewesen sein. Bei Homer wird im Palaste des Alkinoos ein herrlicher Kyanosfries erwähnt. Unter Kyanos aber, das haben die Forschungen von Lepsius und Helbig[1] erwiesen, ist nicht etwa Stahl, sondern Smalt, d. i. mit Kupfer blaugefärbter Glasfluß, zu verstehen, wie er schon in Aegypten massenhaft sich gefunden hat und auch in den Schichten der mykenischen Periode zu allerhand Schmuckstücken, wie Perlen und Gehängen, verarbeitet vorkommt. Diese blauen Pasten mußten auf dem weißen Alabaster prachtvoll wirken. Solche Friesbänder scheinen regelmäßig die Dekoration der Wände eingetheilt zu haben und waren meist wie die übrige Dekoration gemalt.

Die Wandmalereien, welche in verschiedenen Räumen des Palastes, hauptsächlich im Männersaale, in Bruchstücken gefunden sind, waren al fresco auf den Wandputz aufgetragen. Das hat Dörpfeld daraus erkannt, daß öfter der Pinsel den frischen Kalk aufgekratzt hat, sodaß die bemalte Fläche noch heute rauh erscheint, während die rings umgebende glatt ist. In den Malereien finden sich nur die vier Farben Weiß, Gelb, Roth und Blau verwandt; Grün, sowie alle Mitteltöne fehlen. Ihr

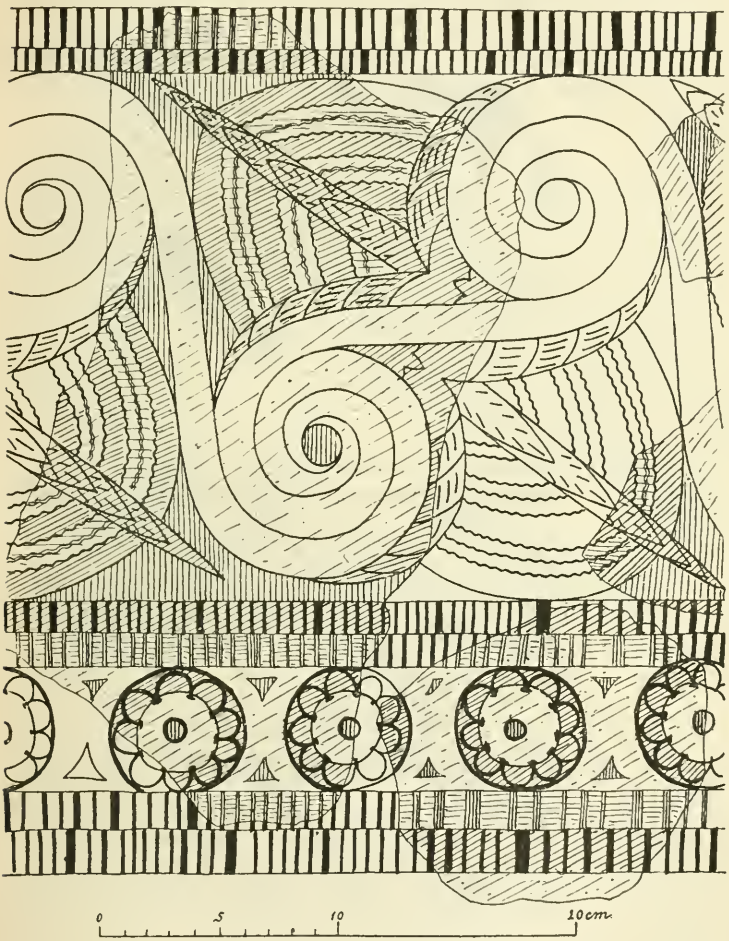
[1] „Das homerische Epos", 2. Aufl., S. 101 fg.



110. Alabasterfries mit eingelegten Glaspasten; restaurirt.

111. Glaspaste von Menidi.

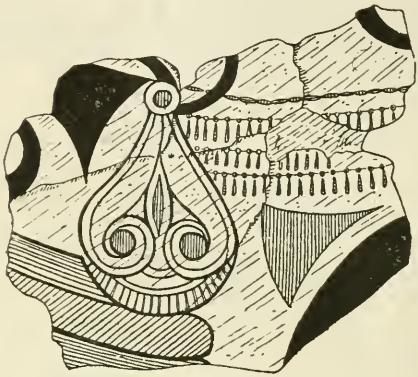
Formenſchatz weiſt alle die mannichfaltigen Ornamente der mykeniſchen Periode auf und findet damit bald in Mykenä, bald



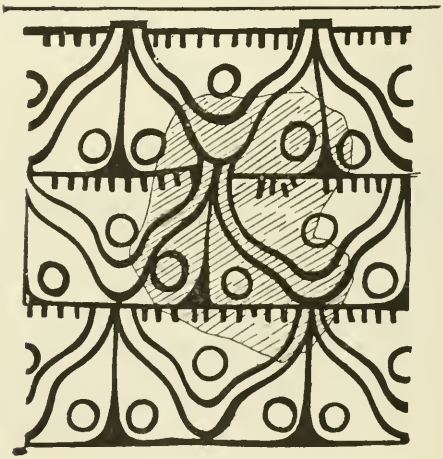
112. Wandmalerei aus dem Palaſte.

in Orchomenos, bald in Menidi, bald auf den Inſeln ſeine Analogien. Abb. 112 z. B. zeigt das Stück eines Streifens in den genannten vier Farben ausgeführt, in welchem das

Muster der Grabdecke von Orchomenos zusammen verwandt ist mit Rosetten und der bekannten zahnschnittartigen Umränderung. In Abb. 113 sehen wir das eigenthümliche herzförmige Orna-



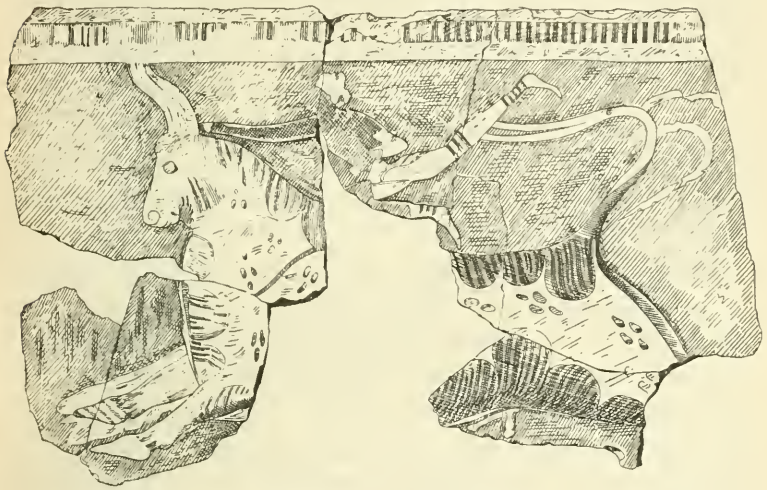
113. Wandmalerei aus dem Palaste.



114. Wandmalerei aus dem Palaste.

ment, das ebenso auf Elfenbeinplättchen von Menidi wiederkehrt. Aus anderen Bruststücken geht hervor, daß wir die Mittelpartie des Brustschmuckes eines großen Flügelwesens vor uns haben, ähnlich Abb. 186. Abb. 114 zeigt das netzartige Muster, das sich so

häufig auch auf den Vaſen verwendet findet (Abb. 129), und Abb. 115 endlich das Hauptſtück der Wandmalereien, den großen Stier mit einem Manne auf ſeinem Rücken. Wir ſehen einen kräftigen Stier in geſtrecktem Galopp dahinſtürmen. Der Körper iſt gelblich mit vielen rothen Flecken gemalt. Der kurze Kopf mit großem runden Auge trägt ein paar mächtige, nach vorn geſchwungene Hörner. Auf dem Rücken hockt ein Mann, nur mit



115. Wandmalerei aus dem Palaſte.

dem rechten Knie und der Fußſpitze das Thier berührend, das andere Bein hoch in die Lüfte werfend und ſich mit der Hand an dem Horn feſthaltend. Die andere Hand ſcheint vor den Bauch gelegt. Von der Bekleidung des Mannes ſind ein Theil des Lendenſchurzes, ſowie mehrfache Reifen um die Knöchel und zwiſchen Knie und Wade zu erkennen. Der ganze Grund iſt blau gemalt, und zwar iſt deutlich, daß die Geſtalt des Thieres ausgeſpart wurde, indem deſſen Contour zunächſt mit einer dicken blauen Linie umzogen wurde, daß der Mann aber auf den ſchon aufgetragenen blauen Grund aufgemalt wurde. Der Maler hatte Schwanz und Vorderbeine urſprünglich anders entworfen

und tilgte die mislungenen Versuche nachher durch Uebermalung.

Die Deutung dieses Bildes hat mehrere Entwickelungsstadien durchgemacht. Zunächst sah man in dem Manne einen Gaukler, der, ebenso wie bei Homer ein Mann auf mehrern jagenden Pferden herumspringt, hier auf einem Stiere seine Kunststücke ausführte.[1] Dann entdeckte Friedrich Marx[2] eine sehr ähnliche Darstellung auf Münzen von Katane in Sicilien (Abb. 116), wo der Stier als Flußgott gestaltet und der mit einem Roßschweif behaftete Mann auf seinem Rücken wahrscheinlich ein Silen ist, wie sie sich öfters im Gefolge von Flußgöttern finden, und wollte daraus folgern, daß auch der Stier und Mann des tirynther Wandbildes Flußgottheiten seien. Schließlich wurden die Goldbecher von Amyklä gefunden, welche in einer Reihe höchst lebendiger Scenen den Einfang und die Bändigung wilder Stiere darstellen, und gleich in ihrer ersten Besprechung stellte Wolters[3] fest, daß nun auch bei dem tirynther Bilde an nichts anderes als an eine solche Scene zu denken sei, um so mehr als jetzt erst der Rest der Zeichnung um die Hüften des Mannes genau denselben Schurz und die Ringe an den Knöcheln dieselbe Schuhtracht erkennen lassen, welche die Goldbecher bieten, und diese Bekleidung der Figur somit unbedingt aus dem Götterkreise hinaus auf das tägliche Leben weise.

116. Münze von Katane.

Fallen damit auch die weitgehenden Folgerungen, welche man nach Marx' Auffassung an die Uebereinstimmung eines sicilischen mit einem mykenischen Götterbilde hätte knüpfen können, weg, so bleibt doch immerhin auffällig, daß das Schema

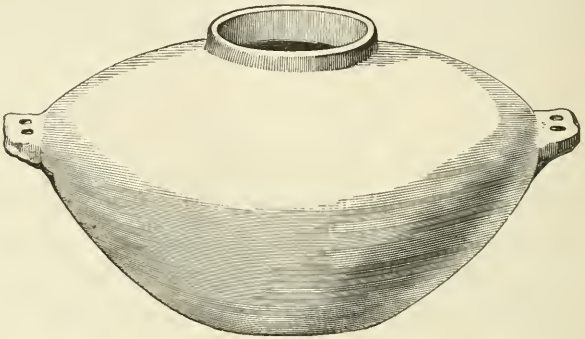
[1] So Fabricius in Schliemann's „Tiryns", S. 348.
[2] Jahrbuch des Archäolog. Instituts, 1888.
[3] Athen. Mittheilungen, 1889, S. 204 fg.

der Darstellung, welches die sicilischen Dorer im 6. Jahrhundert v. Chr. auf ihre Münzen setzten, genau dasselbe ist, welches schon mehrere Jahrhunderte vorher von den Tirynthiern angewendet wurde. Wenn diese Uebereinstimmung auch keine Stammesgleichheit der beiden Völker beweist, so weist sie doch auf nahe Beziehungen zwischen beiden, auf eine fortlaufende Tradition hin.

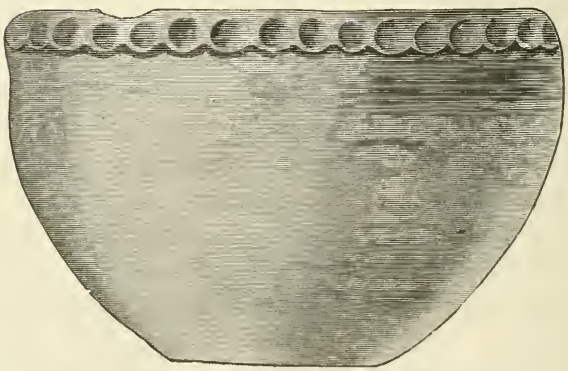
4. Die Einzelfunde.

An Einzelfunden sind die tirynther Ausgrabungen durchaus nicht sehr ergiebig gewesen, und was zu Tage gefördert ist, besteht fast ausschließlich aus Bruchstücken von Vasen und Thonfiguren. Das wichtigste Ergebniß, welches die Betrachtung dieser Dinge liefert, ist der starke Unterschied zwischen der in der ältesten Ansiedelung gefundenen Topfwaare und der aus dem spätern Palaste stammenden. Es ist oben bereits gesagt, daß in der nordwestlichen Ecke der Oberburg, da wo die große Aufgangstreppe mündet, Spuren einer ältern Ansiedelung gefunden sind in Gestalt von rohen Mauern und Lehmfußböden, die 3 m tiefer lagen als der nächstgelegene Palasttheil. An dieser Stelle sind Vasen und Kannen gehoben worden, welche ihre nächste Analogie in dem Thongeschirr von Troja, besonders dem der dortigen ersten und zweiten Ansiedelung haben. Es mag genügen, nur die Hauptstücke als Beleg für diese Behauptung abzubilden. Abb. 117 stellt ein mit der Hand gemachtes Gefäß dar, das statt der Henkel dieselben durchbohrten und für einen durchzuziehenden Strick bestimmten Ansätze hat, wie so viele in Troja. Es besteht aus röthlichgelbem, ziemlich gut gebranntem Thon. Abb. 118 zeigt einen fußlosen Becher von Thon, um dessen obern Rand ein mit rohen runden Eindrücken verzierter Thonstreifen gelegt ist. Auch die Umlegung solcher Thonstreifen, in die augenscheinlich mit dem Finger Eindrücke gemacht sind, ist trojanische Uebung. Dieselben umgelegten

Streifen zeigt das in Nr. 119 abgebildete Bruchstück, jedoch sind hier concentrische Kreise und das sogenannte Grätenmuster als Verzierung benutzt, die gerade beide sich ebenfalls in Troja wiederfinden. Der Teller, welchen Abb. 120 zeigt, ist bereits auf



117. Thongefäß (Größe 1:2).

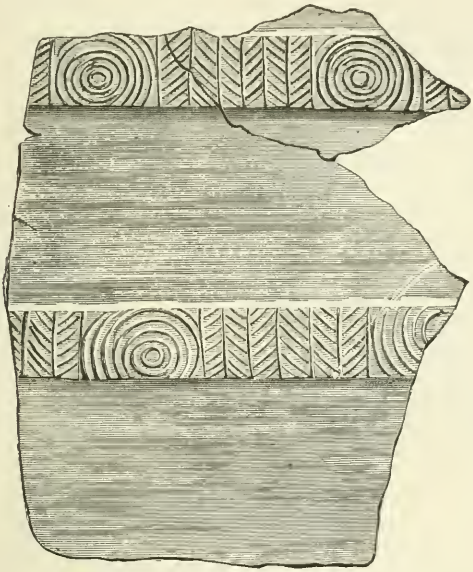


118. Becher von Thon (Größe 1:2).

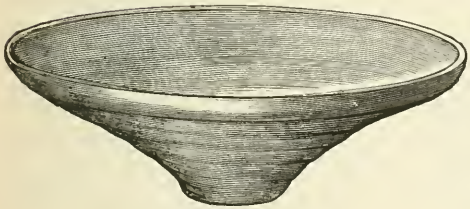
der Töpferscheibe gedreht; er erinnert nicht minder wie die vorigen Stücke an trojanische Funde, und wenn ich nun noch den steinernen Garnwickel (121) erwähne, der völlig der trojanischen Urform entspricht, so wird man die Uebereinstimmung dieser Stücke mit denen aus den ältesten trojanischen Schichten in der That wol ziemlich groß finden. Es wurden dann auch einige thönerne „Wirtel",

rohe Messer und Pfeilspitzen aus Obsidian, sowie eine Perle von blauem Kobaltglase in der ältesten Schicht gefunden.

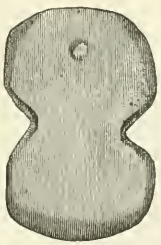
Um die Uebereinstimmung dieser ältesten tirynther Funde mit den trojanischen richtig zu verstehen, muß man sich gegen-



119. Bruchstück eines großen Thongefäßes (Größe 1:3).



120. Tiefer Teller von Thon (Größe 1:2).



121. Garnwickel aus schwarzem Stein (nat. Größe).

wärtig halten, daß dieselben auch an andern Punkten der Ostküste von Griechenland unter oder neben den mykenischen zu Tage getreten sind, so bei Schliemann's Ausgrabungen in Orchomenos und in noch bezeichnenderer Weise neuerdings in Eleusis.

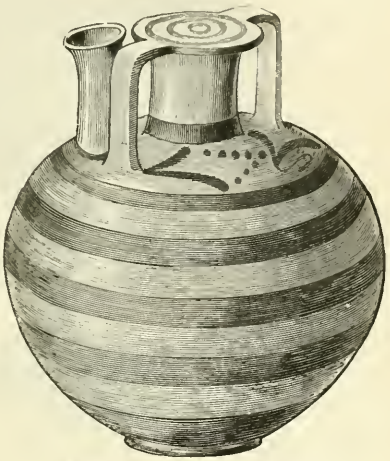
Hier hat Philios[1] im Jahre 1889 tief unter der Peribolosmauer des Hauptheiligthums ein Grab aufgedeckt, das zusammen mit mykenischen Vasen jene ältere Topfwaare, die man trojanische nennen könnte, enthielt. Daraus geht zum ersten male deutlich hervor, daß noch beide Sorten nebeneinander hergestellt wurden, wobei die trojanische Art das althergebrachte Element darstellt, während die mykenischen Gefäße einem aus ganz neuen Anregungen hervorgegangenen Kunststile angehören.

Wenn das gleichartige Auftreten der entwickelten mykenischen Kunstprodukte im griechischen Meere eine Stammesverwandtschaft oder wenigstens lebhafte Handelsbeziehungen der betreffenden Bewohner zur Voraussetzung hat, so wird man kaum umhin können, ein Gleiches aus der Uebereinstimmung der ältern Funde zu schließen. Daß auch in Ungarn, in Mecklenburg, in Niedersachsen, in Oberitalien, in Frankreich, überall wo der Spaten in die ältesten Schichten hinabsteigt, einzelne ähnliche Erscheinungen ans Licht kommen, darf uns nicht irren. Es sind die natürlichen Formen, auf welche die verschiedensten Völker jedes für sich verfallen, wenn es sich darum handelt, die Hülfsmittel für die einfachsten Bedürfnisse des Lebens zu schaffen. Gegenüber solchen Uebereinstimmungen im Einzelnen hat aber an der griechischen Küste im Ganzen, auch in Bezug auf die Baulichkeiten, wie wir später sehen werden, die gleiche Cultur geherrscht wie in Troja und in Cypern. Wir werden dadurch lebhaft erinnert, daß ja auch die homerische Zeit keinen grundlegenden Unterschied zwischen griechischer und trojanischer Sitte kennt.

Die Funde aus dem Palaste zeigen dem gegenüber, ebenso wie die Wandmalereien, durchaus den Charakter der mykenischen Culturperiode. Die Vasen gehören allerdings nicht jener ältern Gattung dieser Periode an, die sich hauptsächlich in den Schachtgräbern von Mykenä erhalten hat, sondern entsprechen durchweg den jüngern, dort „außerhalb der Gräber" gefundenen Typen. Charakteristisch für diese Gattung ist die Bügelkanne,

[1] Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ (Athen), 1889, S. 171 fg.

von welcher Abb. 122 ein ganz erhaltenes Exemplar darstellt. Die Reifen, welche hier um den Bauch des Gefäßes laufen, kehren in verschiedenen Abänderungen und durch Zwischenglieder belebt, immer wieder. So sehen wir in Abb. 123 eine Vase von breiten und schmalen Reifen, sowie in der Henkelgegend von zwei Zickzacklinien umzogen. Die folgenden Figuren zeigen die verschiedenartige Gestaltung sonstiger Zwischenglieder. In den Abb. 125, 126 und 127 befinden sich zwischen den horizontal umlaufenden Reifen verticale Glieder so gestaltet, daß zwischen einem Rahmen von Strichen bald Wellenlinien (125), bald Vierecke (126), bald einfache dicke Punkte (127) angebracht sind. An diese breiten vertikalen Glieder lehnen sich bei 125 und 126 beiderseits halbrunde oder halbelliptische Verzierungen, sodaß eine Figur entsteht ähnlich dem Hauptmotiv des Alabasterfrieses (oben Abb. 110). Dieses Motiv, eine verticale Mittellinie, an welche rechts und links symmetrische Figuren sich lehnen, erweist sich immer mehr als ein in der ganzen mykenischen Kunst herrschendes. Ist es doch auch dasselbe, welches dem Relief des Burgthores, der Säule mit den aufgerichteten Löwen zu beiden Seiten, zu Grunde liegt. Vermuthlich verdankt es

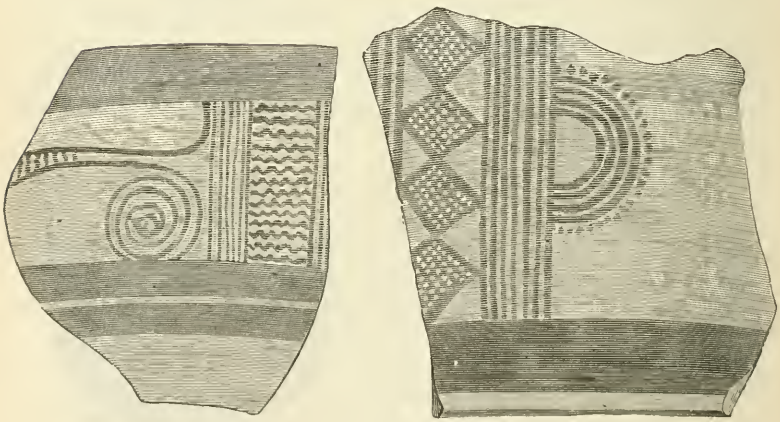


122. Sogenannte Bügelkanne (Größe 1:3).

123. Vase (Größe 1:2).

der Textilkunst, deren Technik, wie wir an mittelalterlichen Geweben sehen, solche streng symmetrische Bildungen von selbst mit sich bringt, seine Entstehung.

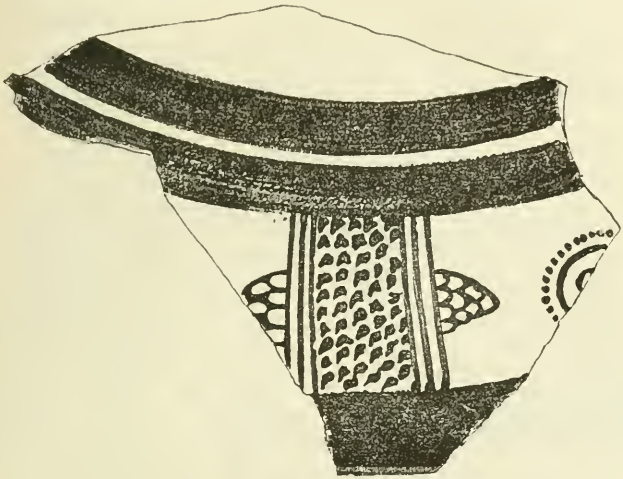
124. Becher (Größe 1:2).



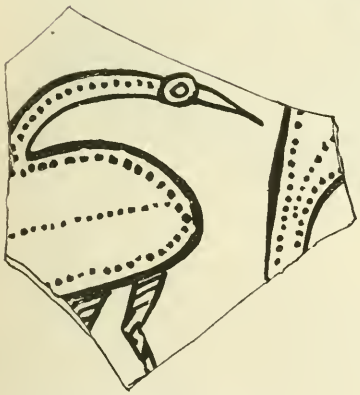
125 und 126. Vasenscherben ($^1/_2$ und $^1/_3$ Größe).

Auch das Muster der Wandmalerei von Abb. 114, ebenfalls der Textilkunst angehörig, findet sich wieder, wie das winzig kleine Bruchstück Abb. 129 gerade noch genügend erkennen läßt;

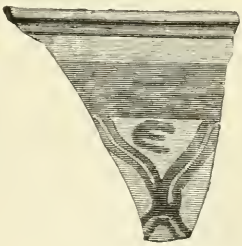
und natürlich fehlen nicht die ebenfalls in dieser Vasengattung so zahlreich vertretenen langhalsigen Vögel, von denen Abb. 128 ein Beispiel gibt.



127. Vasenscherbe (2/3 Größe).



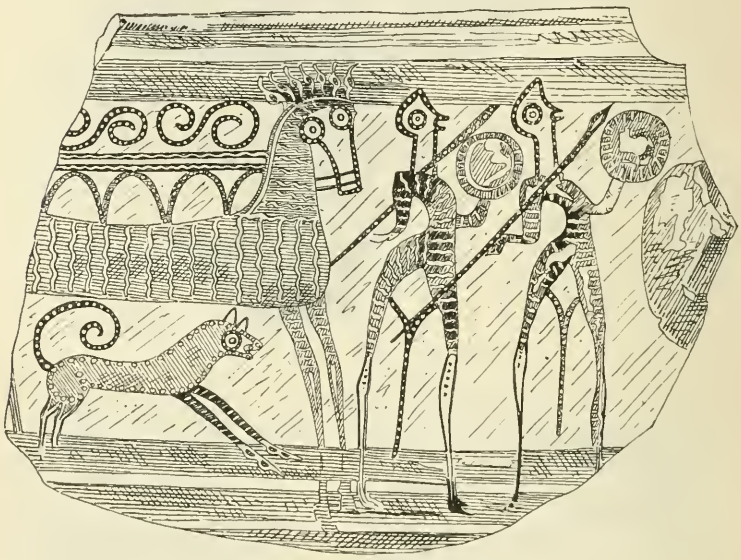
128. Vasenscherbe (Größe 2:3).



129. Vasenscherbe (Größe 1:2).

Als Trinkgefäß kommt, neben einer niedrigen Tasse, besonders die Form des in Abb. 124 abgebildeten Bechers vor, die auch an allen andern Fundstätten mykenischer Cultur herrscht.

Der spätmykenischen Gattung gehören einige sehr eigenartige Gefäßscherben an, wie sie ähnlich bisher nur in wenigen Stücken auf Cypern und in zwei ganz kleinen Fragmenten in Mykenä gefunden sind.[1] Abb. 130 stellt das Hauptexemplar derselben dar. Wir sehen links ein sehr steifbeiniges Pferd mit großen kugelrunden Augen und flatternder Mähne. An seinem Maule



130. Bruchstück einer Vase.

sind die Zügel sichtbar. Auf dem Rücken liegt das Joch. Die beiden Spiralen darüber dienen nur zur Raumfüllung. Unter dem Pferde ist ein Hund gemalt, dessen Schweif sich zur Spirale ringelt. Vor dem Pferde sehen wir zwei Männer in gleicher Stellung, in der erhobenen Linken einen kleinen runden Schild, in der Rechten einen Speer wurfbereit haltend. Ihre Beine sind stockartig dünn, die Taille ist sehr eingezogen, aber doch nicht wie auf den Di-

[1] Furtwängler-Löschcke, Mykenische Thongefäße (Berlin 1886), S. 27 fg.

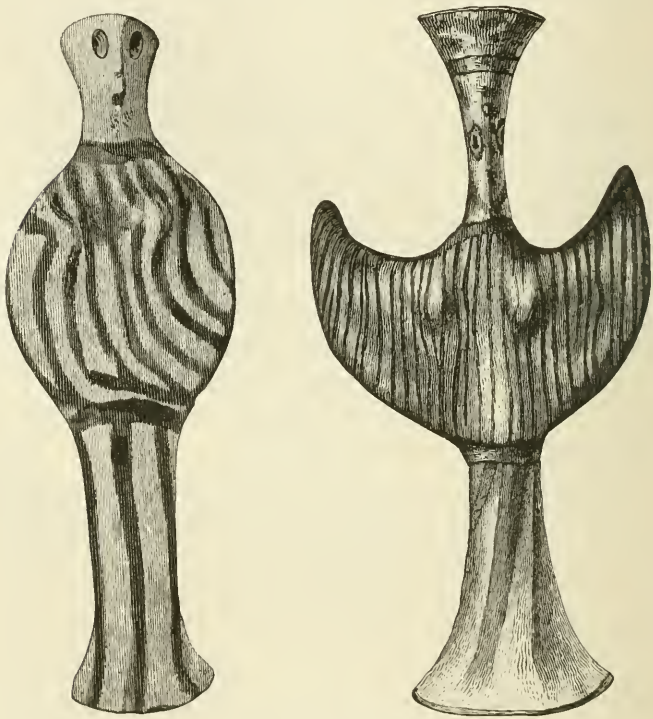
pylonvasen gestaltet. Die Männer scheinen sich etwas zurückzubiegen, um zum Wurf auszuholen. Von den Lenden hängt ein langer Streif herunter, entweder das Band des Schurzes oder der Schweif eines umgehängten Felles. Hals und Kopf sind außerordentlich roh gezeichnet; der Hals ist sehr lang und steif, der Kopf besteht fast ganz aus dem riesigen runden Auge.

Die ganze Darstellung ist mit braunem Firnis auf hellgelben Grund gemalt. Ueber dem Firnis ist aber noch reichlich Deckweiß zu Innenlinien und Punktirungen verwandt. Die Zeichnung der Gestalten in ihrer Dünnbeinigkeit und Hölzernheit erinnert schon an den Stil der Dipylonvasen. Wie sehr sie hinter dem wirklichen Können der Mykenier zurückbleibt, lehrt ein Blick auf den Gaukler des Stierbildes, der bei gesundester Muskulatur die flotteste Stellung einnimmt. Auf der andern Seite aber läßt sich das Bild von den mykenischen Gefäßen nicht trennen. Deckweiß kommt auf Dipylonvasen nicht vor. Auch den vielen freien Raum würde die echte Dipylonmalerei nicht dulden, und wo derselbe hier einmal künstlich gefüllt ist, wie über dem Pferde, ist es mit mykenischen Ornamenten geschehen.

An Thonfiguren finden sich in großer Zahl die in Mykenä und an andern Stätten sehr häufigen weiblichen Gestalten mit sichelförmig erhobenen oder auch rund zusammengeschlagenen Armen (131, 132). Schliemann wollte in dieser Eigenthümlichkeit eine Anspielung auf die Form des Halb- und Vollmondes sehen und fand so die Beziehung zu der argivischen Hera, welche in ihrer Bedeutung auf die alte pelasgische Mondgöttin Jo zurückgehe. Wir können der Prämisse dieses Schlusses nicht beistimmen, müssen aber trotzdem die Möglichkeit, daß die Figuren Idole vorstellen, offen lassen. Abb. 134, welche eine langbekleidete Gestalt, mit einem reichen Brustschmuck behangen, und 133, welche eine, wie es scheint, Brot backende Frau darstellt, liefern den Beweis, daß man bereits weit menschenähnlichere Figuren zu modelliren verstand. Wenn trotzdem die primitivern Formen immer noch massenhaft hergestellt wurden, so erklärt sich das

am ehesten aus einer althergebrachten Sitte, aus der Nachahmung von alterthümlichen Cultbildern, und es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß wir in ihnen die Darstellung einer Göttin zu erkennen haben.

Zeigte uns die zuerst erwähnte Gruppe von Funden, daß



131 und 132. Idole aus Thon (natürliche Größe).

die älteste Ansiedelung auf der Burg von Tiryns in die Zeit hinaufreicht, wo noch fast alle Gebrauchsgegenstände einheimisches rohes Fabrikat waren, so liefert die nun besprochene den Beweis, daß der in Tiryns aufgedeckte Palast derselben großen Blütezeit angehört, die einst im ganzen griechischen Meere im lebendigen Wechselverkehr der verschiedenen Küsten-

punkte sich herausgebildet hatte, und der die Funde von Mykenä Charakter und Namen gegeben haben. In Tiryns können wir aber nicht blos in die Zeit vor dieser großen Blüte, sondern auch in die nachher folgende noch einen kurzen Blick werfen. Es ist längst beobachtet worden, daß auf die Vasen

133 und 134. Weibliche Figuren aus Thon (Größe 2:3).

mykenischen Stils die des sogenannten Dipylonstils folgen, in der Art, daß eine Zeit lang beide Arten gleichzeitig fabricirt werden, bis die mykenische Cultur allmählich der vom Dipylon das Feld räumt. Wie die mykenischen nach Mykenä, so sind die Dipylonvasen nach ihrem Hauptfundort, dem athenischen Doppelthore, vor dem die große Gräberstraße begann, benannt

worden. Sie unterscheiden sich von den mykenischen Vasen zunächst dadurch, daß in der Ornamentik an Stelle der Nachahmung des Lebendigen, der Thier- und Pflanzenwelt das Lineare tritt, Webe- und Knüpfmotive. An Stelle der Spirale herrscht der Mäander, an Stelle der Wellenlinie das Zickzack. Algen und Polypen kommen, wie schon auf den jüngern mykenischen Vasen, gar nicht mehr vor. Dagegen werden figürliche Dar-

135. Vasenscherbe (Größe 1:2).

stellungen, mehr als bisher auf Vasen zu geschehen pflegte, versucht; sie zeigen aber eine bäuerische Ungeschicklichkeit und stehen sehr weit zurück hinter allem, was im mykenischen Culturkreise an derartigem geleistet worden war. Der Thon dieser Gefäße ist weit roher als der der mykenischen Gattung; die Malerei ist stets in Firnis ausgeführt.

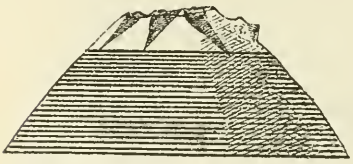
Von dieser Vasengattung haben sich in Tiryns sehr viele Scherben gefunden, ein Zeichen, daß die Burg auch nach dem Ableben der mykenischen Cultur noch geraume Zeit bewohnt war.

Wir bilden wiederum nur ganz wenige Stücke ab. Abb. 135 zeigt mitten in einem Gewirre von horizontalen und verticalen Zickzacklinien Frauen, welche, Blumensträuße tragend, einander bei den Händen gefaßt haben. Auf der Scherbe sind ihrer nur zwei erhalten, es waren aber, wie die Reste rechts neben dem Bruch zeigen, noch mehrere dargestellt, sodaß wir in dem Bilde zweifelsohne einen Reigentanz erkennen dürfen. Abb. 136 zeigt gegenüber dieser weiblichen Beschäftigung die

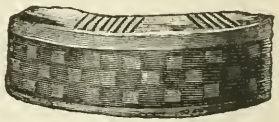
136. Vasenscherbe (Größe 2:3).

ernstere der Männer. Ein Mann schreitet vor einem Pferde, das er wahrscheinlich am Zügel führt. Seine Taille ist noch mehr eingeschnürt, als die der Frauen war, sodaß sein Oberkörper völlig dreieckig erscheint. Im Gürtel steckt horizontal nach vorn stehend ein Schwert. Unter dem Pferde ist zur Raumfüllung ein Fisch gemalt und über, neben und unter dem Manne sind zu demselben Zwecke allerhand Figuren angebracht, ein Mäander, ein Svastika 卐 und mehrere Rhomben mit Punkt in der Mitte.

Als Fortsetzung des mykenischen Stils nach einer andern Richtung hin sind die sogenannten protokorinthischen Vasen aufzufassen, von denen einige sich auch in Tiryns gefunden haben. Fig. 137 ist das Untertheil eines kleinen Kännchens, in braunem Firnis unten mit parallelen Reifen, darüber mit einem Blattkelch verziert; Fig. 138 das Bruchstück einer Dose mit Schachbrettmuster auf der Seite. Der feine helle Thon dieser Vasen steht unter allen dem der mykenischen am nächsten; dazu haben sie sich in Griechenland bisher nur gefunden an Stätten, wo mykenische Cultur vorausgegangen ist, in Tiryns, Aegina, Sici-



137. Gefäß mit braunen parallelen Linien.

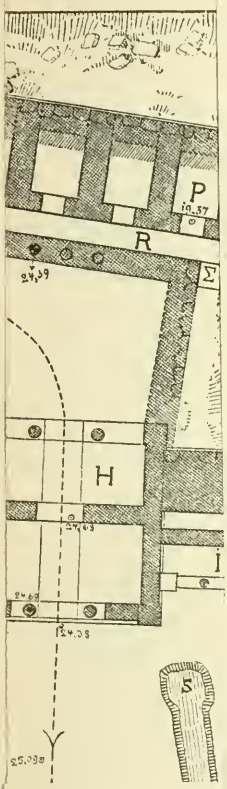


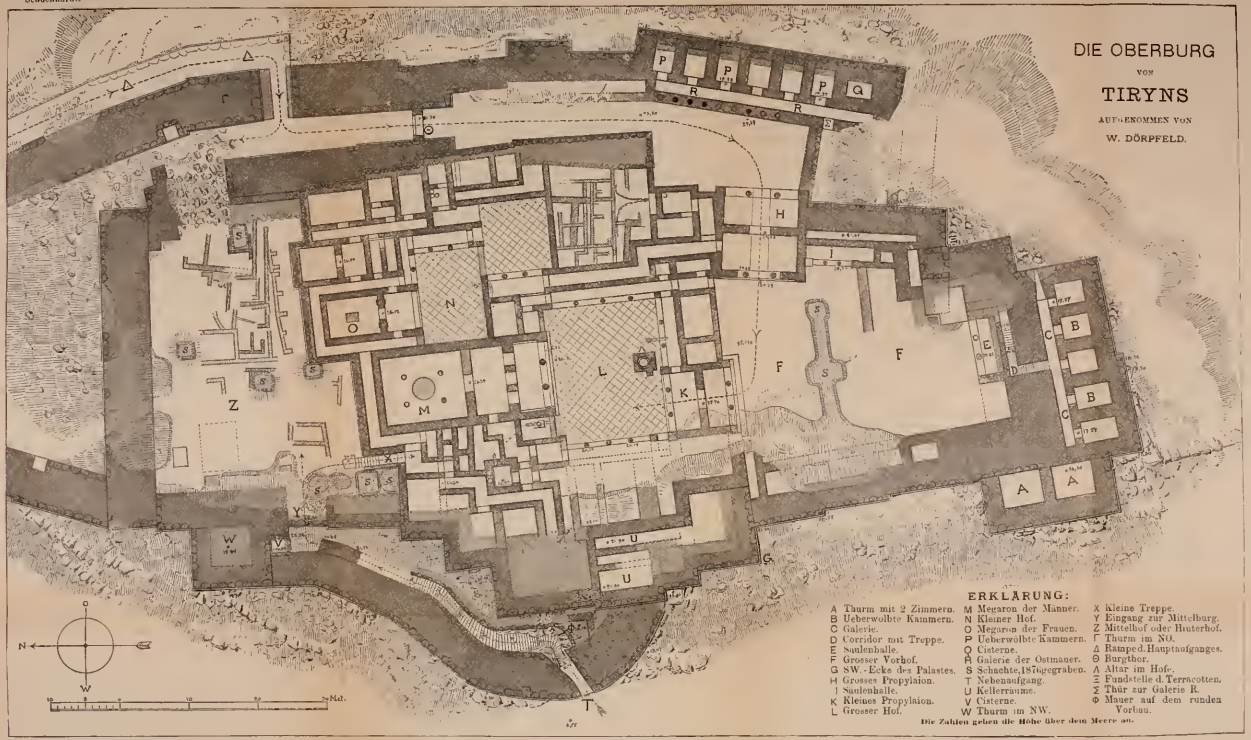
138. Fragment einer Dose. 1/2 Größe; Tiefe 2 m.

lien und als sehr früher Import in Etrurien. Wenn wir über ihren Herstellungsort erst im klaren sein werden, wird damit wol auch die Frage nach der Herkunft der mykenischen Vasen gefördert werden.

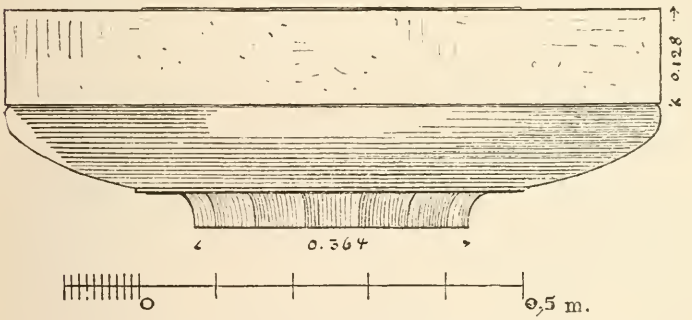
Nach dem Aufhören der Dipyloncultur muß Tiryns jahrhundertelang öde und leer gelegen haben, denn nach dem dorischen Tempel, der mitten in das Megaron hineingebaut war und etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehören wird (s. Abb. 139), treten erst aus byzantinischer Zeit wieder Spuren der Bewohnung auf: zahlreiche Gräber auf dem Südende und eine Kirche in dem ersten großen Vorhofe des Palastes F. Die letztere war die Veranlassung geworden, daß man eine Zeit lang Schliemann's neue Palastentdeckung ebenso anzweifelte wie einst seine Verkündigung des echten Troja. Der altverdiente englische Archäologe Penrose, der seit mehr als vierzig Jahren, seit seinem berühmten Werke über die athenische Akropolis in der vordersten

KARTE DER ARGOLIS.


P
R
H
I
S


DIE OBERBURG
VON
TIRYNS
AUFGENOMMEN VON
W. DÖRPFELD.
ERKLÄRUNG:
A Thurm mit 2 Zimmern.
B Ueberwölbte Kammern.
C Galerie.
D Corridor mit Treppe.
E Saulenhalle.
F Grosser Vorhof.
G SW.-Ecke des Palastes.
H Grosses Propylaion.
J Saulenhalle.
K Kleines Propylaion.
L Grosser Hof.
M Megaron der Männer.
N Kleiner Hof.
O Megaron der Frauen.
P Ueberwölbte Kammern.
Q Cisterne.
R Galerie der Ostmauer.
S Schachte, 18 tiefgegraben.
T Nebenaufgang.
U Kellerräume.
V Cisterne.
W Thurm im NW.
X Kleine Treppe.
Y Eingang zur Mittelburg.
Z Mittelhof oder Hinterhof.
Γ Thurm im NO.
Δ Rampe d. Hauptaufganges.
Θ Burgthor.
Λ Altar im Hofe.
Ξ Fundstelle d. Terracotten.
Σ Thür zur Galerie R.
Φ Mauer auf dem runden Vorbau.
Die Zahlen geben die Höhe über dem Meere an.
N
W
Met.

Reihe der Alterthumsforscher steht, hatte mit einem Correspondenten der „Times“ Tiryns besucht und zu bemerken geglaubt, daß die Entdecker rohe mittelalterliche Mauern für solche des heroischen Zeitalters genommen hätten. Es erschienen im Frühjahr 1886 in diesem Sinne mehrere Artikel in der „Times“. Aber als die Sache bald darauf in der Hellenic Society in London verhandelt wurde, zu welcher Sitzung Schliemann und Dörpfeld sich eigens von Athen nach London begaben, stellte sich heraus, daß Penrose die byzantinische Kirche für die Hauptsache angesehen und für die wichtigste Stütze der Schliemann-Dörpfeld'schen Aufstellungen gehalten hatte. Die Verständigung war leicht, und Penrose nahm alle seine Einwände öffentlich zurück.



139. Dorisches Kapitell vom spätern Tempel zu Tiryns.

Viertes Kapitel.

Mykenä.

1. Lage und Befestigung der Burg.

Was über die Entstehung und über die Geschichte von Mykenä überliefert ist, haben wir bereits im Anfang des vorigen Kapitels dargelegt und dort den Schluß gezogen, daß die Stadt eine Tochter oder eine jüngere Schwester von Tiryns sei, die ihrer günstigen Lage zwischen dem östlichen und dem westlichen Meere den sprichwörtlich gewordenen Reichthum und die Vormachtstellung im ältesten Griechenland verdankte.

Unsere heutige Kenntniß der einstigen Bedeutung von Mykenä stützt sich in erster Linie auf die Ausgrabungen Schliemann's, welche im Jahre 1876 aus den goldgefüllten Schachtgräbern die reichste Illustration des Lebens und Treibens der Burgherren zu Tage brachten. Eine willkommene Förderung lieferte im Jahre 1881 die Kartenaufnahme des Hauptmanns Steffen, und eine wichtige weitere Ergänzung erwuchs durch die Grabungen der griechischen Archäologischen Gesellschaft, bei denen in den Jahren 1886 bis 1888 auf der Spitze der Burg der Palast, und in und neben dem Stadtgebiete eine große Zahl von Gräbern gefunden wurde. Diese letzten Resultate werden am Schlusse unsers Kapitels ihre Besprechung finden.

Die beiden hohen Berge, Prophet Elia und Szara, zwischen denen Mykenä liegt, werden voneinander getrennt durch die Schlucht des Chavos-Baches, welche sich, zuerst westlich streichend, dicht am Szara hält und dann an der Ecke desselben scharf nach

Süden umbiegt. Bei dieser Ecke beginnt, nur 150 m nach Norden entfernt, eine andere Schlucht, die des Kokoretza-Baches, welche sich nach Westen zum Kephisos wendet (s. Plan IV und VI, Unterstadt). In dem Winkel, den so beide miteinander bilden, erhebt sich das Gelände zu einer isolirten Höhe von 278 m, und diese ist zum Burgberge ausgesucht worden. Sie hängt im Osten durch einen 23 m tiefern schmalen Sattel mit dem Eliasberge zusammen und im Westen durch eine nur geringe Senkung mit dem lang von Norden nach Süden streichenden Hügel, welcher den Haupttheil der alten Unterstadt trug und mit ihr auch die berühmten Kuppelgräber.

Hinter dem erwähnten Sattel, 360 m östlich von der Burgmauer und 291 m hoch, entspringt eine starke Quelle, die gewiß die von Pausanias genannte berühmte Perseia ist, welche der Burg das Wasser lieferte. Die Leitung, welche zwischen Quelle und Burg den 255 m hohen Sattel passiren mußte, hätte das Burginnere nur mit Umgehung der über 260 m hoch liegenden Nordwest- und Nordseite beim Löwenthore (241 m) erreichen können. Auf dieser Seite sind auch noch antike Steinbettungen als Anzeichen einer Führung nach dem Löwenthore oder der Unterstadt vorhanden. Bei einer so langen und schwer zu schützenden Linie indeß konnte ein belagernder Feind der Burg leicht das Wasser abschneiden. Deshalb hat man sich, wie ein neuerer Fund gelehrt hat [1], für die Oberburg noch in besserer Weise gesichert. Der auf dem Plane erkennbare Durchgang durch die Mauer zwischen dem Nordthor und der Nordwestecke der Burg ist nicht, wie Steffen annahm, eine Galerie ähnlich der tirynthischen, sondern ein Treppengang, der innerhalb der Mauer 16 Stufen und weiterhin unterirdisch noch 83 Stufen hinabführt. An seinem Ende liegt ein viereckiges 1 : 0,84 m weites, 3,70 m tiefes Bassin, in dessen Ueberdeckung eine von Norden

[1] Tsuntas in den Πρακτικά, 1889. Belger, Berliner Philologische Wochenschrift, 11. April 1891.

kommende Röhrenleitung mündet. Der Gang ist zum größten Theil in der altmykenischen Weise spitzbogig zugewölbt, eine Strecke weit flach überdeckt. Manche Stellen zeigen Ausbesserungen aus römischer Zeit, der ja auch die Thonröhrenleitung angehören muß. Aber die Anlage ist jedenfalls altmykenisch und kann schon von Anfang an keinen andern Zweck gehabt haben als das außerhalb entspringende Wasser für die Burgbewohner auf einem stets sichern Wege zugänglich zu machen.

Gleich nördlich von der Burg, noch diesseit des Kokoretza, zeigen sich mehrere Spuren der alten Hochstraßen, die von hier in drei Armen nach Korinth ausgingen. Sie sind in den Felsen gehauen oder werden durch cyklopisches Mauerwerk getragen. Bei Bachübergängen haben sich Brücken derselben Bauart erhalten mit ganz schmalen Wasserdurchlässen, von denen sich deshalb meist mehrere nebeneinander finden. Die letztern sind spitzbogenförmig construirt in der Art, daß die Seitenblöcke nach oben vorkragen und ein großer Deckblock das Gewölbe schließt. Die Straßen sind nur etwa 3,50 m breit, und im Gegensatz zu unsern Chausseen so geführt, daß sie bei zu überwindenden Höhen oder Tiefen nicht in möglichst gleichmäßigem Gefälle laufen, sondern sehr lange die horizontale Linie innehalten, um dann in plötzlichem Steigen und Fallen das Hinderniß zu nehmen. Beides, die Schmalheit der Straßen wie ihre eigenthümliche Führung, deutet darauf, daß auf ihnen keine Wagen verkehrten, sondern nur Saumthiere. Es haben sich auch nirgends Geleisspuren gefunden, außer dicht bei der Stadt auf einer Linie, die allem Anscheine nach an die große korinthische Fahrstraße anschloß. Die letztere nahm wol zu jener Zeit denselben Weg wie zu allen spätern, nämlich den Kephisos hinauf über Kleonä, ist aber ebendeshalb auch in keiner Spur mehr erkennbar.

Vielfach sind die Straßen mit Befestigungsthürmen versehen, die bald den Weg völlig überdecken und ihn somit leicht sperren konnten, bald auch in einiger Entfernung seitwärts liegen und dann gewöhnlich einen dominirenden Punkt inne-

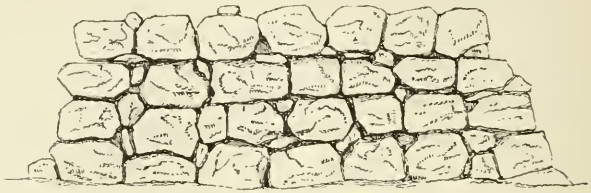
haben. So sollten mehrere Thürme in der Nähe der heutigen Eisenbahnstation Phichtia offenbar den großen Wagenweg schützen. Die stattlichsten Reste einer Warte aber befinden sich auf der Höhe des Eliasberges mit großer Umfassungsmauer, wohlerhaltenem Thore und einer Anzahl Häuserresten.

Die Burgbefestigung von Mykenä bildet ein nahezu gleichschenkeliges Dreieck, dessen eine Spitze gegen Osten gewendet ist, während die gegenüberliegende Seite die zur Stadt gekehrte Front bildet und von dem Hauptdurchgange, dem bekannten Löwenthore, durchbrochen wird. Dem Löwenthore gegenüber befindet sich im Nordosten noch ein zweites kleineres Thor.

Die Mauer der Burg hat sich fast ringsherum erhalten. Nur in der Südlinie, an dem Steilabfall zum Chavosbache, ist eine kurze Strecke abgestürzt. Sie folgt mit ihren vielen aus- und einspringenden Ecken und mehrfach vorgelegten Thürmen dem Rande des Hügels. In ihrer Bauart lassen sich drei Arten der Technik unterscheiden. Die dem Anscheine nach älteste, in welcher der größte Theil des Ringes aufgeführt ist, steht der der tirynthischen Mauer sehr nahe. Sie hat wenig oder gar nicht behauene Kalksteinblöcke aufeinander gethürmt und verräth nur in den durchweg geringern Maßen der Blöcke, sowie in der gelegentlichen Einmischung einer gutbearbeiteten Quader, die etwas jüngere Zeit. (Abb. 140.) Eine andere Bauart sehen wir angewandt bei den Gängen und Thürmen beider Thore, sowie bei dem Thurm in der Mitte der Südostlinie (C): hier liegen sorgfältig behauene lange viereckige Quadern in regelmäßiger Schichtung aufeinander (141). Die dritte Bauart, welche südlich vom Löwenthor neben dem Gräberrund, ferner in der Fortsetzung derselben Linie an einem großen Thurme (B) und endlich an der Nordostspitze der Umfassung auftritt, verwendet polygone Quadern und weiß sie in scharfem Fugenschluß miteinander zu verbinden (142).

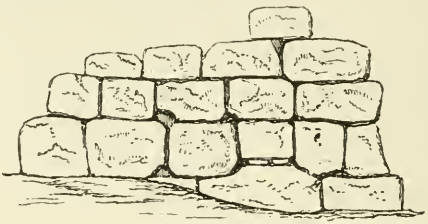
Wie verhalten sich diese zwei abweichenden Bauarten zeitlich zu der ersten?

Die Schichtung aus viereckigen Quadern kehrt wieder bei den Tholosbauten der Unterstadt, welche zweifellos der myke-



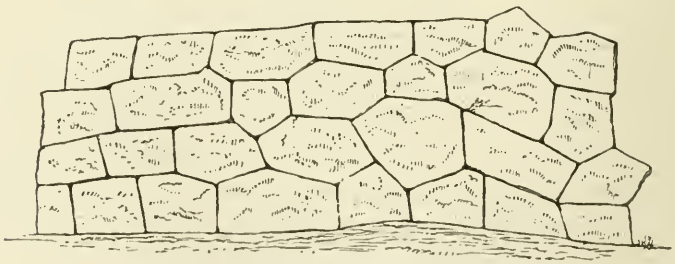
140. Cyklopische Mauern.

nischen Culturperiode angehören. Diese Bauart braucht deshalb nicht eine spätere Ausbesserung der Mauern zu bezeichnen, son-



141. Mauern aus Quadern.

dern kann, zumal wir sie nur an sehr exponirten Stellen verwandt sehen, zur ursprünglichen Anlage gehören und bestimmt



142. Mauern aus polygonalen Steinen.

gewesen sein, die wichtigsten Punkte besonders zu festigen. Alsdann würde auch das Löwenthor nicht, wie man wol gemeint hat, von einem spätern Umbau der Befestigungen herrühren,

sondern so alt sein wie die Mauer. Indeß ist dieser Punkt nicht über allen Zweifel erhaben.

Daß das polygonale Netzwerk spätere Ausbesserungen anzeige, hat immer als sicher gegolten. Dasselbe ist für die mykenische Periode sonst noch nirgends nachgewiesen worden, findet sich dagegen bei allen griechischen Mauerbauten etwa vom 7. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. Da in dieser Technik gerade die schon an sich auffallende Ausbuchtung des Mauerzuges neben dem Gräberrund ausgeführt ist, lag die Annahme nahe, daß hier eine durch das Gräberrund veranlaßte Correctur des ursprünglichen Mauerzuges stattgefunden habe. Man meinte, die Grabstätte habe ursprünglich außerhalb des Mauerrings gelegen und sei erst später in denselben einbezogen worden. Indeß hat sich diese Ansicht als irrig herausgestellt, da die östlich an dem Gräberrund hinlaufende Mauer, in der man die ursprüngliche Burgmauer erkennen wollte, sicher von Anfang an nur zum Stützen der Terrasse bestimmt gewesen ist, die auf der andern Seite befindliche Burgmauer aber wegen der Gestalt der Felsoberfläche immer auf dieser Seite der Gräber, am Rande des Abhangs gelaufen sein muß. Trotzdem kann sie ursprünglich weniger stark ausgebogen und erst bei einer spätern Aenderung dem über den uralten Gräbern neu erstandenen Plattenringe anbequemt sein.

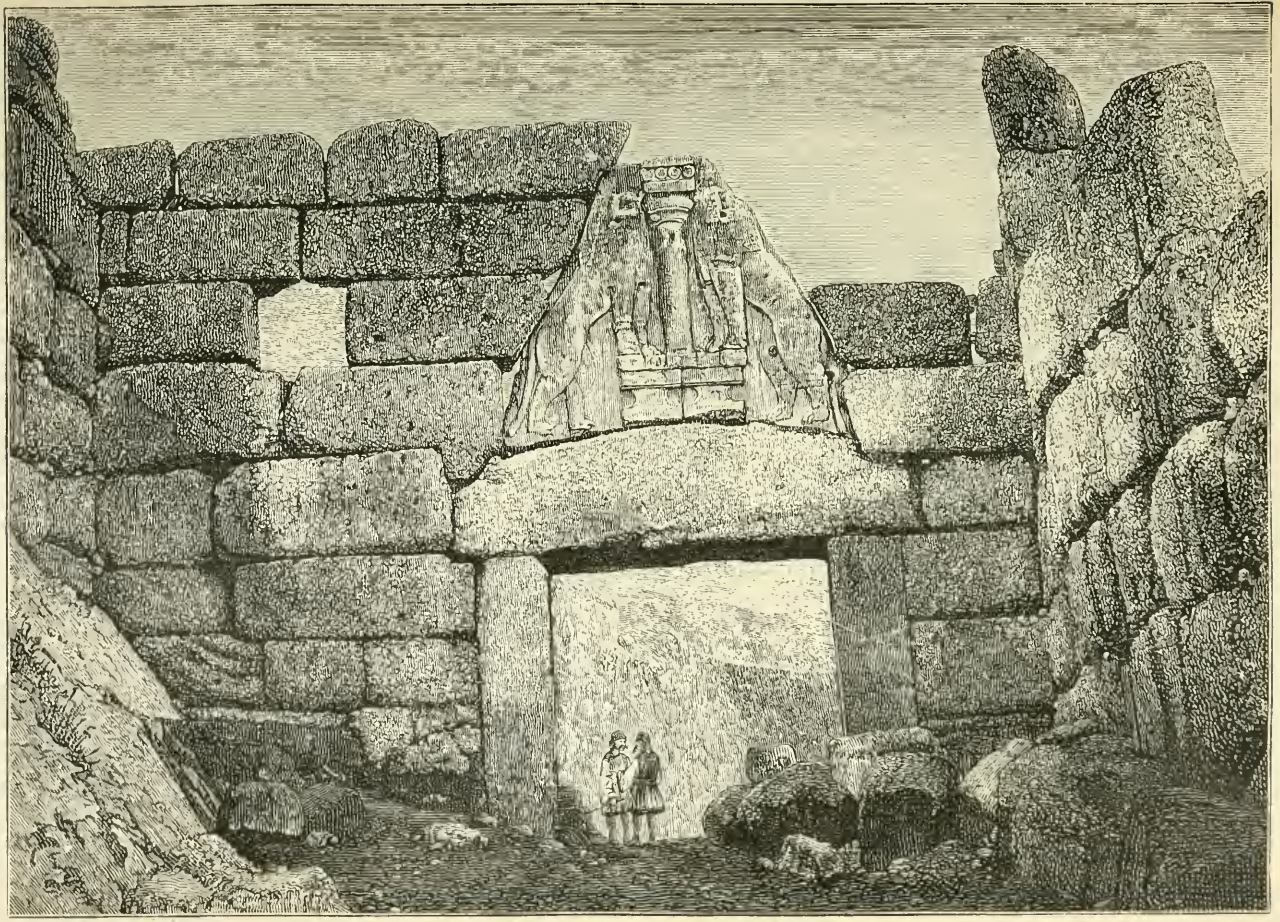
Die Dicke der Mauer wechselt an den Stellen, wo noch ihre äußere und innere Flucht nachzuweisen ist, zwischen 3 und 7 m. An zwei Stellen jedoch läßt sich trotz der Zerstörung der innern Linie aus der Lage der Trümmer eine ursprüngliche Dicke bis zu 14 m erschließen. Wie ein so großer Unterschied sich erklärt, lehren die besser erhaltenen Mauern von Tiryns, bei denen in jenen stärksten Theilen Galerien, unsern Kasematten ähnlich und ihnen wahrscheinlich auch der Bestimmung nach verwandt, sich befinden.

Die in der Nordmauer vermuthete Galerie hat sich allerdings als ein zum Wasser führender Gang erwiesen. Gegen-

über in der Südmauer wird die ähnliche Unterhöhlung aber doch wol eine Galerie sein. Die Sicherstellung muß spätern Untersuchungen vorbehalten bleiben. Eine andere ist in dem südlichen Zuge vorauszusetzen. Die Beschaffenheit dieser innern Gänge und Gemächer werden wir uns nach Art der tirynther Anlagen denken dürfen.

Die beiden Thore der Burg sind so angelegt, daß der Ankommende zuerst einen engen Gang zwischen Mauer und Thurm zu durchschreiten hat, ehe er den eigentlichen Verschluß erreicht. Hier war ein stürmender Feind den Geschossen von beiden Seiten ausgesetzt. Der Gang ist beim Löwenthor 8,5 m breit, das Thor selbst, oben etwas enger als unten, hat 3 m und 2,75 m lichte Weite und 3,15 m lichte Höhe. In dem kolossalen Thürsturz sind noch die tiefen runden Löcher für die Thürangeln sichtbar, ebenso in der Schwelle Viertelkreislöcher für die Angeln und eine große viereckige Eintiefung (0,38 : 0,30 m) an der Stelle, wo beide Thorflügel zusammenstießen. An der Außenseite des Schwellsteins befindet sich ein merkwürdiges, ungefähr dreieckiges Loch, das nach Schliemann's Angabe ebenso an dem großen Thore in Troja wiederkehren soll, dessen Bestimmung aber noch nicht aufgeklärt ist. Die Thürpfosten zeigen ebenfalls mehrere nicht genau deutbare Löcher und der rechte ein großes viereckiges für den Balkenriegel.

Während man in Tiryns nach dem Durchschreiten der Thür noch einen langen außerordentlich vertheidigungsfähigen Gang zu passiren hatte, folgt in Mykenä nur ein Raum von 4 m Länge und Breite, gebildet von zwei Seitenmauern, die an ihrem Ende je 1 m weit rechtwinkelig einbiegen und dort durch weitere kleine Vorsprünge, die eine nach dem Thore, die andere nach dem Burginnern zu, kleine Schlupfräume herstellen. Hinter der nördlichen dieser Seitenmauern liegt außerdem, durch eine kleine Oeffnung zugänglich, ein 2 m langer und breiter Hohlraum dicht am Thore. Diese kleinen Winkel waren wol weniger zu strategischen Zwecken als für die tägliche Bewachung des Eingangs in Friedenszeiten bestimmt.



Das Interessanteste und Wichtigste an dem ganzen Thorbau ist das berühmte Löwenrelief, welches ihn schmückt. Zur Entlastung des Thürsturzes ist über ihm ein Dreieck in der Mauer ausgespart und mit einer Reliefplatte geschlossen. Diese Platte besteht aus einem weißlichgrauen harten Kalkstein, nach neuester Feststellung des Geologen Professor Lepsius[1] einer einheimischen Steinart. Das Relief stellt wappenartig zwei sich gegenüberstehende Löwen dar, die die Vorderpranken auf zwei zusammengerückte Vasen oder Altäre gesetzt haben. (Abb. 143.) Ihre Köpfe waren, wie die Reste von Dübellöchern beweisen, aus besondern Stücken angesetzt und nach vorn gewendet. Zwischen den Thieren erhebt sich eine Säule von sehr eigenthümlicher Form. Dieselbe steht über der Fuge der Vasen auf einer besondern Steinschicht, verdickt sich nach oben und ist von einem Kapitell, bestehend aus Platte, Kyma, Wulst und Abakus gekrönt. Hierüber folgen vier runde Scheiben, und als oberster Abschluß wieder eine abakusähnliche Platte. Die Scheiben sind offenbar als Balkenköpfe aufzufassen und verrathen uns, daß hier in Stein die thatsächlichen Verhältnisse der Holzconstruction nachgebildet sind. So wird in der Platte über dem Wulst des Kapitells der Architravbalken zu erkennen sein, der von einer Säule zur andern reichte. Auf ihm ruhte eine Balkendecke in roher Blockconstruction, überdeckt von Bohlen, die wieder parallel mit dem Architrav gelegt sind und den Fußboden des obern Geschosses bilden.

Was die Säule zwischen den Löwen zu bedeuten hat, ist noch nicht befriedigend zu erklären. Die Anbringung der Thiere erinnert an den assyrischen Brauch, neben dem Thore Löwen oder Greifen gleichsam als Wächter auszuhauen. In Phrygien hat Ramsay auch über der Thür eines Felsgrabes zwei Löwen neben einer Säule ganz den mykenischen ähnlich gefunden, und auf einem geschnitzten Elfenbeingriff aus Menidi glaubt man

[1] Abhandlungen der Berliner Akademie, 1890.

sogar eine getreue Nachbildung des großen Thorreliefs vor sich zu sehen. Das alles warnt davor, unsere Darstellung als das specielle mykenische Wappen aufzufassen; und noch weniger wird man sich auf hohes Symbolisiren einlassen dürfen.

Der Stil der Sculptur zeigt gegenüber den assyrischen Werken eine natürlichere Bildung. Die Gelenke sind zwar mit ähnlich übertriebener Deutlichkeit dargestellt wie bei jenen Werken, sodaß die Knochenfügung durch Fleisch und Haut klar durchscheint, aber sonst sind die Uebergänge der Muskeln weicher gebildet als dort und die wechselnde Höhe des Reliefs bringt alle Formen zu plastischerm Ausdruck. Das Thor wurde erst von Schliemann bis zur Schwelle freigelegt. Das Relief jedoch ist von jeher sichtbar gewesen und immer als das Sculpturstück hingestellt worden, welches den Eingang in die griechische Kunstgeschichte markire. Gipsabgüsse haben seine Kenntniß längst weitern Kreisen vermittelt.

Das andere Thor der Burg in der Nordmauer ist kleiner als das Löwenthor und auch von einfacherm Grundriß. Es hat nur den äußern Gang, wieder zwischen der Stadtmauer links und einem langvorspringenden Thurme rechts eingeschlossen, knapp 3 m breit. Dieselbe Breite hat das Thor selbst, über dessen Thürsturz eine dreieckige Platte, diesmal unsculpirt, den Entlastungsraum schließt.

2. Unterstadt. Kuppelgräber.

Während in Troja sowol wie in Tiryns kaum mehr für die Existenz einer Unterstadt sprach als der Umstand, daß die ganze Burg sich vom Palaste des Königs eingenommen zeigte, haben sich in Mykenä noch deutliche Spuren der zu dem Herrschersitze gehörigen Ansiedelung erhalten.

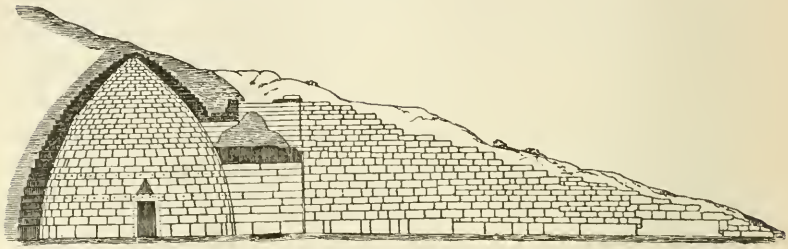
Von den beiden Enden der nach Südwesten gekehrten Seite des Burgdreiecks zweigt die Mauer der Unterstadt ab. Sie zeigt dieselbe cyklopische Construction wie die ältesten Theile der

Burgmauer, ist aber nur gegen 2 m dick und auch streckenweise ganz zerstört. Sie zog anscheinend auf dem Rücken des anschließenden Hügels in südlicher Richtung entlang, bildete am Südende bei Makry Lithari ein Thor und kehrte am Osthang des Hügels zur Burg zurück. Die ummauerte Unterstadt würde damit bei einer Länge von 900 m nur 250 m breit gewesen sein. Aber auf diesen Raum beschränkte sich die antike Ortschaft keineswegs. Wir werden in ihm nur die Altstadt sehen dürfen, die bald die wachsende Einwohnerzahl nicht mehr zu fassen vermochte. Dieselben Haus- und Terrassenmauern, fast alle cyklopischer Bauart, die den ummauerten Stadttheil füllen, finden sich in großer Menge auch weit darüber hinaus, sowol auf der andern Seite des Chavos am Szara wie auch besonders jenseit des Kokoretza am Elias. Und ebenfalls weit draußen, im Süden und Südwesten, liegen die beiden einzigen antiken Brunnen, die bisher nachgewiesen werden konnten.

Das Wichtigste aber in dieser ausgedehnten Unterstadt sind die riesigen Kuppelgräber, früher gemeiniglich Schatzhäuser genannt, von denen zwei innerhalb des Altstadtringes, vier westlich und südwestlich außerhalb desselben liegen.

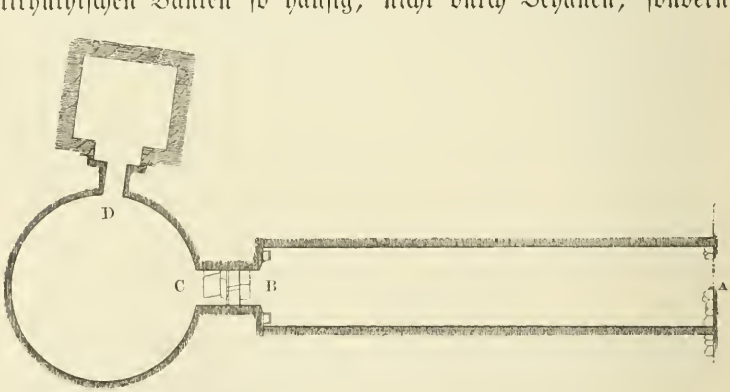
Das größte und zugleich besterhaltene, das sogenannte Schatzhaus des Atreus, befindet sich ungefähr in der Mitte der Längsausdehnung des Hügels an dessen östlicher Abdachung. Der Bau besteht aus einem langen Zugang (Dromos), einem großen runden Gewölberaum und einer kleinen viereckigen Kammer daneben. Seine eigenthümliche Construction veranschaulichen die Abbildungen 144 und 145. Der Gang AB führt von einer künstlich hergestellten Terrasse aus horizontal in den Hügel hinein, BC ist der tiefe Thüreingang zu dem Kuppelgewölbe, von dem aus man durch die Thür D die kleine Nebenkammer betritt. Der Gang ist 6 m breit und 35 m lang. Seine nach dem Innern zu naturgemäß höher werdenden Wände sind mit demselben wohlgeschichteten massigen Mauerwerk verkleidet, das bei der Burgbefestigung für Thore und Ecken angewandt ist. Am

Ende des Dromos stehen wir vor der Front des Eingangs, einer gerade aufsteigenden Wand von circa 14 m Höhe, deren architektonische Gliederung noch größtentheils zu erkennen ist. Von derselben kann uns die Abbildung des zweitgrößten



144. Durchschnitt des sogenannten Atreusgrabes.

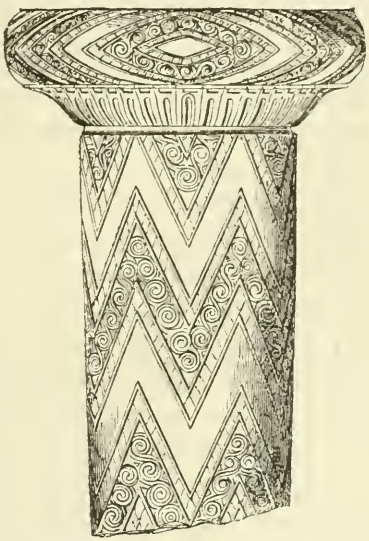
Kuppelgrabes (147) eine Vorstellung geben. Die Thür selbst, 5,40 m hoch, unten 2,66 m, oben 2,46 m breit, ist von drei Streifen (Fascien) umrahmt, die wie an den mykenischen und tirynthischen Bauten so häufig, nicht durch Behauen, sondern



145. Grundriß des sogenannten Atreusgrabes.

durch Sägen des Steines hergestellt sind. Neben der Thür standen auf niedrigen viereckigen Basen eigenthümlich geformte Halbsäulen aus dunkelgrauem Alabaster. Die gefundenen Stücke zeigen einen nach oben sich verdickenden Schaft, der von einem Reliefbande mit Dreieckmustern und Rhomben spiralförmig

umwunden ist. Auch ein Stück des Kapitells aus dem gleichen Material ist seit vielen Jahren vorhanden, als solches aber erst kürzlich erkannt worden, während es früher für ein Basisfragment galt (beide Theile in Abb. 146). Seine Aehnlichkeit mit dem Kapitell des Löwenthorreliefs hat die neue Erkenntniß begründet und erhebt dieselbe in der That über jeden Zweifel. Das Werkstück zeigt zu unterst eine geschwungene Hohlkehle, mit aufsteigenden lanzettförmigen Blättern verziert, darüber folgt ein breiter Wulst, auf welchem Rhomben mit Spiralen geschmückt sich dehnen. Die mit Blättern geschmückte untere Hohlkehle erinnert so auffallend an die eigenthümliche Gestalt der dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehörenden Kapitelle der Tempel zu Paestum, deren Form auch das eine in Tiryns gefundene entspricht, daß Furtwängler-Löschcke und ebenso Puchstein bereits ausgesprochen haben, das mykenische Kapitell sei als die erste der Entwickelungsstufen des dorischen Kapitells zu betrachten.



146. Halbsäule und Kapitell von der Façade des sogenannten Atreusgrabes. Reconstruirt.

Diese Säulen und Kapitelle und die Epistylplatten über ihnen bestehen aus dunkelgrünem Stein. Der dann folgende friesartige Streifen — in der bessern Erhaltung am zweiten Kuppelgrabe mit runden Scheiben verziert — scheint hier aus blaugrauem Stein gewesen zu sein. Ueber dem Thürsturz ist, um denselben zu entlasten, ein dreieckiger Raum von 3 m Seitenlänge aus der massiven Mauer ausgespart und durch horizontal aufeinander lagernde mit Spiralreihen verzierte Platten aus

rothem Porphyr geschlossen. Die oberste Spitze, sowie einige Fragmente der Mittelstücke haben sich gefunden und sind im athenischen Museum zu sehen.

Aber nicht genug mit dieser reichen Umrahmung der Thür: auch weiter umher ist die Façade, wie die vielen Einsatzlöcher beweisen, mit anderm Material, sei es mit buntem Marmor oder mit Bronzezierathen, bis oben hinauf bekleidet gewesen. Wir bekommen einen hohen Begriff von der geschmackvollen Pracht und der ausgebildeten Technik jener Zeit, wenn wir uns diese Façade mit ihrem polirten Quaderbau, ihrer bunten Steinverkleidung und zierlichem Erzschmuck im Geiste wiederherstellen. Und dieser Begriff wächst noch bei der Betrachtung dessen, was die Façade birgt. Zunächst besteht der Thürsturz, gemäß der ungemeinen Tiefe des Eingangs, aus zwei mächtigen Blöcken, von denen der innere, der zu beiden Seiten weit über die Thür hinausgreift, 9 m lang, 5 m tief und 1 m hoch ist und damit das kolossale Gewicht von ungefähr 120000 kg darstellt. Wie ausgebildet müssen die Brech- und Hebevorrichtungen gewesen sein, um einen solchen Block zu gewinnen, ihn hierher zu schaffen, so fein zu bearbeiten und so sorgfältig zu lagern!

In der Mitte des Eingangs haben sich oben die Löcher für die Angeln der zweiflügeligen Thür erhalten und an den Seiten mannichfache Einsatzspuren, zum Theil von dem Verschluß, zum Theil auch von Bronzeschmuck.

Tritt man nun ins Innere, so bietet sich der überraschende Anblick eines mächtigen Rundgewölbes. Der untere Durchmesser desselben beträgt gegen 15 m und die Höhe ebenso viel. Die Construction ist nicht die des spätern Gewölbebaues, bei welchem die Steine keilförmig geschnitten sind und die Fugen einem gemeinsamen Centrum zustreben, sondern die Wölbung ist dadurch gebildet, daß 33 nach oben allmählich enger werdende Steinringe horizontal aufeinander lagern und ganz oben durch eine einzige Platte geschlossen werden. Die letztere ist, wie ich aus eigener Anschauung versichern kann, noch erhalten, nur aus den

dann folgenden ersten drei Kreisen fehlen je zwei Steine; im übrigen ist das Gewölbe intakt. Die Steine sind inwendig der Wölbung gemäß geschnitten und aufs sauberste geglättet, sodaß die aufsteigenden Linien vom Boden bis zur Spitze nirgends eine Unterbrechung erfahren. Diese Einfachheit, das Zusammenfließen von Wand und Decke, macht einen besonders imposanten Eindruck. „Der Raum wirkt wie eine Naturschöpfung nur durch Verhältniß, Fügung, Textur", sagt Adler.

Die Steinschichten werden nach oben niedriger, und von der dritten Schicht aufwärts zeigen sich in regelmäßiger Vertheilung kleine und größere Löcher, zum Theil noch mit Bronzenägeln darin. Große Löcher, durch zwei Bohrungen nebeneinander hergestellt, befinden sich nach der neuesten Untersuchung Dörpfeld's [1] z. B. über der dritten, vierten und fünften Schicht dicht an der Fuge in Abständen von 1,05 bis 1,22 m, kleine in der Mitte der fünften, zwischen der sechsten und siebenten u. s. w. bis zur siebzehnten Schicht, in horizontalen Abständen von circa 0,80 m. Weiter oben ist nichts deutlich mehr zu sehen. Ein bestimmtes Schema läßt sich noch nicht erkennen, aber das eine scheint sicher, daß die Löcher nicht zur Befestigung von Metallplatten gedient haben, mit denen man früher den ganzen Raum verkleidet dachte. Wäre das richtig, so müßte sich neben der Thürumrahmung, wo die Platten abschlossen, eine Reihe Löcher übereinander finden zur Befestigung der Plattenränder. Das ist aber nicht der Fall, und Dörpfeld wird demnach Recht haben, wenn er annimmt, daß wie in dem sogenannten Schatzhause des Minyas zu Orchomenos Bronzerosetten im Fünfstern gruppirt :·:·: im Gewölbe vertheilt waren, so ähnlich auch in Mykenä größere und kleinere Zierstücke in bestimmter Ordnung die Kuppel belebten.

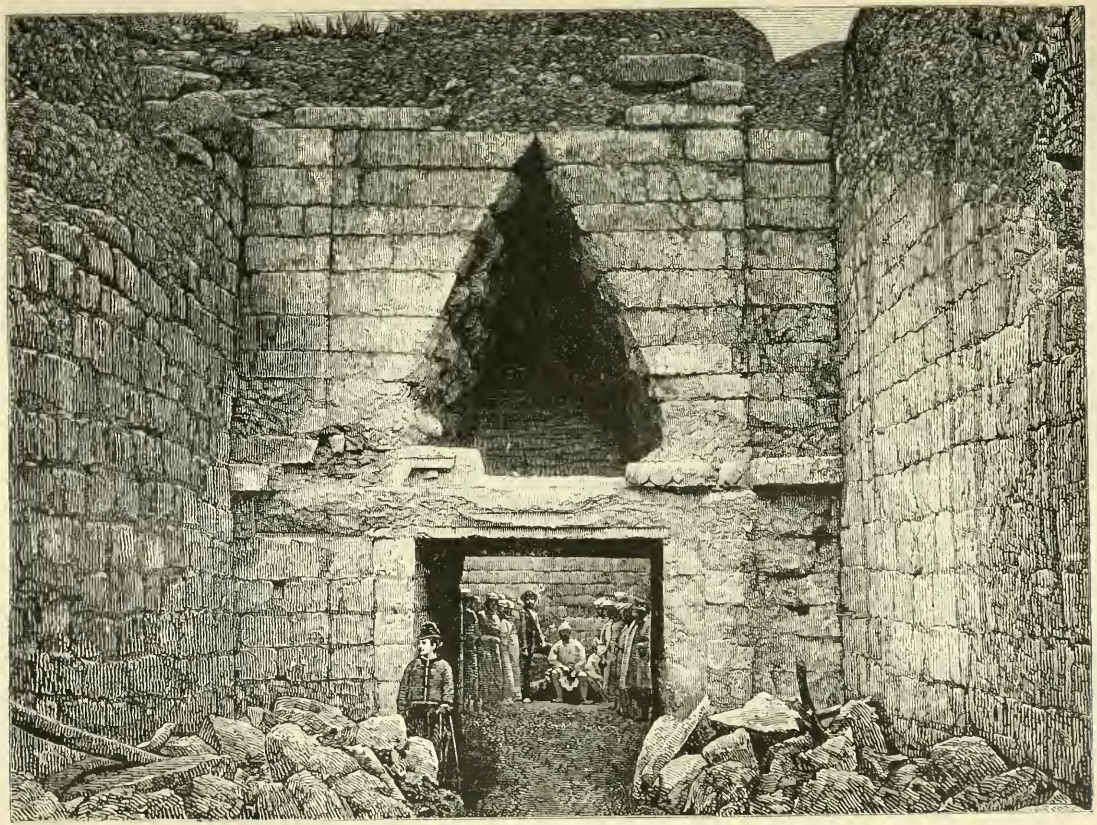
Von dem großen Kuppelraume führt eine Seitenthür, ähnlich umrahmt wie der Haupteingang und durch ein Entlastungs-

[1] Belger, Beiträge zur Kenntniß der griechischen Kuppelgräber (Berlin 1887), S. 28.

dreieck geschützt, in eine aus dem Felsen gehauene Kammer. Daß diese durchaus nicht so roh war, wie sie sich jetzt darstellt, zeigen mancherlei Spuren. An den Wänden hat der Ingenieur des Lord Elgin noch Reste von Bruchsteinmauerwerk gesehen, das ebenso wie in Orchomenos mit sculpirten Platten verkleidet gewesen sein wird. Kleine Stücke von Alabasterplatten, die im Atreusgrabe gefunden sein sollen und jetzt in den Museen von Athen, London, München, Berlin, Karlsruhe zerstreut sind, geben dafür einen werthvollen Fingerzeig.

In Orchomenos befand sich in diesem Gemache die prachtvolle Schieferdecke, die weiter unten abgebildet ist. In der Mitte der mykenischen Kammer ist eine fast runde Vertiefung von etwa 1 m Durchmesser und 0,60 m Tiefe in den Felsboden eingeschnitten. Für ein Grab ist dieselbe nicht tief genug. Die Beisetzung scheint deshalb nicht in, sondern auf dem Felsboden stattgefunden zu haben. Denn daß alle diese Kuppelbauten nicht Schatzhäuser, sondern Grabanlagen sind, hat sich nach den Zweifeln, welche die frühere Deutung schon immer hervorrufen mußte, als völlig sicher herausgestellt, seitdem in Menidi bei Athen eine solche Anlage uns sechs Leichen unberührt mit all ihrem Schmucke geliefert hat. Welcher Fürst hat auch jemals außerhalb der Burgmauern seine Schätze aufbewahrt? Die reiche Bestattungsart jener Zeit aber konnte bei den glücklichen Findern leicht die Vorstellung erwecken, als hätte ein mächtiger König hier seine beste Habe in Sicherheit gebracht.

Nicht alle Tholen haben eine Schatzkammer, der Kuppelraum ist daher nicht blos für den Todtencult bestimmt, sondern dient auch zugleich zum Begraben. Aber die Kammer umschloß das Hauptgrab, für welches das Gebäude zunächst bestimmt war. Sie wurde wol auch sofort geschlossen, während der Vorraum zugänglich blieb; die reiche Façade und der kostspielig gebaute Gang vor ihm sprechen entschieden dagegen, daß das Ganze nach Aufnahme weniger Leichen zugeschüttet wurde. Der Eingang ist erst nach der Verwahrlosung der Burg zugeschwemmt worden.



147. Kuppelgrab, von Frau Schliemann ausgegraben. S. 181.

An derselben Seite des Stadtberges liegt weiter nördlich, dem Löwenthore schräg gegenüber, ein zweites, nur wenig kleineres Kuppelgrab, das von Frau Schliemann ausgegraben ist und danach gewöhnlich mit deren Namen citirt wird. (Abb. 147.) Leider ist dasselbe nur in der Mitte bis zum Boden ausgeräumt, aber auch so liefert es manche Ergänzungen zu dem, was sich an dem eben besprochenen über die Construction dieser Anlagen beobachten läßt. Die vortrefflichste Beschreibung des Baues wie auch der andern Tholen verdanken wir Adler.[1] Auf den Seitenwänden des Dromos haben sich ein paar Decksteine erhalten, die etwas über die Mauern vorstehen. Sie liefern einen neuen Beweis dafür, daß der Dromos nicht zugeschüttet werden sollte. Die Façade war sehr reich aus bunten Steinsorten zusammengesetzt. Die Halbsäulen sind aus dunkelgrauem Alabaster und dorisch gefurcht; wie die Einritzungen in der Wand zeigen, verdickten sie sich nach oben. Kapitelle sind leider noch nicht gefunden. Sie trugen eine vorragende Platte von blaugrauem Marmor, auf welcher runde Scheiben in Relief hervortreten. Diese können, wie schon beim Löwenrelief bemerkt wurde, nichts anderes bedeuten als die Köpfe von runden Holzbalken, die, nach innen gehend, die Decke bildeten. So sehen wir schon hier die Bauglieder der Holzconstruction zum reinen Ornament geworden. Der vordere Thürsturz besteht aus lauchgrünem Marmor. Das darüberliegende Entlastungsdreieck war außen durch dicke Platten von rothem Marmor geschlossen und ist innen noch jetzt mit niedrigen Quaderreihen vollständig ausgemauert, ein Beweis dafür, daß das Dreieck niemals als Lichtöffnung benutzt worden ist. Die obere Thürbreite beträgt 2,42 m, also nur 4 cm weniger als beim Atreusgrabe. Der ganze Thürsturz wird von drei Platten gebildet, in deren mittlerer die Zapfenlöcher der Thürflügel sichtbar sind. Der hintere Block bindet rechts und links weit ein, und an ihn schließt sich

[1] Vorrede zu Schliemann's „Tiryns" (1886).

eine ringsum laufende Steinschicht von gleicher Höhe, während die übrigen Ringe aus weit niedrigern, nahezu plattenförmigen Steinen bestehen. Die obern Schichten sind eingestürzt. An den Wänden sind keine Nagellöcher für Bronzeschmuck vorhanden. Auch fehlt in diesem Bau die Nebenkammer.

Vier weitere, noch von keinem Spaten berührte große Kuppelgräber liegen an dem westlichen und nordwestlichen Abhange desselben Stadthügels. Die Wölbung ist bei allen eingestürzt, und nur der obere Theil der Façade ragt aus der Erde auf. Bei den griechischen Ausgrabungen des Jahres 1888 fand sich unter einer Menge von einfachern kleinen Gräbern, welche im Gegensatz zu den großen Königsmausoleen offenbar die Gräber des Volkes darstellen, noch ein siebentes kleines Kuppelgrab, bei dem aber nur die Thür und das nächste Stück davor aus großen, Dromos und Kuppelraum aus kleinen einfachen Steinen hergestellt sind.

Außer diesen mykenischen kennen wir auf griechischem Boden nur noch fünf Tholosbauten, welche jetzt sämmtlich ausgegraben sind. Drei sind bereits in diesem und dem vorigen Kapitel erwähnt, die von Menidi [1], von Orchomenos [2] und von Vafio [3] bei Amyklä. Das vierte liegt am Heraion [4], 4 km südlich von Mykenä, und das letzte bei Volo (Dimini) [5] in Thessalien. Diese sind freilich zumeist nicht aus Quadern, sondern aus kleinern Steinen, ähnlich wie die Mauer von Troja (s. oben Abb. 33), gebaut, aber ihre Gestalt ist immer die gleiche, und auch die Einzelfunde spiegeln überall den gleichen Culturkreis wieder, den wir den mykenischen zu nennen uns gewöhnt haben. Damit stellt sich die Form dieser Grabanlagen als eine ausschließliche Eigenthümlichkeit jener hochentwickelten Periode dar. Adler möchte dieselbe aus Phrygien herleiten, wo nach Vitruv's Berichten die Thalbewohner in ähnlichen unterirdischen Räumen lebten. Sie schüfen sich dieselben,

[1] „Das Kuppelgrab bei Menidi, herausgegeben vom Deutschen arch. Institute" (Athen 1880). [2] und [3] Siehe unten Kapitel 5 und 6. [4] Athenische Mittheilungen, III (1878). [5] Ebendas., XII (1887).

heißt es, „indem sie die über der ausgehobenen Grube eines Erdhügels kegelförmig aufgestellten Pfosten oben zusammenbänden und mit Rohr und Reisig bedeckten, um einen möglichst großen Erdhaufen darüber zu schütten. Der Eingang werde durch eingegrabene Gänge von außen hergestellt, und solche Wohnungen seien im Winter sehr warm und im Sommer sehr kühl.“ Die Beziehung ist in der That auffallend; sie knüpft ein neues Band zwischen dem griechischen Osten und Westen. Daß die Wohnung der Todten der der Lebendigen nachgebildet wird, findet sich zu allen Zeiten, und gerade für die Todten kann noch immer nach Art der Väter gebaut werden, wenn die Söhne als Lebende längst in anders gestalteten Räumen hausen mögen.

3. Die Schachtgräber in ihrem äußern Befunde.

Nur wenige Schritte vom Löwenthor entfernt liegt rechts an dem zur obern Burg führenden Wege ein durch aufrecht stehende Platten eingefaßter Kreis, in welchem Schliemann im Jahre 1876 die berühmten Gräber mit ihrem erstaunlichen Goldreichthum gefunden hat. Ihrer fünf hat er selbst in wenigen Monaten freigelegt, und gleich nach seiner Abreise fand sich noch ein sechstes hinzu. Seine Ausgrabungen haben sich damals fast ganz auf diese Stelle beschränkt. Die in allen Theilen der Burg gegrabenen Versuchsschachte hatten hier die größte Schuttanhäufung und die Wahrscheinlichkeit einer guten Erhaltung der untersten Schichten erkennen lassen. Und schon die erste Disposition der Arbeit war eine sehr glückliche. Schliemann ließ „40 Schritt vom Löwenthor entfernt einen 113 Fuß langen und 113 Fuß breiten Einschnitt“ machen, grub also sofort in einem Quadrate, welches fast genau das Gräberrund deckt. So kamen schon nach wenigen Tagen die ersten Grabstelen ans Licht, und in den folgenden Wochen erschloß sich in der Tiefe eine Schatzkammer nach der andern.

Der Durchmesser des Kreises beträgt 26,50 m; seine Innen-

fläche war geebnet. Die Einfassung bilden zwei Plattenringe, welche etwa 1 m voneinander entfernt oben durch horizontal lagernde Platten verbunden werden. Der Zwischenraum war aber nicht wie jetzt hohl, sondern nach mehrfachen Anzeichen mit kleinen Steinen und Erde gefüllt, sodaß die jetzt allein erhaltenen Platten nur als die Verkleidung einer ursprünglich massiven Mauer zu betrachten sind (Abb. 148). Nach dem Löwenthor zu befindet sich ein Eingang von etwas über 2 m lichter Weite, dessen Seiten, ebenso construirt wie die ganze Einfassungsmauer, als breite Pfosten beiderseits über die Wandungen derselben vortreten. Dieser Ring steht in seinem östlichen Theile direct auf dem Felsen, im westlichen dagegen auf einer bis 4 m hohen geböschten cyklopischen Mauer, da hier der Berg stark abfällt. Die Platten sind im Osten gegen 1 m, im Westen auf der Unterstützungsmauer bis 1,50 m hoch. Am besten erhalten ist der nach der Höhe zu gelegene Theil, doch auch dieser nicht unversehrt. Unter dem Druck des von oben abgeschwemmten Schuttes neigten sich die Standplatten nach dem Kreisinnern zu, und die Deckplatten fielen herunter. Schliemann hielt diese schiefe Stellung für die ursprüngliche, faßte die Einhegung als eine ringsumlaufende Bank auf und erklärte danach die ganze Anlage für die Agora des alten Mykenä, den Versammlungsort der Männer zu Rath und Gericht. Dem widerspricht aber vor allem, daß die Schranken für Sitze viel zu hoch sind — 1 bis 1,50 m statt etwa 0,45 m; auch haben sie sicher senkrecht gestanden, denn an den Seiten- wie an den Deckplatten sind alle Kanten rechtwinkelig geschnitten. Und schließlich hatte, wie wir später sehen werden, die Burg von Mykenä überhaupt nicht wie spätere Griechenstädte eine besondere Agora, sondern umfaßte nur die Wohnung des Königs mit allem Zubehör, ebenso wie die Burg des Alkinoos, welcher, um sein Volk zu versammeln, hinuntergeht „zu der Phäaken Markte, der bei den Schiffen erbaut war".

Da sich nun auf dem Niveau des Plattenringes keine Spur irgendwelcher alten Baulichkeiten gefunden hat, was um so mehr

148. Blick auf das Gräberrund. S. 184.

auffallen muß, als die ganze übrige Burg mit Resten von solchen übersäet ist, so kann der Ring nur mit Rücksicht auf die darunterliegenden Gräber angelegt sein. Es wurde schon gesagt, daß sein Niveau sich im Westen sehr beträchtlich über den gewachsenen Felsen erhebt, während es im Osten mit demselben gleich ist. Die Gräber aber liegen nicht in der bis zum Ringniveau ansteigenden Erdschicht, sondern sind alle unten in den Felsen eingeschnitten. Es erwächst demnach die Frage, ob diese Erdschicht von Anfang an sich über den Gräbern befunden hat oder ob die letzteren etwa anfangs frei am Felsenhange gelegen haben und dann vielleicht auch die Grabmonumente, welche sich in der Erdschicht fanden, ein Altar und eine Reihe höchst interessanter Stelen, schon hier errichtet waren.

Als selbstverständlich wird es gelten können, daß der Plattenring nicht erst allein stand, sondern mit ihm zugleich die große Anschüttung und Ebnung des Rundes geschaffen wurde. Ist schon an sich nicht einzusehen, warum man die Einfassung im Westen auf eine große Grundmauer stellte, wenn nicht auch im Innern eine ebene Fläche hergestellt wurde, so zeigt daneben die rohe Bauart jener Grundmauer, daß dieselbe nie bestimmt war, im Lichte der Sonne gesehen zu werden. Nun schneidet der Umfassungsring, wie der Plan zeigt, je eine Ecke der Gräber V und VI, was wol nicht der Fall sein würde, wenn er mit seiner Fundirungsmauer älter wäre als diese Gräber. Dabei stehen aber die Grabstelen in einem sehr engen Verhältniß zu den Gräbern unter ihnen: die des fünften Grabes [1] zeigen gemäß

[1] In Bezug auf die Zählung der Gräber weichen Schliemann und Stamatakis, der den Schliemann'schen Ausgrabungen als Commissar beiwohnte und das mykenische Museum in Athen eingerichtet hat, voneinander ab. Schliemann zählt als erstes Grab dasjenige, welches nach seinem obern Rande zuerst als Grab erkannt wurde, Stamatakis nennt dasselbe das fünfte, weil die Ausgrabung in ihm unterbrochen und sein Inhalt erst nach Leerung der vier andern Gräber gehoben wurde. Obgleich an und für sich natürlich die eine Zählung so gut ist wie die andere, haben wir doch geglaubt, der von Stamatakis folgen zu müssen, weil diese im athenischen Museum durchgeführt

der Ausstattung desselben eine weit reichere Ornamentik als die des zweiten, und die der Frauengräber sind die allereinfachsten. Deshalb habe ich früher geglaubt, daß die Stelen schon unten an den Gräbern errichtet und später durch die Anschüttung erst zugedeckt worden seien, bin aber durch eine Beobachtung an Ort und Stelle und durch andere von Reisch[1] vorgebrachte Gegengründe bekehrt worden. Zu Mykenä sah ich, daß die Stelen aus demselben rohen porösen Muschelkalk bestehen wie die Platten des Ringes, einem Material, das sonst gar nicht mehr auf der Burg verwandt ist. Reisch hat darauf verwiesen, daß die Tiefenlage der Denkmäler unter dem Plattenringe durchaus dem Maße entspreche, in welchem dieselben durch den Einsturz der Gräber, über welchen sie standen, näher an den Grabesrand herangezogen wurden. Nach Schliemann's Angaben erhob sich über dem Niveau des Plattenringes bei Beginn der Ausgrabungen eine etwa 3,50 m starke Schicht von der obern Terrasse herabgeschwemmten Schuttes. „Der Altar", sagt Schliemann, „befand sich genau über dem Mittelpunkt des vierten Grabes"; er bestand aus einem „beinahe kreisförmigen cyklopischen Mauerwerk mit einer großen runden Oeffnung in Form eines Brunnens (vgl. Abb. 149), war 4 Fuß hoch, maß 7 Fuß von Norden nach Süden und $5\frac{1}{4}$ von Osten nach Westen." Dieser „Altar" war also eine eben solche Opfergrube wie das in Tiryns im Vorhofe des Palastes erhaltene kleine Bauwerk. Dieses Denkmal nun befand sich „20 Fuß unter der frühern Oberfläche des Berges". Die letztere aber erhob sich, wie vorhin bereits gesagt wurde, an den stärksten Stellen 3,50 m, das ist gegen 12 Fuß über das Niveau des Plattenkreises. Es bleibt also

und inzwischen auch von der Wissenschaft angenommen ist (z. B. in Furtwängler-Löschcke's „Mykenische Thongefäße"). Danach ist

unser I. Grab bei Schliemann das zweite
„ II. „ „ „ „ fünfte
„ V. „ „ „ „ erste

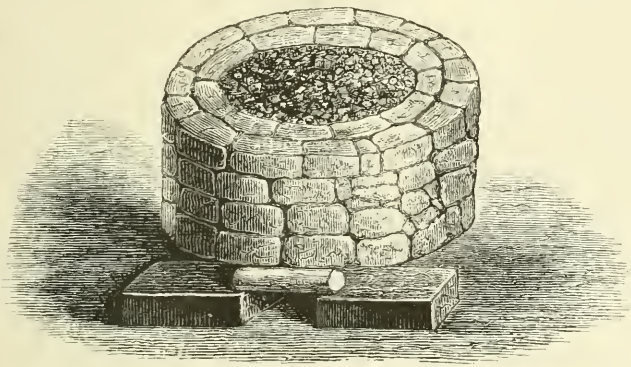
das III., IV. und VI. Grab trägt auch bei Schliemann dieselbe Bezeichnung.

[1] Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1891, S. 228 fg.

eine Differenz von mindestens 8 Fuß, welche der Altar niedriger lag als der Plattenkreisboden.

Ebenso läßt sich die Höhenlage des Altars über dem Grabe berechnen. Der Boden des letztern lag nach Schliemann 33 Fuß tief; der Altar mit seiner Tiefe von 20 Fuß lag demnach 13 Fuß höher. Die Ränder des Grabes erhoben sich aber bis 10 Fuß hoch; zwischen ihnen und dem Altar war also noch ein Abstand von 3 Fuß.

Die Stelen sind nach Schliemann durchweg 4 m tief gefunden worden, und befanden sich also nur $^1/_2$ m unter dem



149. Altar über dem vierten Grabe.

Plattenkreise. Es ist demnach anzunehmen, daß der Altar wie die Stelen erst mit dem Plattenkreise in dessen Rund errichtet worden sind. Dieser selbst scheint erst angelegt zu sein, als wenigstens einzelne der Gräber bereits bestanden; aber es ist sehr wohl möglich, wie wir später sehen werden, daß in andern noch weiter begraben wurde und Stelen und Altar erst nach und nach errichtet wurden. Jedenfalls erhält durch sie der Kreis erst seine wahre Bedeutung als die heilige Stätte, an welcher die Denkmäler der Verstorbenen standen und ihnen fortdauernd Opferspenden gebracht wurden.

Die Gräber sind senkrecht in den Felsen eingeschnitten. Die Wände sind zwar meist in ihrem obern Theil abgebröckelt, aber bei Grab I und V zeigen sie doch, daß sie 3—5 m hoch waren.

Die Böden liegen alle horizontal, aber in verschiedenem Niveau je nach der Lage des Grabes am Abhang. Der Grundriß ist bei jedem Grabe viereckig, aber von ganz verschiedener Größe, bei dem kleinsten II mißt er 2,75 : 3 m, bei dem größten IV 5 : 6,75 m; dem entsprechend barg jenes auch nur eine Leiche, dieses ihrer fünf.

Das Innere der Gräber stellte sich nach Schliemann's Bericht folgendermaßen dar. Die Wände waren mit einer Mauer aus kleinen Bruchsteinen und Lehm verkleidet, welche verschieden hoch, im V. Grabe bis 7 Fuß 8 Zoll, erhalten gewesen ist. An diese Mauer waren unzählige Schieferplatten gelehnt, von denen auch viele kreuz und quer über den Leichen lagen. Schliemann hielt sie alle für die Verkleidung der Lehmmauern. Die Leichen selbst waren auf einer Lage von kleinen Bachkieseln gebettet, mit überreichen Beigaben von Schmuck, Geräth und Waffen ausgestattet und von einer Schicht feinen Lehms überdeckt. An den Wandmauern bemerkte Schliemann rauchgeschwärzte Stellen und schloß daraus, sowie aus dem Vorkommen einiger Asche und vielen unverbrannten Holzes, daß innerhalb des Grabes eine Verbrennung stattgefunden habe. Unmittelbar auf den Bachkieseln, die als luftdurchlassender Rost gedient hätten, meinte er, sei ein Scheiterhaufen errichtet und auf diesem seien die Leichen verbrannt worden. Da aber bei der Ausgrabung Theile der Körper in mumienartigem Zustande aufgedeckt wurden, auch das Geräth durchweg gar nicht gelitten hat und selbst viele Holzstücke unversehrt geblieben sind, nahm er an, daß gewissermaßen pro forma nur ein geringes Feuer angezündet worden sei, das weder die Körper noch ihre Ausrüstung ganz habe verzehren können.

Der Raum über den Leichen war bei allen Gräbern mit Schutt angefüllt, und da sich keine Spur eines einstigen künstlichen Verschlusses zeigte, glaubte Schliemann, die Zuschüttung sei gleich bei der Bestattung erfolgt. Dabei sträubte sich sein Gefühl mit Recht gegen den Gedanken, daß zur Aufnahme einer neuen Leiche das Grab wieder aufgewühlt worden wäre, und aus der Combination dieser beiden Dinge, der Nothwendig-

keit einer Schließung des Grabes nach der Beisetzung der ersten Leiche und der aus der Art dieser Schließung, nämlich der Zuschüttung, folgenden Unmöglichkeit einer Wiedereröffnung erwuchs ihm die Ueberzeugung, daß die Leichen eines und desselben Grabes immer gleichzeitig bestattet sein müßten. Aus der großen Uebereinstimmung in der Ausstattung der Gräber, in den Beigaben der Todten, in der Ornamentation der Geräthe, schloß er dann weiter, daß auch die Gräber untereinander zeitlich nicht getrennt werden könnten, sondern in der ganzen Anlage ein großes Massenbegräbniß zu erkennen sei. Die reichen Beigaben deuteten auf vornehmen königlichen Stand der Bestatteten; einige nicht zu verkennende Zeichen von Unordnung, wie die eigenthümliche Zusammendrückung eines Leichnams, dem der Kopf auf die Brust gepreßt war, und Aehnliches mußte als Beweis für ein hastiges und liebloses Begräbniß gelten.

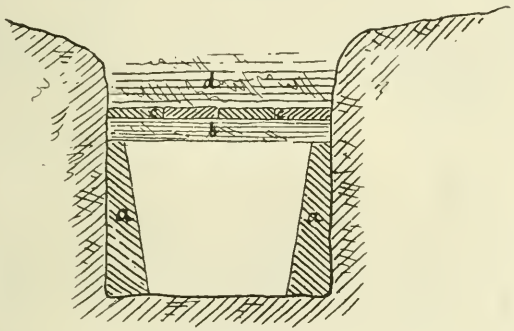
So glaubte Schliemann nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß er die Gräber Agamemnon's und seiner Begleiter wiederentdeckt habe. Die bekannte Sage von dem tragischen Geschick des obersten Griechenführers, der bei seiner Rückkehr aus dem trojanischen Kriege Thron und Gemahlin im Besitz eines andern findet und von diesem meuchlings getödtet wird, schien den reichen und doch nachlässigen Zustand der Gräber treffend zu erklären. Und nun erst die auffällige Uebereinstimmung mit Pausanias, der in Mykenä fünf Gräber Agamemnon's und seiner Begleiter gesehen haben will und ausdrücklich sagt, dieselben lägen innerhalb der Mauern! Schon in dem Büchlein, das seine ersten Reisen und Forschungen behandelt (1869), hatte es Schliemann ausgesprochen, daß unter jener „Mauer" nicht die Umwallung der Unterstadt, wie man bisher angenommen hatte, sondern die Befestigung der Burg zu verstehen sei. Er unternahm seine mykenischen Ausgrabungen nur zu dem Zwecke, um die von Pausanias erwähnten fünf Königsgräber wiederzufinden, und als dann gleich in den ersten Monaten fünf offenbar zusammengehörige Gräber zu Tage kamen mit einem Reich-

thum und einer Pracht, wie sie nur je ein stolzes Königsgeschlecht entfaltet hat, da mußte die Uebereinstimmung mit Schliemann's Auslegung jenes antiken Zeugnisses in der That eine verblüffende Wirkung üben. Die kritischen deutschen Philologen lächelten zwar über den Schwärmer, der den leibhaftigen Agamemnon mit Scepter und Schwert wiedergefunden haben wollte, aber der leichter sich begeisternde Dilettantismus gerieth, besonders in England, in große Erregung; er folgte gern und eifrig den Fußstapfen des großen Entdeckers und hat sich durch die Feder des great old man, welcher die Vorrede zu Schliemann's „Mykenä" schrieb, ein bleibendes Denkmal geschaffen. Um ein eigenes Urtheil zu gewinnen in dieser großen Frage, müssen wir die Beweisgründe, aus denen Schliemann's Hypothese sich aufbaut, einer scharfen Musterung unterziehen. Dieselben sondern sich in zwei Theile: die Art des Begräbnisses und die Aussage des Pausanias.

Daß die sämmtlichen Leichen gleichzeitig bestattet seien, hat eigentlich niemand Schliemann zugeben mögen, aber daß die Gräber sofort nach der Beisetzung der Körper zugeschüttet wurden, haben alle geglaubt und dabei die Unwahrscheinlichkeit einer öftern Wiederaufwühlung um so eher in den Kauf genommen, als Schliemann selbst bei einer Leiche eine spätere Berührung und theilweise Beraubung glaubte constatiren zu müssen. Erst kürzlich ist es Dörpfeld, dessen treues Zusammenarbeiten mit Schliemann der Wissenschaft so manche schöne Frucht gebracht hat, gelungen, auch in diesem Punkte neues Licht zu schaffen. In mündlichem Gespräche erkundigte er sich besonders nach den Fundumständen der unregelmäßigen Platten, mit denen Schliemann die Wände der Gräber verkleidet dachte, und als er hörte, daß eine derselben sogar auf einer Leiche gestanden habe, wurde ihm klar, daß die Unordnung in den Gräbern nicht von einem nachlässigen Begräbniß, sondern von dem Einsturz des Deckenverschlusses herrühre, den jene großen Platten gebildet haben mußten; die kleinern von ihnen mögen thatsächlich auch zur Verkleidung der Wände benutzt sein. Die vielen

wohlerhaltenen Holztheile fanden zugleich mit dieser Auffassung ihre Erklärung: quer über dem Grabe hatten ein oder zwei starke Balken gelegen, welche die Platten trugen (Abb. 150); als die Balken verfaulten, stürzte die Decke ein; die Platten klappten größtentheils an der Wand herunter und blieben so stehen, zum Theil auch kamen sie auf die Leichen zu liegen; der ganze Raum aber füllte sich mit der Erde, welche sich über der Grabdecke bis zum Niveau des Plattenringes hinauf befand.

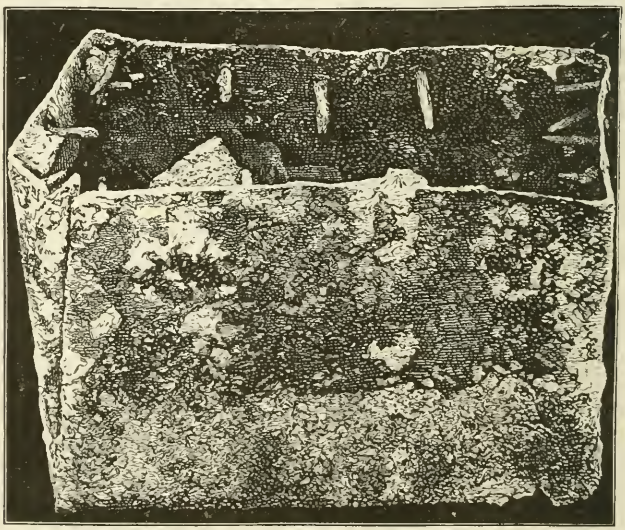
Bei meiner Durchmusterung des Museums fand ich denn auch unter den Fundstücken des dritten Grabes die Bronzebeschläge,



150. Querschnitt eines Grabes.
a. Seitenmauern; b. Balken; c. Steinplatten; d. Erdschüttung.

mit denen die Köpfe der Deckbalken verkleidet gewesen waren. Es sind die von Schliemann erwähnten „vier kleinen Kistchen von starkem Kupferblech", von denen eins in Abb. 151 dargestellt ist. Jedes derselben ist 0,25 m lang, 0,125 m hoch und 0,11 m breit und mit ziemlich wohlerhaltenem Holze gefüllt, das durch eine große Menge allseitig eingetriebener starker Kupfernägel befestigt war. Die Ränder sind nicht gelöthet, sondern zusammengehämmert. Schliemann fand für diese „Kistchen" nur die Erklärung, daß sie „den Todten und vielleicht auch den Lebenden als Kopfkissen gedient haben", ähnlich wie in ägyptischen Gräbern Kopfkissen von Marmor oder Alabaster gefunden

worden seien. Er fügt aber ausdrücklich hinzu, daß von den Kistchen keins unter einem der Köpfe gefunden sei. Wir werden unsere neue Erklärung der Stücke nicht besonders zu vertheidigen brauchen. Nur wenn ein Balken in dem Hohlraum steckte, werden die mit so vielen Nägeln befestigten Holzreste verständlich. Daß solche Verkleidungen sich nur im dritten Grabe gefunden haben, steht wol in Zusammenhang mit der ganzen prunkvollen Ausstattung gerade dieses Grabes. Die Beigaben



151. Kupferne Verkleidung des Balkenkopfes (Größe ungefähr 3:10).

sind hier die reichsten, die Ornamentation der Geräthe ist die entwickeltste. So that man auch für den Verschluß mehr als sonst.

Der Vergleich mit den später in den Kuppelbauten angelegten Gräbern kann diese ganze Auffassung nur bestätigen. In Amyklä ist in die Tholos ein Grab eingeschachtet, das ebenfalls seitlich durch Aufmauerung verkleidet und oben mit Platten überdeckt ist, und das gleiche Schema läßt sich in der Construction der Nebenkammer des orchomenischen Grabes erkennen.

Durch dies alles erweist sich nun ein Hauptpunkt in der bisherigen Auffassung der mykenischen Bestattungsweise als ein Irrthum. Die Gräber sind nicht gleich nach der Beisetzung der Leichen oder gar jeder einzelnen Leiche zugeschüttet, sondern sorgfältig mit Platten geschlossen worden, sodaß ein hoher Hohlraum in denselben blieb. Die Lehmdecke, welche Schliemann über den Körpern fand, ist, wie schon Dörpfeld bemerkt hat, von der durch die Erdschichten herabsickernden Feuchtigkeit angeschwemmt worden. Die tief unten liegenden Balkenköpfe beweisen, daß noch kein Schutt sich im Grabe befand, als die Decke einstürzte. Alles was über der Lehmschicht lag, ist erst bei jenem Einsturz hineingekommen. Es war eine vielfach mit kleinen Knochengeräthen und Topfscherben durchsetzte Masse, zum Theil aber auch, wie Schliemann des öftern erwähnt, „gemischt mit natürlicher Erde, die von anderswo dorthin gebracht war"; ja das erste Grab soll sogar ganz mit solcher einfachen Erde gefüllt gewesen sein.

Schliemann's Vorstellung von einem eiligen und unehrerbietigen Begräbniß, eine der Stützen seiner Agamemnon-Theorie, wird nun ebenfalls hinfällig, da die Unordnung im Grabe, die Verrückung und Zusammendrückung der Leichen auf den Einsturz der Decke zurückzuführen ist. Weiterhin fehlt jetzt auch jeder Grund für die Annahme einer gleichzeitigen Bestattung der Leichen. Wenn die Gräber ebenso wie unsere heutigen Familiengrüfte durch Platten geschlossen waren, ja wenn über diesen vielleicht noch ein weiterer Hohlraum construirt war, wie man ihn bereits über der so gleichartig angelegten und überdeckten Kammer zu Orchomenos glaubte annehmen zu dürfen, so war geradezu ein Zugang offen gelassen und jede neue Beisetzung konnte ohne Schwierigkeit stattfinden. Wir werden demnach bei der Betrachtung der Gräberfunde ein besonderes Augenmerk darauf richten dürfen, ob in Bezug auf die Ausstattung etwa zwischen den einzelnen Gräbern oder gar zwischen den Leichen eines und desselben Grabes Unterschiede

vorhanden sind, die auf einen zeitlichen Abstand schließen lassen.

So gut wie sicher zu beantworten ist jetzt die Frage, ob eine Verbrennung der Leichen stattgefunden habe oder nicht. Einige schwarzgraue Häufchen pulverisirten Stoffes, die im athenischen Museum aufbewahrt werden, scheinen in der That Asche zu sein. Auch in verwandten Gräbern beim Heraion sowie in Spata und Volo ist Asche gefunden worden. Aber überall scheinen nicht die Leichen selbst verbrannt zu sein. In der Beschreibung der Gräber am Palamidi bei Nauplia hebt Lolling [1] ausdrücklich hervor, „daß die Todten in denselben als unversehrte Leichen beigesetzt sind und an eine Verbrennung der Leichen nicht zu denken ist". Trotzdem haben sich gerade dort sehr starke Brandspuren an zwei Gefäßen gefunden und „in dem Raum zwischen den Fundstellen dieser beiden Vasen auf dem freigebliebenen Streifen zu Häupten der Todten lagen dünn gesäet Knochen, die von Schafen oder Ziegen herrühren, solche waren vereinzelt auch über die Stätten der Leichname zerstreut; diese Thierknochen, sowie die beiden Vasen sind offenbar von den Todtenopfern her zu den Leichnamen gelegt worden". In ähnlicher Weise mögen auch in Mykenä Brandopfer stattgefunden haben und die Reste davon ins Grab gestreut sein. Da aber die Skelette auch hier unversehrt, ja noch mit vertrocknetem Fleisch und Hauttheilen daran gefunden sind, so werden wir auch für sie Begrabung und nicht Verbrennung anzunehmen haben. Daß diese Bestattungsart von der bei Homer allgemein herrschenden Gewohnheit der Todtenverbrennung abweicht, darf uns nicht wundern. Noch im Gedächtniß der spätern Griechen lebte die Erinnerung an eine ursprüngliche Begrabungssitte. Herodot, Pausanias, Plutarch stellen sich die Ueberreste des Pelops, des Theseus, sowie auch des Protesilaos und Orestes nicht in Aschenform, sondern als vollständige Skelette vor.

[1] Athenische Mittheilungen, V (1880), S. 155.

Wir kommen zu dem letzten und wichtigsten Beweisstück der Schliemann'schen Theorie, zu der Frage, ob die von ihm aufgedeckten Gräber wirklich dieselben sind, welche Pausanias als Gräber Agamemnon's und seiner Begleiter sah, d. h. welche die Volkstradition seiner Zeit jenen Helden zuschrieb. Auf Grund der voraufgegangenen Untersuchungen läßt sich diese Frage jetzt mit Sicherheit entscheiden. Die ganze Stelle in der Beschreibung von Mykenä lautet bei Pausanias (II, 16, 4) folgendermaßen: „Es sind noch mehrfache Reste von der Befestigung erhalten, darunter auch das Thor. Ueber demselben stehen Löwen. Auch diese Bauten werden den Cyklopen zugeschrieben, die für Proitos die Mauer in Tiryns aufgeführt haben. Auf dem Trümmerfelde von Mykenä befinden sich die Quelle Perseia und unterirdische Räume des Atreus und seiner Söhne, die als Schatzhäuser benutzt wurden. Auch das Grab des Atreus ist da, sowie derer, die mit Agamemnon von Ilion kommend von Aigisthos beim Mahle erschlagen wurden. Das Grabmal der Kassandra halten zwar die Lakedaimonier von Amyklä nicht für echt; ein anderes ist das des Agamemnon, dann folgt das des Wagenlenkers Eurymedon und ein gemeinsames für Teledamos und Pelops — denn diese sollen Zwillingssöhne der Kassandra gewesen sein; als ganz kleine Kinder schlachtete sie Aigisthos sammt ihren Aeltern —, schließlich das der Elektra. Diese hatte Orestes dem Pylades zur Frau gegeben; Hellanikos sagt, Pylades habe zwei Knaben, Medon und Strophios, von Elektra gehabt. Klytämnestra aber und Aigisthos liegen etwas abseits von der Mauer begraben, der Bestattung innerhalb derselben, wo Agamemnon und die Seinen ruhen, wurden sie nicht würdig gehalten."

Stellen wir zunächst fest, wieviel Gräber Pausanias gesehen hat. „Das Grabmal der Kassandra halten die Amyklaer nicht für echt", oder wörtlicher übersetzt: „Das Grabmal der Kassandra zweifeln die Amyklaer an", sagt der Perieget. Das ist aber doch so zu verstehen, daß Amyklä Anspruch darauf machte,

das echte Grab der Kassandra zu besitzen, und deshalb das in Mykenä gezeigte nicht gelten lassen wollte. Auf alle Fälle wurde doch in Mykenä ein Grab der Kassandra gezeigt, und mit Unrecht hat daher Adler dieses Grab nicht mitgerechnet. Mit ebenso viel Unrecht behandelt Schliemann das Grab des Atreus als nicht vorhanden. Beide lassen Pausanias nur von fünf Gräbern sprechen, während er zweifellos ihrer sechs nennt, nämlich 1) des Atreus, 2) der Kassandra, 3) des Agamemnon, 4) des Eurymedon, 5) des Teledamos und Pelops, 6) der Elektra. Da nun zu den fünf von Schliemann gefundenen Gräbern nach Schluß seiner Ausgrabungen noch ein sechstes hinzugekommen ist, so würden die Zahlen der von Pausanias gesehenen und der noch heute vorhandenen Gräber ja wieder ebenso gut zusammenstimmen wie vorher. Schliemann hatte bekanntlich aus der Pausanias-Stelle herausgelesen, daß die Gräber innerhalb der Burgmauer lägen. Er hatte die Mauer, von der es heißt, daß Klytämnestra und Aigisthos ein Stück von ihr entfernt, Agamemnon und die Seinen aber innerhalb derselben bestattet seien, für dieselbe gehalten, von deren Ueberresten und Thor im Anfang gesprochen wird. Diese Interpretation, die an sich sehr wohl möglich wäre, war von den Gelehrten bis dahin nur deshalb nicht angenommen worden, weil ein Begräbniß innerhalb der Burg ganz unglaublich schien. Freilich können wir sie auch jetzt nicht gutheißen. Denn ist es wol denkbar, daß, nachdem die Burg seit dem Jahre 468 v. Chr. zerstört und verödet gelegen hatte, noch zur Zeit der Antonine die Stelle und die Zahl der Schachtgräber sollte äußerlich kenntlich, daß überhaupt noch ein Bewußtsein von ihrer Existenz sollte vorhanden gewesen sein? Der Plattenring ist der Zuschwemmung von den überhängenden Terrassen so sehr ausgesetzt, daß von seiner Einfassung zu Pausanias' Zeit gewiß kein Stein mehr sichtbar gewesen ist. Schliemann erkannte richtig aus einigen Fundstücken vom Gipfel der Burg eine kurze Wiederbewohnung der Stadt in hellenistischer Zeit; es fanden sich dort gutgriechische Stücke

durch eine tiefe Schuttschicht von den Resten der großen vorausgegangenen Epoche getrennt. Er selbst zieht daraus für die „Agora", d. i. den Plattenring, den Schluß, daß Euripides, der dieselbe jedenfalls aus eigener Anschauung gekannt habe, sie schon in seiner Jugend, bald nach der Einnahme der Stadt durch die Argiver, besucht haben müsse, denn später, gegen das Jahr 400 hin, sei die Schuttanhäufung schon zu groß gewesen. Wenn sich schon Euripides so beeilen mußte, um noch etwas von der berühmten Stelle zu sehen, dann dürfte Pausanias sehr post festum gekommen sein.

Es ist demnach nicht daran zu denken, daß Pausanias die Schachtgräber oder ihre runde Einhegung mit Augen gesehen habe. Aber wie, wenn er das Verfahren angewendet hätte, welches man auch in manchen andern Beschreibungen bei ihm beobachtet zu haben glaubt, daß er nämlich Dinge erwähnt, welche er gar nicht selbst gesehen, sondern ältern schriftlichen Quellen entnommen hat? Belger[1] sucht auf diese Weise die Erwähnung der Agamemnon-Gräber zu erklären und betrachtet als Gewährsmann des Pausanias den Hellenikos, der, ein Vorgänger Herodot's, Mykenä vor seiner Zerstörung durch die Argiver besucht und die Gräberstelle gesehen haben könne. Aber gerade die Beschreibung von Mykenä trägt bei Pausanias ganz den Charakter des Selbstgesehenen. Die wenigen Dinge, welche er nennt, Befestigungsmauer, Thor, Quelle, Schatzhäuser müssen in der That damals zu sehen gewesen sein, ebenso gut wie sie es immer schon vor den Schliemann'schen Ausgrabungen waren. Belger selbst kann sich denn auch der Annahme nicht entziehen, daß Pausanias Mykenä besucht habe und jene Dinge aus eigenem Anschauen schildere. Für die Erwähnung der Gräber nach einer literarischen Quelle bleibt ihm nur die eigenthümliche Erklärung, daß Pausanias durch irgendeinen Zufall das Innere der

[1] „Beiträge zur Kenntniß der griechischen Kuppelgräber." Programm des Friedrichs-Gymnasium zu Berlin 1887.

Burg nicht betreten und somit die Lücke im Reisebuche zu Hause aus seiner Bibliothek ergänzt habe. Diese Erklärung ist aber so künstlich und unglaubhaft, daß an ihr wol die ganze Auffassung zu nichte wird.

Wo hat nun aber Pausanias seine Gräber gesehen, wenn nicht auf der Burg in dem Plattenkreise? Wol zweifellos in der Unterstadt in den Kuppelbauten, welche zu aller Zeit als die hervorragendsten Denkmäler auf dem Boden der alten Stadt dastanden, und an welche die Tradition des Volkes am ehesten die Namen der alten Helden anknüpfen konnte. Grade daß Pausanias sechs Gräber erwähnt und auch eben sechs große Kuppelbauten in Mykenä vorhanden sind, empfiehlt diese Annahme außerordentlich. Die Amyklaer, sagt er, machten Anspruch auf ein Begräbniß aus dem agamemnonischen Kreise, und wieder gibt es nur ein Kuppelgrab in der Nähe von Amyklä, das kürzlich geöffnet in jedem Stück seine Zugehörigkeit zu der mykenischen Culturperiode bewiesen hat.

Freilich zeigt sich, daß Pausanias an andern Stellen dieselben Bauten für Schatzhäuser hält. Bei seiner Besprechung von Orchomenos spricht er von dem Schatzhause des Minyas und beschreibt als solches die Tholos, welche Schliemann im Jahre 1881 aufgedeckt hat. „Minyas", sagt er (IX, 38), „hatte so große Einkünfte, daß er an Reichthum alle frühern Menschen übertraf; soviel wir wissen, war er der erste, der zur Aufbewahrung seiner Schätze ein Schatzhaus baute." Und ferner: „Das Schatzhaus des Minyas, welches ein Wunderwerk ist und keinem Gebäude in Griechenland oder anderswo nachsteht, hat folgende Bauart. Es ist ein runder Bau aus Stein, der sich oben etwas stumpf zuspitzt; man sagt, daß der oberste Stein das ganze Gebäude zusammenhält."

Wir werden also annehmen müssen, daß Pausanias dieselben Bauten bald zu dem einen, bald zu dem andern Zwecke angelegt dachte, und so in Mykenä neben den großen Kuppelbauten, die noch als Gräber galten, als Schatzhäuser sich

vielleicht einige der unterirdisch in den Fels geschnittenen Volksgräber hat zeigen lassen. Unser Hauptresultat ist jedenfalls, daß die sechs Gräber, welche dem Pausanias als die des Agamemnon und seiner Genossen gezeigt wurden, die Kuppelbauten waren, und daß er die Schachtgräber auf der Burg auf keinen Fall gesehen haben kann.

Wohlverstanden ist aber hiermit über die Frage, ob dieselben überhaupt etwas mit Agamemnon zu thun haben, noch nicht das letzte Wort gesprochen. Als die Schachtgräber verschüttet und in Vergessenheit gerathen waren, fand der Volksglaube für den Namen der großen Helden keinen andern thatsächlichen Anhalt als die Bauten, welche in der Unterstadt noch alles überdauerten. Es könnte ja aber sein, daß diese Uebertragung eine irrthümliche wäre, daß man den Namen des bekanntesten Herrschers eher mit der ältern einfachen als mit der jüngern prunkvollen Anlage in Beziehung zu bringen hätte. Ob eine solche Entscheidung je wird getroffen werden können, steht dahin. Der Name Agamemnon's, wenn er überhaupt je einer bestimmten historischen Persönlichkeit angehört hat, hat so sehr den gesammten Ruhm der langen mykenischen Culturperiode aufgesogen, daß man schwer wird entscheiden können, ob der Schatten, den seine Größe wirft, seine Vorgänger oder seine Nachfolger verdeckt.

---

4. Die Grabstelen.

Die über den Gräbern gefundenen Stelen bestehen aus einem porösen graubraunen Kalkstein und sind durchschnittlich gegen 1,50 m hoch und etwa 1 m breit, dabei immer oben etwas schmäler als unten. Ein Theil von ihnen ist mit Darstellungen in flachem Relief geschmückt, der andere zeigt überall

nur die glatt bearbeitete Steinfläche. Man hat bisher wegen des Vorhandenseins von sculpirten und unsculpirten Stelen eine verschiedene Entstehungszeit dieser Grabeszeichen angenommen und gemeint, die rohern unsculpirten seien später einmal durch die sculpirten ersetzt worden. Diese Annahme kann indeß einer nähern Untersuchung nicht Stand halten. Schliemann berichtet, daß er fast bei jedem Grabe 1—3 Fuß unter den noch aufrechtstehenden Stelen unsculpirte Platten in verschiedener Lage, bald horizontal, bald schräg liegend gefunden habe. Bei Grab II und V trugen die oben stehenden Platten Reliefschmuck; hier könnten also die unten liegenden in der That ihre Vorgänger gewesen sein. Anders aber ist das Verhältniß bei den Gräbern I und III. Die Stelen, welche auf diesen standen, waren selbst unsculpirt, und trotzdem fanden sich unter ihnen die gleichen Platten wie bei Grab II und V. Schliemann beschreibt die Verhältnisse über dem III. Grabe folgendermaßen: „Die beiden unsculpirten Grabsteine waren mit großen horizontalen Platten ausgezeichnet befestigt, sodaß sie nicht ohne die größte Anstrengung herausgenommen werden konnten. 2 Fuß unterhalb derselben fand ich zwei große horizontal liegende Platten in Form von Grabstelen. In einer Tiefe von 5 Fuß unterhalb der obern Grabsteine deckte ich noch drei weitere große Platten auf, wovon die eine lag und die beiden andern standen."

Nach der neuen Dörpfeld'schen Theorie von der Art des Grabverschlusses werden wir heute nicht mehr alle diese Steine für einstige Grabstelen halten, sondern die tiefer gelegenen als Theile der Grabesdecke auffassen dürfen. Damit wird Raum gewonnen für eine andersartige Erklärung des Verhältnisses zwischen sculpirten und unsculpirten Stelen, wie sie sich aus der nähern Betrachtung der Fundorte dieser Steine denn auch ohne Zwang ergibt.

Schliemann hat die ersten drei sculpirten Stelen über dem V. Grabe gefunden. Sie standen alle drei aufrecht, in einer Linie,

nur 1 oder $1^1/_2$ Fuß voneinander entfernt, mit der sculpirten Seite nach Westen gewendet. In derselben Linie, 10 Fuß weiter südlich, fand sich eine vierte sculpirte Stele über dem II. Grabe. Wieder in derselben Linie weiter stand, nur $1^1/_2$ Fuß von der letzten sculpirten entfernt, die erste unsculpirte Stele. Da das II. Grab nur eine Leiche enthielt, wird es auch nur eine Stele getragen haben, also die vierte sculpirte, sodaß die folgende unsculpirte schon zu dem dicht daneben liegenden IV. Grabe gehören dürfte. Ueber dem IV. Grabe werden sonst keine Stelen erwähnt.

Es folgen nun die übrigen unsculpirten Stelen. Ihrer zwei entdeckte Schliemann 23 Fuß östlich von den ersten drei sculpirten. Hier liegt das I. Grab. Von da aber 40 Fuß südlich fand er über dem III. Grabe abermals zwei. Alle standen wie die sculpirten aufrecht und mit der Fläche nach Westen.

Im ganzen fanden sich demnach sculpirte Stelen über dem II. und V., unsculpirte über dem I., III. und IV. Grabe. Aus dem Inhalt der Gräber wird sich uns später ergeben, daß in dem II. und V. Grabe Männer, im I. und III. dagegen Frauen und im IV. Männer und Frauen bestattet waren. Somit weist alles darauf hin, daß nur die Gräber der Männer mit sculpirten Stelen bezeichnet waren, deren Reliefs auch ausschließlich Männerthaten darstellen, während die der Frauen bescheidene glatte Steine trugen.

Wir wenden uns nun zu dem Reliefschmuck der sculpirten Stelen. Die zuerst gefundenen und besterhaltenen drei Stücke (Abb. 152, 153, 154) zeigen neben künstlich verschlungenen Spiralornamenten eine bildliche Darstellung, die Thätigkeit des Verstorbenen vergegenwärtigend. Bei 152 und 153 sehen wir den viereckig umrahmten Obertheil der Stele durch eine Querleiste in zwei Felder zerlegt, von denen einmal die untere, das andere mal die obere für die bildliche Darstellung benutzt und die übrigbleibende durch Spiralverzierungen ausgefüllt ist.

Den Mittelpunkt der Darstellung bildet auf allen drei

Stücken ein von einem Manne besetzter und von einem galoppirenden Pferde bespannter Streit- oder Jagdwagen. Der Wagen

152. Grabstele vom V. Grabe (Größe ungefähr 1 : 10).

erscheint, wie auch auf ägyptischen Monumenten, als ein niedriger (vgl. 152), auf einem vierspeichigen Rade ruhender Kasten. Natürlich haben wir in dem einen Rade ihrer zwei hintere in-

153. Grabstele vom V. Grabe.
(Größe ungefähr 1 : 12.)

S. 203.

ander vorauszusetzen, ebenso wie mit dem dargestellten einen Pferde zwei gemeint sein müssen, da einfach bespannte Streitwagen dem ganzen Alterthum fremd sind und auch die Jagddarstellung auf dem unten abgebildeten Goldring (Abb. 230) uns einen deutlich von zwei Pferden gezogenen Wagen zeigt.

Deichsel und Zugstränge sind nicht angegeben, wol aber in jedem Falle die Zügel, die dem Pferde ins Maul gelegt sind und von dem Lenker gehalten werden. Der letztere ist, wie Abb. 153 deutlich zeigt, gerüstet. Ein großes Schwert mit oben sehr breiter und nach dem Ende spitz zulaufender Klinge hängt an seiner rechten Seite. Auf Abb. 152 werden wir in dem hinter dem Wagenstuhl angebrachten Gegenstande vielleicht ebenfalls ein Schwert zu erkennen haben, ähnlich wie auf hittitischen Reliefs von Sendjirli (noch unpublicirt im Berliner Museum), auf die mich Puchstein aufmerksam machte, Schilde hinten am Wagen hängen. Furtwängler und Löschcke halten den Gegenstand für die andere Seite des Wagenstuhls. Man könnte nach dieser Beobachtung vermuthen, daß auch auf Abb. 153 das Schwert nicht dem Manne um den Leib geschnallt, sondern an die Seite des Wagenstuhls gehängt sei. Aber dann müßte dieser weit höher sein, als es nach den Analogien von 152 und 230 erlaubt scheint anzunehmen. Ich möchte daher eher glauben, daß der Wagenkasten nur bis zu dem Absatz, etwa in Höhe des Pferderückens, reicht, die weiter hinaufgehende Linie aber, die bogenförmig unter den Zügeln in der Nähe des Kinnes endigt, etwa die linke Schulter des Mannes oder noch eher den Rand eines großen Schildes, mit dem er gerüstet ist, darstellen soll.

Das einzige Stück, auf welchem der Zweck der Ausfahrt klar ausgesprochen ist, ist Abb. 152. Hier befindet sich dicht vor den Pferden eine Gestalt, die nach der Stellung der Füße gegen den Fahrenden gewendet ist und mit einem langen Speer denselben zu bedrohen scheint. Wir haben also einen Kampf vor uns.

Auf Abb. 153 steht ebenfalls vor dem Pferde eine Gestalt, aber nach rechts gewendet. In der erhobenen Linken hält sie ein Schwert von etwas anderer Form als die beiden uns bisher bekannt gewordenen; dasselbe ist in der Mitte am breitesten und verjüngt sich nach oben wie nach unten. Die rechte Hand ist ebenso wie die linke bei geknicktem Ellenbogen bis zur Schulterhöhe erhoben; daß sie sich gerade dicht am Kopfe des Pferdes befindet, soll gewiß nicht ausdrücken, daß sie dieses hielte; dem widerspricht der deutlich dargestellte eilige Lauf des Thieres. In welchem Verhältniß nun dieser Mann zu dem Fahrenden steht, ob er ihn angreifen will, oder als Begleiter zu Fuß nebenhertrottet, kann an sich zweifelhaft sein. Die Analogie des vorigen Bildes aber, wie auch das so demonstrativ erhobene Schwert führen zu der Ueberzeugung, daß wir in ihm eher einen Feind als einen Freund zu sehen haben.

Der leere Raum über und unter dem Pferde sowie hinter dem fahrenden Krieger ist mit Spiralen ausgefüllt. Die älteste primitive Kunst pflegt wie die Natur einen horror vacui zu haben.

Auf dem dritten Bilde, Abb. 154, scheint der fahrende Mann sich auf der Jagd zu befinden. Wenigstens läuft unter den Pferden, was etwa „vor" oder „neben" ihnen bedeuten könnte, ein Steinbock oder dergleichen, und ihm folgt ein ziemlich gleichgroßes Thier, das nach seinem starken Körperbau und besonders nach seiner Hals- und Kopfbildung einem Löwen am ähnlichsten sieht, trotzdem aber bisher, so viel ich sehe, immer für einen Hund ausgegeben ist. Ein solcher wird es gewiß nicht sein. Ein Blick auf die mehrfachen Darstellungen des von einem Löwen verfolgten Steinbocks der Goldplättchen Abb. 274 und 275 wird jedem den Gedanken nahe legen, daß wir das Bild der Stele ebenso aufzufassen haben. Das gejagte Thier zeigt auf den Goldplatten dieselben einfach nach rückwärts gebogenen Hörner.

Haben wir demnach in der That einen Löwen zu erkennen, so können die genannten Goldplättchen (274, 275), die außerdem aus demselben V. Grabe stammen, auf welchem unsere Stele

stand, keinen Zweifel darüber lassen, daß in den beiden Thieren ein der damaligen Kunst geläufiges Schema dargestellt ist, das in den verschiedensten Fällen zur Decoration verwendet wurde. Damit ist aber dieses Bild ein in sich abgeschlossenes und kann

154. Grabstele vom V. Grabe (Größe ungefähr 1 : 12).

nicht mit der oben dargestellten Ausfahrtscene in Beziehung gesetzt werden. Wenn der Künstler eine Jagd darstellen wollte, konnte er dieselbe nicht auf Löwen und Steinbock zugleich stattfinden lassen, die mit sich selber vollauf beschäftigt sind. Das Thierbild ist demnach auf unserer Stele ebenso eine Darstellung für sich, wie die Streifen mit Spiralornamenten auf den Stelen

152 und 153, nur daß diese durch eine trennende Querleiste auch äußerlich von der Hauptdarstellung geschieden werden, während dort Haupt- und Nebenbild auf derselben Fläche angebracht sind. Aber dafür ist die erhaltene eingerahmte Fläche von Abb. 154, der oben noch ein gutes Stück fehlen wird, weit höher als die einzelnen Abtheile von Abb. 152 und 153. Und die Anbringung einer zweiten figürlichen Darstellung, statt der linearen, entspricht der größern Kunstfertigkeit, welche überhaupt auf unsere Stele verwandt ist und in dem reichen und wirklich geschmackvollen Rahmen derselben besonders klar zum Ausdruck kommt im Vergleich mit den einfachen glatten Leisten der übrigen.

Nach dieser Loslösung der untern Darstellung haben wir auch die obere für sich allein zu betrachten und werden nun in dem fahrenden Manne am ehesten wieder einen zum Kampfe Ausziehenden erkennen. Aber wo ist der auf den andern Stücken jedesmal dargestellte und naturgemäß erforderliche Gegner? Vor den Pferden kann kaum eine Gestalt weggebrochen sein, selbst wenn sie so hoch angebracht gewesen wäre wie die auf Abb. 152. Denn es setzt zwischen dem Pferde und dem Rande in einem stehen gelassenen Stück Reliefgrund eine Verzierung an, die offenbar ebenso wie jene hinter dem Wagen in Wellenlinien sich nach oben hinaufziehen sollte. In ähnlicher Weise ist auch ein Stück des Grundes unter den Pferden unausgeführt geblieben, und so einförmig dasselbe auf den ersten Blick erscheint, einige Linien verrathen doch, zu welcher Bestimmung es aufgehoben war. Die untere Begrenzung, zwei hängende Halbkreise verbunden durch eine kurze horizontale Linie, entspricht genau der Seitencontour des großen zweigetheilten Schildes, der sich so vielfach auf den mykenischen Denkmälern findet und besonders gut zu erkennen ist an den Idolen auf Abb. 295 und 305, sowie auf der Dolchklinge Abb. 237. Das letztere Beispiel zeigt, daß hinter einem solchen Schilde ein ganzer Mann nahezu verschwinden konnte. Sehen wir nun auch das Uebrige genauer an, so gewahren wir am linken Rande des unförmigen Gebildes zwei Vorsprünge, die

155. Grabstele vom II. Grabe.
(Größe ungefähr 1 : 12.)

S. 207.

wol Beine bedeuten könnten, und rechts schiebt sich in die Hörner des Steinbocks der Kopf hinein; nur oben die gerade Linie ist als ganz unfertig zu betrachten. Nach alledem, meine ich, kann es nicht zweifelhaft sein, daß ein auf seinen Schild gefallener Krieger hat dargestellt werden sollen. Wenn dabei der Schild von vorn, statt von der Seite gesehen wird, so erscheint das dieser primitiven Kunst nur angemessen.

156. Bruchstück einer Grabstele. Ungefähr 1/5 Größe.

Wir sehen demnach auf allen drei Stelen einen Kampf dargestellt, und zwar den Kampf eines Vornehmen, Mächtigen gegen geringeres Volk, dem in seinem Zufußegehen schon das Unterliegen vorher bestimmt ist, wie es ähnlich auf ägyptischen Denkmälern in der Darstellung der Kriegsthaten des Pharao so unzähligemal sich ausgedrückt findet.

Die vierte und letzte der gut erhaltenen Stelen hat keine figürliche Darstellung, sondern auf ihrer von schmalen Randleisten eingefaßten und von einer breiten Innenleiste senkrecht durchgetheilten Fläche jederseits ein in regelmäßigen Schleifen laufendes Band, das man einen runden Mäander nennen könnte (Abb. 155). Dieselbe stand auf Grab II, das eine sehr einfache Ausstattung enthielt und damit auch die Einfachheit der Stele erklärt.

Von den sonst gefundenen Bruchstücken sind nur zwei

bemerkenswerth. Auf dem einen sehen wir einen Mann, vor dem wahrscheinlich der Rest eines Pferdeschwanzes zu erkennen ist, also wieder einen Wagenlenker (Abb. 156); auf dem andern ist der Rest von zwei übereinander dargestellten, von einem

157. Bruchstück einer Grabstele. Ungefähr $^1/_7$ Größe.

Baume fressenden Ziegen oder Antilopen erhalten (Abb. 157), eine Darstellung, die in ägyptischer und asiatischer Kunst öfters vorkommt [1]; der Raum rechts sowie oben ist wie bei Abb. 153 durch Spiralen ausgefüllt. Auf allen übrigen Bruchstücken, die hier nicht wiedergegeben werden, sind nur Spiralornamente

[1] Perrot et Chipiez, Histoire de l'art, III, 641. 706.

erhalten. Für alle diese Fragmente reichen leider die Schliemann'schen Angaben zur Feststellung des genauen Fundorts nicht aus.

Die Stelen sowie sämmtliche Bruchstücke zeigen die Eigenthümlichkeit, daß ihre Figuren und Ornamente nicht modellirt sind, sondern überall eine ebene, mit dem Rande gleichstehende Oberfläche haben. Sie sehen aus wie Laubsägearbeit auf einen Hintergrund geklebt. Nur durch eingeritzte Linien wird hier und da die nothwendigste Innenzeichnung angegeben. Dadurch stehen die Sculpturen dieser Grabsteine erheblich zurück hinter dem plastisch behandelten Relief des Löwenthores, das auch aus einem weit bessern Material gearbeitet ist, und müssen für beträchtlich älter gelten als jenes.

---

5. Das erste und dritte Grab.

Frauengräber.

Die Fundstücke des ersten Grabes haben so viele Beziehungen zu denen des dritten, daß eine gemeinsame Besprechung beider nothwendig ist. Ueber die Aufdeckung des ersten Grabes berichtet Schliemann: „In einer Tiefe von 15 Fuß unter der Felsfläche und von 25 Fuß unterhalb des Bodens, wie ich ihn zu Anfang meiner Ausgrabungen fand, kam ich zu einer Schicht Kieselsteine, unter welchen ich in Zwischenräumen von 3 Fuß voneinander drei Menschengerippe fand; alle lagen mit dem Kopf nach Osten und den Füßen nach Westen gekehrt und waren nur durch eine zweite Schicht Kieselsteine, auf welcher sie ruheten, vom geebneten Felsgrunde getrennt.“ Entsprechend diesen drei Leichen wurden als Hauptstücke in dem Grabe drei große Diademe gefunden (Abb. 158). Sie stimmen alle drei sowol in der Form wie in der Ornamentation genau überein: auf ovalen etwa 0,60 cm langen Gold-

blechen ist ein System von concentrischen Streifen und Buckeln in getriebener Arbeit dargestellt. Die Mittellinie halten große von je zwei Kreisen umgebene Buckel, die von dem mittelsten und größten nach beiden Seiten hin kleiner werden; in den Zwischenräumen am obern wie am untern Rande befindet sich je ein kleiner Kreis mit Buckel.

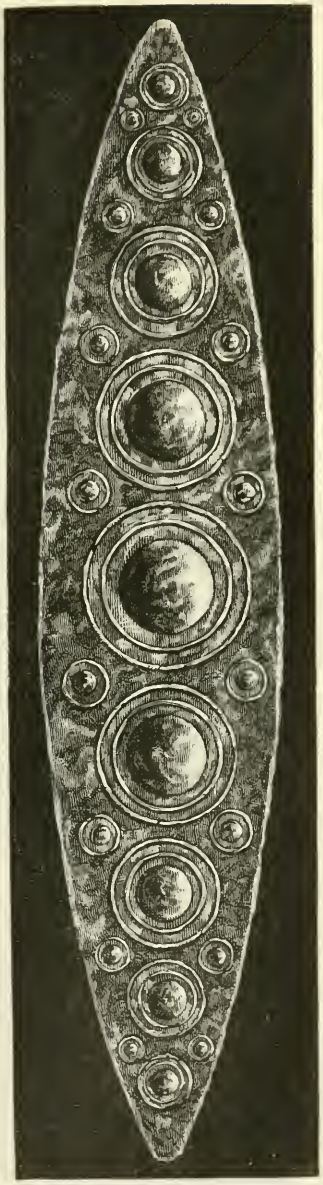
Neben diesen drei großen Schmuckstücken fanden sich in demselben Grabe eine Menge von solchen vor, welche die Form eines halben Ovals haben, auch genau in derselben Art wie jene verziert sind, und von denen daher Schliemann glaubte, daß ihrer zwei zusammen immer als ein Diadem benutzt worden seien (Abb. 160). Aber ist eine solche Verwendung schon an sich unwahrscheinlich, da die Fuge alsdann gerade auf der Mitte der Stirn gelegen hätte, so wird sie durch die große Zahl der Stücke völlig ausgeschlossen. Es sind von ihnen 24 ganze Exemplare und dazu noch einige Bruchstücke vorhanden. Auf jede Leiche kommen also mehr als acht. Wie diese Stücke in Wirklichkeit getragen wurden, lehren uns die gleichartigen Funde aus Grab III.

Dieses Grab ist nur wenig kleiner als das erste. Ueber seinen Befund berichtet Schliemann: „Ich fand die irdischen Ueberreste von drei Personen, die nach der Kleinheit der Knochen, besonders der Zähne, und nach den Massen von Frauenschmuck, die hier gefunden wurden, Frauen gewesen sein müssen; die Zähne des einen Körpers waren, obwol alle erhalten, sehr abgenutzt und unregelmäßig, und scheinen einer sehr alten Frau gehört zu haben. Alle drei Frauen lagen mit dem Kopfe nach Osten und den Füßen nach Westen, und wie in dem vorigen Grabe 3 Fuß voneinander entfernt. Diese Körper waren buchstäblich mit Juwelen von Gold überladen."

Die Hauptschmuckstücke bilden hier zwei große Diademe. Ein drittes, das Schliemann mit aufzählt und publicirt, ist im Museum dem Grabe IV zugetheilt, muß also nach Stamataki's Aufzeichnungen aus diesem stammen. Wir dürfen mit dem Stück

demnach nicht sicher rechnen und müssen die Möglichkeit offen lassen, daß die eine Leiche ohne Kopfschmuck bestattet war. Die beiden vorhandenen Diademe aber sind sowol abweichend von denen des ersten Grabes, wie auch unter sich verschieden ornamentirt. Das eine (Abb. 159) zeigt eine einfache Weiterbildung der Ornamentation des ersten Grabes: große Buckel, nach den Seiten zu kleiner werdend, jeden von concentrischen Kreisen umgeben. Diese Kreise bestehen aber hier nicht aus bloßen erhabenen Linien, sondern sind zum Theil aus Punkten, zum Theil auch aus Blättern zusammengesetzt. Die Lücken nach dem Rande zu füllen Buckel von Punktkreisen umgeben, und der Rand selbst wird abgeschlossen durch eine glatte und eine punktirte Linie, über denen einige S-förmige ineinander greifende Spiralen gelagert sind. An beiden Enden ist das Schmuckstück durchbohrt.

Das andere Diadem (Abb. 163) trägt an seinem obern Rande einen Busch aus kleinen Blechen. Der feste Theil ist mit einer dreifachen Reihe von Kreisen geziert, die abwechselnd mit einer Rosette oder mit sieben kleinern Kreisen gefüllt



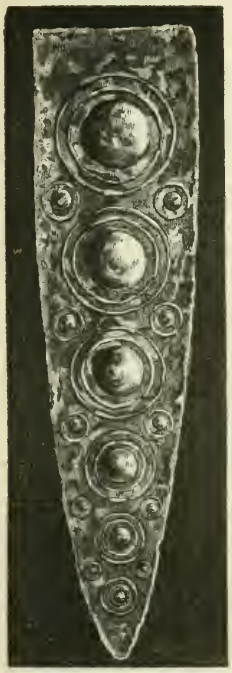
158. Goldenes Diadem aus dem I. Grabe (Größe ungefähr 1:4).

159. Goldenes Diadem aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 1 : 3).

sind; in den Zwischenräumen befinden sich am untern Rande kleine Kreise mit einem Buckel in der Mitte, am obern Y- und Y-artige Ornamente, die wol von der Palme entnommen sind. Auf den kleinen Blechen, welche den Busch bilden, sind abwechselnd Rosetten und Buckel mit Kreisen und Spiralen dargestellt.

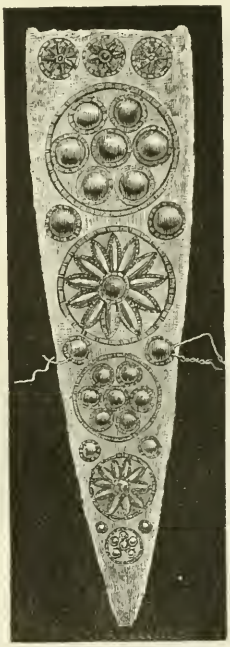
Zu diesen Diademen kommen nun ebenso wie in Grab I die entsprechenden Halbstücke, und zwar sehen wir, daß zu jedem eine bestimmte Zahl solcher gehört. Sechs zeigen genau das Ziersystem des ersten Diadems: Buckel von Punkt- und Blattkreisen umgeben (Abb. 161), sieben andere das des zweiten: Kreise abwechselnd mit Rosetten und mit sieben kleinen Kreisen gefüllt (Abb. 162). Und diese Goldbleche sind weit besser erhalten als die des ersten Grabes. Auch bei jenen ließ sich erkennen, daß in dem

umgesäumten Rande ein Draht entlang lief; aber bei diesen ist mehrfach noch der Umschlag der Breitseite vorhanden, welcher die Bestimmung des Ganzen zum Anhängen klar macht (s. Abb. 164). Zudem befindet sich in diesen Stücken in der Mitte jeder Langseite dicht am Rande ein Loch



160. Gehänge aus dem I. Grabe (Größe ungefähr 2:9).

161. Goldenes Gehänge aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 2:9).



162. Gehänge aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 2:9).

und in einigen der Löcher sind noch Drähtchen erhalten, welche offenbar kleine Nebengehänge trugen. Die letztern findet man denn auch ohne Mühe unter den Fundstücken des Grabes heraus. Es sind kleine dreieckige Goldplättchen, wieder die einen mit Buckelkreisen, die andern mit Rosetten verziert (Abb. 165).

Die Stücke waren also senkrecht gehängt, mit der Spitze nach unten, und mußten mit ihren Troddeln einen lebhaften und

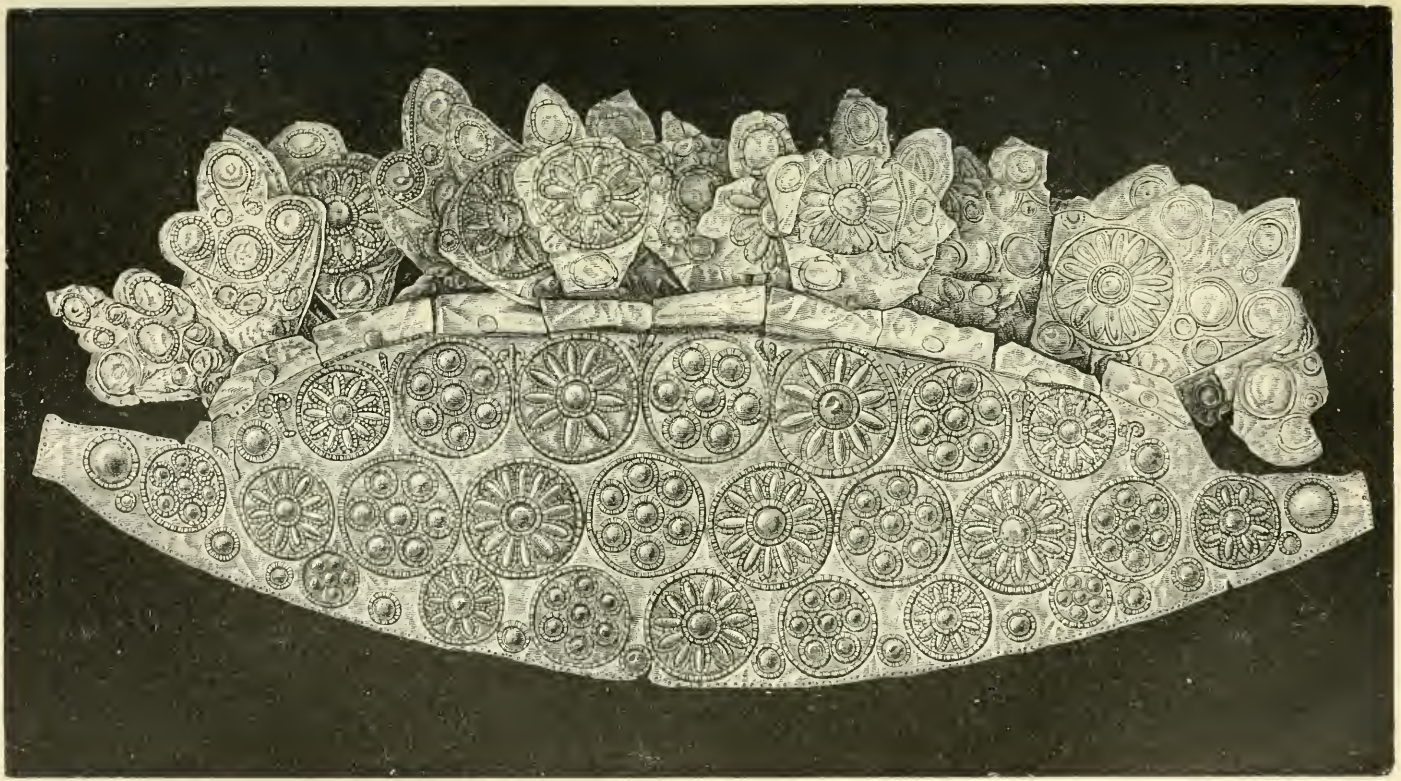
reichen Eindruck machen. Nur fragt es sich, wo dieselben am Körper befestigt waren. Studniczka[1] hat nachgewiesen, daß am Gürtel zuweilen große Gehänge getragen wurden, wie sie auch in einer Darstellung auf einem Bronzepanzer aus Olympia, der etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehören mag, ähnlich den unsern erscheinen. Bei Homer trägt Kirke einen Gürtel, der aus hundert Thysanoi besteht, die doch jedenfalls als Gehänge aufzufassen sind und demnach unsern Goldblechen ähnlich gewesen sein könnten. Aber ein Bild, das der mykenischen Sitte näher steht als Homer und Olympia, lehrt uns doch etwas anderes. Eine in Tiryns gefundene kleine weibliche Figur aus Thon (s. oben Abb. 134) zeigt einen Brustschmuck aus großen Gehängen, die den unsern um so mehr ähneln, als auch sie mit großen Buckeln verziert sind. Man zählt ihrer neun von einer Schulter zur andern. Die Gehänge scheinen nach der Abbildung lange Rechtecke zu bilden, aber da die Figur nicht unversehrt ist, sind vielleicht die Spitzen abgebrochen, und die Gehänge waren ursprünglich den unsern noch ähnlicher. Angesichts dieser Figur kann meines Erachtens kein Zweifel sein, daß auch die mykenischen Gehänge nicht am Gürtel, sondern auf der Brust getragen wurden, vielleicht in Anlehnung an die bekannte ägyptische Sitte der großen Brustgehänge.

164. Rückseite eines Gehänges aus dem III. Grabe.

165. Anhängsel der Gehänge.

Bei der tirynther Figur scheinen die Gehänge an einem breiten, ebenfalls mit Buckeln verzierten Bande, das von Schulter zu Schulter reicht, befestigt zu sein. Es erwächst demnach die Frage, ob die bisher sogenannten Diademe etwa auch auf der Brust getragen worden seien. Aber dazu scheint ihre Form nicht angethan. Wenn unsere Goldbleche so gelegen haben sollten

[1] „Beiträge zur Geschichte der griechischen Tracht" (Wien 1884).



163. Goldenes Diadem aus dem III. Grabe.
(Größe ungefähr 1 : 4.)

S. 215.

wie das die Gehänge tragende der tirynther Figur, müßten sie nicht oval, wie sie sind, sondern halbmondförmig geschnitten sein. Zudem sind Kopfbänder offenbar der mykenischen Sitte entsprechend; fast alle Idole sind mit solchen ausgestattet (s. Abb. 188, 189). Und schließlich entscheidet der Fundbericht Schliemann's, welcher sagt: „Auf dem Kopfe des einen der drei Gerippe wurde die prachtvolle Krone (Abb. 163) gefunden"; und wiederum: „Um den Kopf des andern der drei Leichname fand ich das herrliche, kunstvoll gearbeitete Diadem (Abb. 159), an welchem noch ein Theil des Schädels klebte." Die Stücke werden demnach auch fürderhin als Diademe angesehen werden müssen. Das Band dagegen, welches die Brustgehänge trug, mag aus Leder oder sonst einem vergänglichen Stoff bestanden haben.

Mit den bisher betrachteten Fundstücken, den großen Diademen und Brustgehängen, stehen die Gräber I und III für sich allein da. Den Diademen ähnliche Bleche sind wol auch in den übrigen gefunden, aber immer weit kleiner und schmäler, und zum Theil jedenfalls einem andern Zwecke dienend, Gehänge aber wie die hier vorhandenen kommen nirgends weiter vor. Da nun dem III. Grabe eine Menge Geräth angehört, das nur weiblichen Leichen mitgegeben werden konnte, wie Ohrringe und Haarspangen, und da Schliemann auch aus der Gestalt der Knochen auf weibliche Leichen schloß, so wird es hiermit schon wahrscheinlich, daß in diesen beiden Gräbern Frauen bestattet waren. Den Ausschlag gibt, daß, während die übrigen Gräber geradezu überladen waren mit Waffen, in Grab I und III kein Schwert, kein Dolch, keine Speer- oder Pfeilspitze sich gefunden hat. Es sind demnach in jenen beiden nicht nur unter andern auch Frauen, sondern überhaupt nur Frauen bestattet gewesen, und die besprochenen großen Diademe und Brustgehänge haben somit bei den Mykenern ausschließlich der Frauentracht angehört.

Die bisher betrachteten Diademe und Gehänge verhelfen uns gleich noch zu einem weitern Schluß. Da im ersten Grabe

alle diese Goldbleche gleich gearbeitet sind, müssen auch die drei Leichen, zu denen sie gehören, nahezu gleichzeitig bestattet worden sein. Zwischen dem ersten und dritten Grabe ist schon ein beträchtlicher Abstand zu bemerken. Die Diademe des letztern zeigen eine weit reichere Ornamentation und werden demnach einer andern, üppigern Zeit angehören. Auch untereinander sind die letztern beiden Diademe mit den zugehörigen Brustgehängen stark verschieden. Während die eine Gruppe nur die Kreise, welche wir schon auf den Stücken des ersten Grabes fanden, weiter entwickelt und reicher verziert, setzt in der andern das Diadem sich einen Busch von Goldblättern auf, und die Gehänge legen sich noch besondere Troddeln bei. Es wird demnach erstens das ganze dritte Grab zu anderer Zeit angelegt sein als das erste, dann aber auch innerhalb desselben die mit dem reichern Schmuck ausgestattete Leiche zu anderer Zeit bestattet sein als die andere. Für den zweiten Satz dieses Resultats läßt sich aus den übrigen Fundstücken kein weiterer Beleg erbringen, da nicht auszumachen ist, wie sich dieselben auf die einzelnen Leichen vertheilen; dagegen wird der erste Satz, daß Grab I weit einfacher ausgestattet sei als Grab III, noch durch eine ganze Reihe von Umständen bestätigt.

Wir betrachten im Folgenden beide Gräber gesondert.

An Goldschmuck hatte Grab I nur noch eine Reihe großer Kreuze aufzuweisen, von denen Abb. 166 eins darstellt; und zwar sind 14 ganze Exemplare und einige Bruchstücke gesammelt worden, sodaß auf jede Leiche ihrer fünf kommen würden. Sie zeigen die Form von vier mit den Spitzen rechtwinkelig zusammenstoßenden Lorbeerblättern, und sind aus zwei Blechstücken geschnitten, die durch einen in der Mitte durchgehenden kleinen Bronzenagel mit breitem Kopf zusammengeheftet werden. Jedes Blatt ist verziert durch drei in der Längsachse stehende Buckel und ein am Rande umlaufendes Blattornament, ähnlich demjenigen, von welchem wir auf einem Theile der Schmuckstücke

des dritten Grabes (s. Abb. 159) die größern Buckel umgeben sahen. Eine Verstärkung der Ränder durch eingelegten Draht hat nicht stattgefunden.

Diese Kreuze waren, ebenso wie die unzähligen verzierten Goldblechstücke aus dem dritten Grabe, sicherlich auf die Gewänder geheftet. Wir haben in dieser Verzierungsart die Vorstufe zu sehen für das spätere Einwirken und Sticken der Goldornamente.

166. Goldenes Kreuz aus dem I. Grabe (Größe ungefähr 4 : 5).

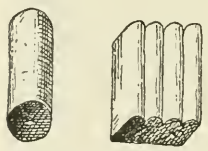
Mit Sternen, Kreuzen und Rosetten übersäete Prachtgewänder zeigen uns ja zur Genüge die griechischen Vasenbilder des 7. und 6. Jahrhunderts. Wem das unmittelbare Aufheften von Metallstücken auf die Kleider verwunderlich erscheint, der möge bedenken, daß sich dasselbe in einer durchaus noch nicht verpönten Uebung bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in dem Anlegen von Orden.

An Gegenständen aus anderm Metall stammen aus diesem

Grabe eine schmale, etwa 20 cm lange bronzene Messerklinge, der mit einem Blattornament gezierte und vergoldete Mündungsrand einer Bronzevase und ein sehr zerfressener dünner Kupferring, etwa in der Größe eines Armbandes.

Als Theile von Halsketten fanden sich eine Reihe theils cylinder-, theils mehr eiförmiger durchbohrter Gegenstände aus blauem Glasfluß. Zweiundzwanzig Stück zeigten die unter Abb. 167 dargestellte Form, vier andere die aus vier Cylindern zusammengesetzte (Abb. 168), und je eins eine mehr ovale.

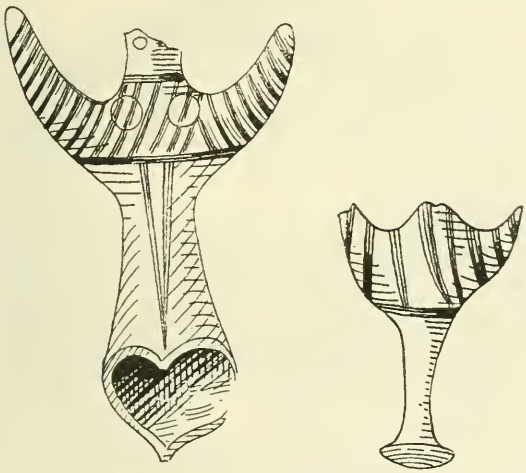
Außer dem kleinen Bruchstück einer Büchse aus Knochen mit einer eingeritzten Verzierung, die einen Stamm vorzustellen scheint, lieferte das Grab dann nur noch Gegenstände aus gebranntem Thon; nämlich zunächst zwei kleine weibliche Figuren, genau ähnlich den sonst so zahlreich auf der Burg gefundenen (Abb. 169, 170). Die Köpfe sind bei beiden abgebrochen, die Arme in sehr ungeschickter Darstellung sichelförmig erhoben. Die Bemalung ist in rother Farbe auf den natürlichen gelben Thongrund aufgetragen, und zwar ist zunächst unter der Brust und bei 169 auch am Halse ein horizontaler Strich gezogen und dann der Zwischenraum zwischen jenem und dem Halse mit Querlinien schraffirt. Bei 169 gehen von der horizontalen Mittellinie noch zwei Linien nach unten.



167 und 168. Glasperlen aus dem I. Grabe (Größe 4 : 5).

Dieselbe Verzierungsart findet sich bei fast allen ähnlichen Figürchen, nur daß von der Taille abwärts oft mehr Linien laufen als bei unserm Exemplar. Dieselben sollen, ebenso wie die gedrängtern auf Brust und Armen, da sie sich nie am Kopfe finden, jedenfalls Gewandfalten andeuten, und stellen danach über der Brust ein bauschiges, vom Gürtel abwärts ein mehr anliegendes Kleid dar. Die obere Horizontallinie am Halse würde den Abschluß des Kleides, die untere den Gürtel bezeichnen.

Den Rest der Funde bilden Thonvasen, deren in diesem Grabe fast so viele gefunden sind wie in allen übrigen zusammen. Sie bestehen aus dem feinen gelbbraunen Thon, der alle Gefäße mykenischer Technik auszeichnet, und sind alle bereits auf der Töpferscheibe und mit sehr dünner Wandung gearbeitet, sodaß sie dieselbe Leichtigkeit besitzen, die einen Hauptruhmestitel der spätern griechischen Vasen bildet. In Bezug auf

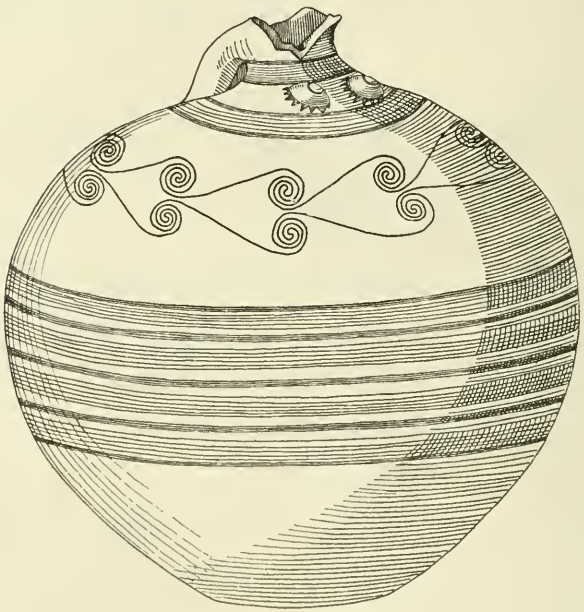


169 und 170. Thonidole aus dem I. Grabe (Größe 4 : 5 und 3 : 4).

Form und Verzierung sind zwei Klassen zu unterscheiden. In der einen herrschen große bauchige Gefäße vor, in der andern schlanke Krüge und Kannen. Die erstere verwendet eine matte braune oder rothe Farbe und malt lineare Verzierungen, meist Drahtmuster; die zweite hat einen glänzenden, schwarzbraunen Firnis und entlehnt ihren Schmuck durchaus der lebenden Welt und zwar speciell dem Seeleben, indem sie Algen, Muscheln, Polypen, Quallen darstellt.

Die erstere Klasse repräsentirt in diesem Grabe vor allem das große Gefäß Abb. 171. Dasselbe ist fast kugelrund und hatte oben einen engen Ausguß, dessen erhaltener Rest auf dieselbe

schnabelförmige Gestalt schließen läßt, welche die Vasen aus Grab VI zeigen. Um den Bauch läuft ein großer Gürtel aus abwechselnd breiten rothen und schmalen braunen Linien; auch um den Hals sind zwei breite rothe Ringe gelegt, zwischen denen an der Vorderseite, dem einzigen Henkel gegenüber, zwei plastisch



171. Thonvase aus dem I. Grabe (Größe 1 : 4).

aufgesetzte Brustwarzen sich befinden. Die Schultern ziert ein großes Spiralenornament. Das andere, ebenfalls mit matter Farbe bemalte Gefäß aus diesem Grabe zeigt eine napfartige Form mit zwei großen Henkeln an den Schultern. Seine Verzierung besteht wiederum in bloßen horizontalen Streifen und einem Spiralbande.

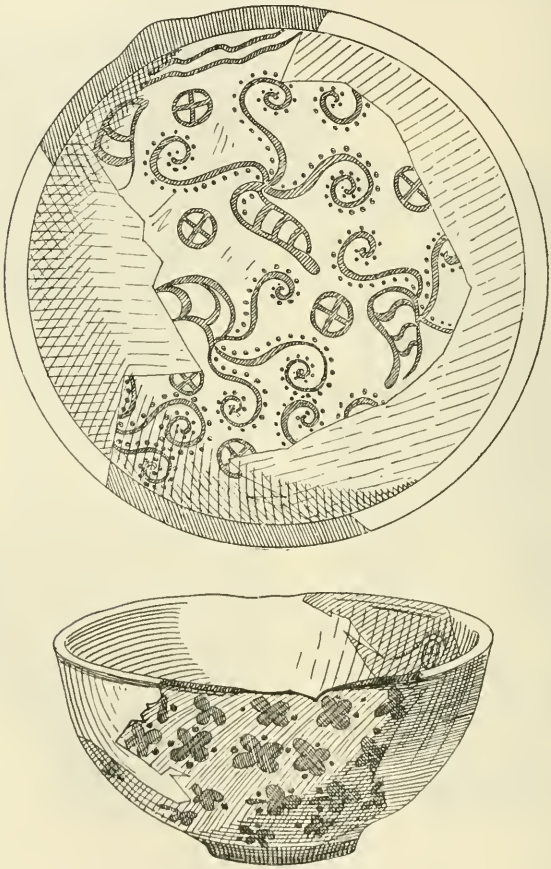
Die Gefäße mit Firnismalerei zeigen durchweg Formen mit breiten Schultern und schlank sich verjüngendem Fuß nach Art der spätern griechischen Amphoren. Fuß und Hals sind

gewöhnlich einheitlich mit dem Firnis überzogen, der Bauch dagegen ringsum verziert. So sehen wir auf dem Hauptstück (Abb. 172) einen Algenstengel in gewundener Linie

172—174. Thonvasen aus dem I. Grabe
(Größe 1:4, 1:3, 1:4).

aufsteigen, und von ihm beiderseits kleinere Aeste und schöne dreieckige Blätter ausgehen; in den Zwischenräumen sitzen hier und da fünfarmige kleine Polypen. Auf Abb. 173 scheint eine Doldenblüte zwischen zwei lattichähnlichen Blättern emporzuwachsen. Auf vier andern (Abb. 174) befindet sich zwischen

Schlingstengeln ein eigenthümlicher zweitheiliger Gegenstand, der wol richtig für eine aufgeklappte Muschel erklärt worden ist. Ein kleiner niedriger Napf zeigt außen (176) Sterne und Punkte,



175 und 176. Thönerner Napf aus dem I. Grabe.

innen (175) kleine Polypen, und zwar die Art der im Mittelmeere häufig vorkommenden Argonauta.

Das Verhältniß, in welchem in diesem Grabe die Vasen mit Firnis- zu denen mit Mattmalerei stehen, ist zufällig ein

für die ganze Klasse der mykenischen Thongefäße gültiges. Die Eintheilung rührt von Furtwängler und Löschcke her, die im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts alle wichtigern Stücke jener über die Inseln des Archipelagos bis Kleinasien und Aegypten und westlich bis nach Sicilien und Sardinien verbreiteten Vasengattung herausgegeben haben. [1] Sie bringen die lineare Verzierungsart der matt bemalten Gefäße in Beziehung zu dem an den ältesten Culturstätten in Aegypten, Assyrien, Phönizien, Cypern, Thera, Sicilien, wie noch heute vielfach bei barbarischen Stämmen beobachteten System, und erkennen in der Firnismalerei eine echt und allein griechische Uebung. „Nur Griechen, und wer es nachweislich von ihnen gelernt hat, wie z. B. Etrusker, Japygier und gewisse kyprische Fabriken, haben mit glänzenden Firnisfarben gemalt; die mykenischen Vasen lassen uns die Anfänge dieser wichtigen Erfindung erkennen."

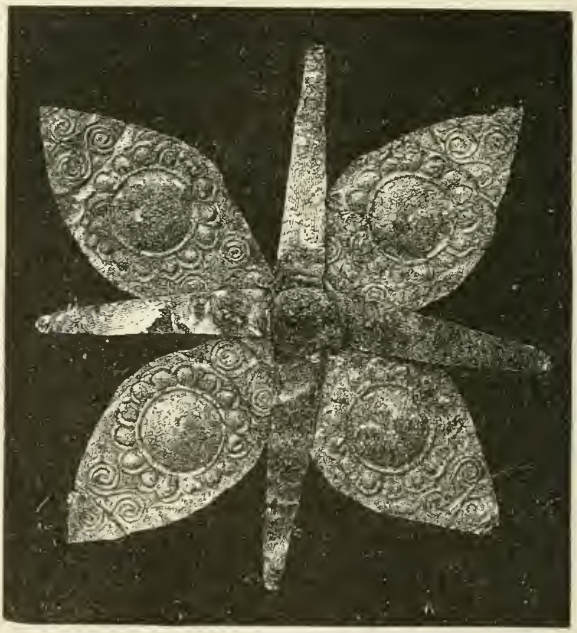
Wenn daraus auch hervorgeht, daß die Bemalung von Thongefäßen mit matter Farbe früher in Gebrauch war als die mit Glanzfirnis, so braucht deshalb natürlich nicht jede mattbemalte Vase älter zu sein als eine gefirnißte. Gerade im ersten Grabe sind nach Ausweis der Golddiademe, wie wir oben sahen, die Leichen nahezu gleichzeitig bestattet worden; es können also auch die Gefäße, welche ihnen mitgegeben waren, zeitlich nicht sehr weit voneinander stehen.

Vasen mit Firnis- und Vasen mit Mattmalerei müssen damals nebeneinander angefertigt worden sein, wenn auch vielleicht nicht an einem und demselben Orte. Die mykenischen Schachtgräber zeigen uns die Zeit des Ueberganges von der ältern zu der jüngern für das ganze Griechenthum vorbildlich gewordenen Uebung. Dort werden noch in althergebrachter orientalischer Weise mit matter Tünche Ornamente gemalt, die der Metallarbeit, den umgelegten Blechreifen und aus Draht gewundenen Spiralen unmittelbar nachgeahmt sind, hier bedient

[1] „Mykenische Thongefäße" (Berlin 1879) und „Vorhellenische Thongefäße" (Berlin 1886).

der Maler sich schon einer neuen leuchtendern Farbe und ist zu dem Bewußtsein gekommen, daß er nicht mit einem spröden Metall, sondern mit dem freien Pinsel hantiert, der ihm alles Lebendige getreulich nachzubilden erlaubt.

Wir wenden uns jetzt zu den Funden aus dem dritten Grabe, dessen größte Stücke, die Diademe und Gehänge, schon



177. Goldenes Kreuz aus dem III. Grabe (Größe 2:3).

oben besprochen und abgebildet sind. Es haben in diesem Grabe neben den drei Erwachsenen auch zwei Kinderleichen gelegen, denen sich verschiedene Stücke leicht zuweisen lassen. Nicht blos die Gesichtchen derselben waren mit kleinen Masken aus Goldblech bedeckt, in deren einer die Augen ausgeschnitten, in beiden aber die Formen über dem Antlitz selbst mit der Hand zurechtgebogen waren: auch die Hände und Füße waren in ähnlicher

Weise mit Goldblech umwickelt, das noch deutlich die Formen der Finger und Zehen zeigt.

Nach diesen Dingen fallen unter dem Goldschmuck zunächst sechs Kreuze in die Augen, ähnlich den vierzehn aus dem Grab I, aber reicher gestaltet und verziert. Das einfachste ist in Abb.

178. Goldenes Kreuz aus dem III. Grabe (Größe 1:7).

177, das entwickeltste in Abb. 178 dargestellt. Jedesmal liegt über einem Kreuz aus breiten Blättern noch eins aus ganz schmalen lanzettförmigen, das bei 177 glatt ist, bei 178 aber eine lange mit gegenständigen Blättern besetzte Ranke trägt. In den vier Theilen des breiten Kreuzes ist einmal das Lorbeerblatt, das andere mal wol am ehesten ein Feigenblatt nach-

gebildet. Durch die Mitte der Kreuze geht wieder ein kleiner Stift mit breitem Kopfe, welcher die verschiedenen Theile des Schmuckes zusammenhält und zugleich denselben aufheftet.

Ebenfalls dem Gewandschmucke sind zuzuweisen die 701 runden Goldplättchen, deren wichtigste Typen die Abb. 179—182 und 203 darstellen. Es ist freilich an keinem von ihnen

179. Goldblatt aus dem dritten Grabe (natürliche Größe).

eine Spur der einstigen Befestigungsart vorhanden. Schliemann fand sie „sowohl unter als über den Gerippen und um dieselben herum". Demnach werden sie mit einem Klebstoff auf den Gewändern befestigt gewesen sein, sodaß sie mit diesem die Körper rings umgaben.

Die Verzierungen dieser hervorragend schönen und sorgfältig gearbeiteten Blätter zeigen uns die mykenische Technik in der ganzen Reichhaltigkeit ihrer Ornamentik. Es sind hier schon die beiden Stilarten, welche wir bei den Vasen des ersten

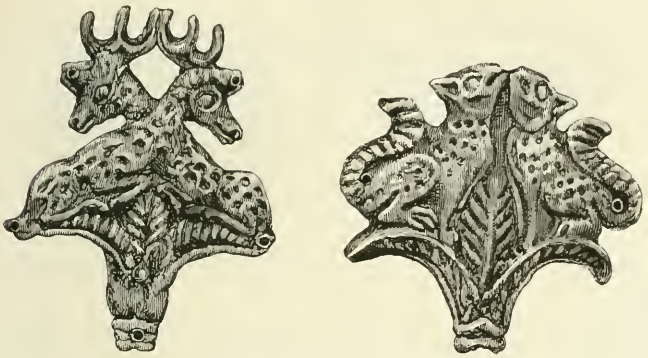
130. 131. Goldblätter aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

Grabes unterscheiden konnten, in gleicher Weise vertreten: in Nachahmung von Naturobjecten, die allerdings nicht getreu copirt, sondern stilisirt werden, werden Tintenfische, Schmetterlinge, Palmblätter dargestellt; in Erinnerung an die alte Metalltechnik Verzierungen aus Kreisen, Schlangenlinien, Spiralen zusammengesetzt.

182. Goldblatt aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

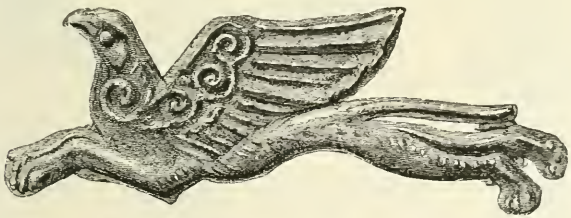
Eine weitere Gruppe zum Kleiderschmuck bestimmter Goldbleche zeigt Thiergestalten, theils einzeln, theils zu zweien wappenartig gegeneinander gestellt, wie auf dem Relief des Löwenthores. Einmal sind es Hirsche (Abb. 183), 10 Exemplare, ein andermal katzenähnliche Geschöpfe (Abb. 184), die von einer Palmenkrone wie von einer Console getragen werden. Auch Schwäne kommen vor und Adler, die somit die ältesten Doppeladler bilden. Als Beispiele eines Thieres allein finden sich neben Füchsen oder Schakalen sechsmal die in Abb. 186 dargestellte Sphinx, in

einem Exemplare der fliegende Greif (Abb. 185) und in 18 Exemplaren der Tintenfisch 187, der in wenig veränderter Gestalt noch weitere elfmal vorkommt.



183 und 184. Goldbleche aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

Einige dieser Stücke sind aus zwei Reliefplättchen zusammengesetzt, sodaß sie von beiden Seiten betrachtet werden sollten und auf Nadeln befestigt wol als Haarschmuck dienten. Die einfachen dagegen sind alle als Kleiderschmuck anzusehen.

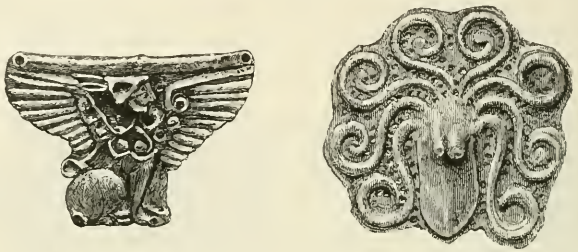


185. Fliegender Greif aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

Viele zeigen mit ihren Löchern in den Rändern deutlich die Bestimmung zum Aufnähen, aber die meisten müssen wieder einfach aufgeklebt gewesen sein.

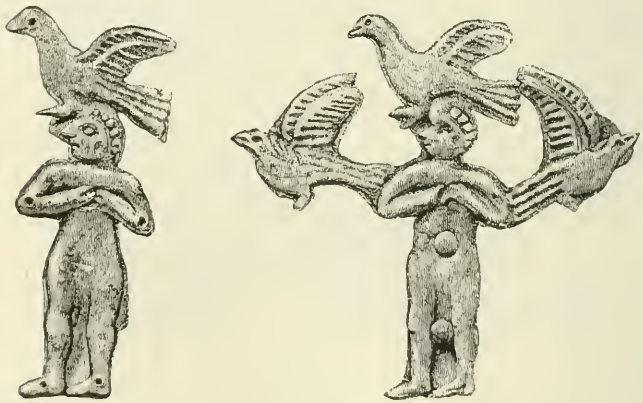
Einige ebenfalls aufgenähte Stücke weisen merkwürdigerweise auf den religiösen Kreis hin. Es sind Darstellungen weiblicher Gottheiten und kleiner Tempelchen. Abb. 188 und 189

zeigen jede eine nackte weibliche Figur aufrecht stehend, die Hände auf die Brust gelegt. Kopf und Füße sind nach links gewendet, der übrige Körper aber in Vorderansicht gebildet, wie regel-



186 und 187. Sphinx und Tintenfisch aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

mäßig in der ägyptischen Kunst. Das Haupt ist von einem mit großen Kugeln geschmückten Diadem umgeben, das den aus dem I. und III. Grabe stammenden unverkennbar ähnlich sieht;



188 und 189. Aphroditebilder aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

über demselben schwebt eine Taube, und je eine solche fliegt bei Abb. 189 auch noch zur Seite weg. Das Stück Abb. 188 ist ein einfaches getriebenes Blech, hinten hohl, und war an sechs Stellen, die durchbohrt sind, aufgenäht. Abb. 189 dagegen war von beiden Seiten zu besehen, denn es besteht aus zwei gleich-

gearbeiteten Blechen, die durch zwei in der Mitte des Leibes und zwischen den Knien sichtbare Nieten zusammengehalten werden. Wahrscheinlich war dieses Stück die Krone einer Haarnadel. Als zweifellos aber kann es wol angenommen werden, daß beide Figuren die Aphrodite darstellen, die schon als phönikische Astarte die Taube zum Attribut hat und das einzige Wesen ist, welches völlig nackt gebildet wird.

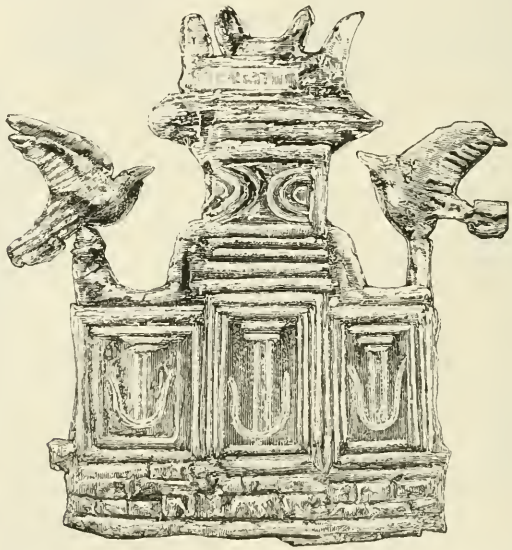
Eine bekleidete sitzende weibliche Gestalt stellt das in zwei Exemplaren vorhandene Goldblech 190 dar. Die Figur sitzt in Vorderansicht, nur die Füße sind wieder zur Seite, der eine nach rechts, der andere nach links gestellt. Die Hände sind auf der Brust zusammengelegt. Die Gewandung des Oberkörpers fällt in großem Bausch über die Brust herunter; der Rock bildet zwischen den Knien eine Falte. Er ist mit zwei Reihen von ringsumlaufenden großen runden Punkten, sowie mehrern einfachen Reifen, die wol als Volants aufzufassen sind, verziert. Die Punkte oder Scheiben dürften identisch sein mit den mehr als 700 in diesem Grabe gefundenen runden Goldblechen (Abb. 179—182). Die sitzende Haltung der Figur, die auf der Brust liegenden Arme, die en face-Stellung des Kopfes, alles entspricht so genau dem alten Kybelebild an der Felswand des Sipylos bei Magnesia, welches ja auch in eine sagenhafte griechische Urzeit zurückgeht, daß wir in unserm Goldgeschmeide wol ebenfalls Kybele oder die große Mutter Rhea sehen dürfen.

190. Sitzende weibliche Gestalt aus Goldblech aus dem III. Grabe (nat. Größe).

Mancher könnte sich gegen die Annahme sträuben, daß solche Religionsbilder als Schmuck dienten; aber ebenso finden sich in Aegypten kleine Götterbildchen massenhaft zu Hals- und Brustketten gereiht, und es ist kaum etwas anderes, wenn unsere Damen das Zeichen des Kreuzes am Halsbande tragen.

Sicher auch noch religiöse Bedeutung hat das in zwei

Exemplaren aus diesem und in drei weitern ganz gleichen aus dem Grabe V vorhandene Häuschen Abb. 191. Wir sehen hier in höchst interessanter Weise den ganzen Aufriß eines Gebäudes dargestellt, was von um so größerm Werthe ist, als von den wirklichen Bauten jener ältesten Periode im besten Falle nur der Grundriß gefunden ist. Unsere Goldplättchen stellen zu unterst ein Fundament aus wohlgefügten Quadern dar, darüber



191. Tempelchen aus Goldblech aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

folgen drei offenbar von Holzbalken umrahmte Oeffnungen, von denen die mittlere die höchste ist. In der Mitte einer jeden Oeffnung steht eine Säule mit einem aus zwei Platten gebildeten Kapitell darüber. Die kelchförmige Linie, in welcher die Säule steht, bleibt zunächst räthselhaft.

Ueber der mittelsten Oeffnung befindet sich noch ein besonderer Aufbau: es liegen zunächst vier Balken übereinander, darüber folgt ein umrahmtes Viereck, das von zwei mit dem Rücken aneinanderstoßenden Halbkreisornamenten gefüllt ist und

oben von einem eigenthümlichen Aufsatz überdeckt wird. Die Ecken der niedrigen Seitentheile des Baues sind ebenfalls durch Aufsätze abgeschlossen, und auf jedem derselben sitzt eine Taube.

Ein ganz ähnliches Bild findet sich auf Münzen der Kaiserzeit von Paphos[1] mit der Beischrift Κοινὸν Κυπρίων, „Hauptheiligthum der Kyprier". Es ist demnach zweifellos der Tempel der kyprischen Aphrodite. Der Aufbau entspricht durchaus dem auf unserm Goldplättchen, ebenso sitzen auf den Seitenschiffen Tauben. Vor dem Gebäude liegt von einem Gitter umschlossen, ein halbrunder Hof, in welchem noch eine Taube sitzt. Ueber dem Mittelschiff ist Sonne und Halbmond dargestellt. Was in den drei Oeffnungen steht, ist hier deutlich zu erkennen. In der mittelsten ist es ein Idol sehr roher Form, das alte Kultbild, in den beiden seitlichen je ein „kandelaberartiger Gegenstand", wie Perrot sagte, wol sicher Opfertische nach ägyptischer Form.

Wir werden demnach auch in dem mykenischen Bilde ein Aphroditeheiligthum, neben welchem die heiligen Tauben der Göttin gehalten werden, erkennen müssen. Der Tempel hat mit seiner dreitheiligen Façade genau die Gestalt der Paläste von Tiryns und Mykenä mit ihren zwei Säulen zwischen zwei Anten. Die Ueberhöhung der Mitte aber beweist uns in sehr erwünschter Weise die längst von verschiedenen Seiten vermuthete basilikenartige Construction jener ältesten Gebäude: ein erhöhtes Mittelschiff zwischen zwei Seitenschiffen. In der Ueberhöhung waren die Fenster angebracht und in dem Viereck des Oberbaues auf unserm Bilde werden wir demnach ein solches erkennen dürfen, dessen Lade mit zwei Halbkreisen verziert ist. Es sind dies dieselben Halbkreise, mit welcher auf dem Alabasterfriese von Tiryns (Abb. 110) die zurücktretenden Platten verziert waren und die wir damit als einen echten Metopenschmuck kennen lernen, d. h. als Schmuck einer Platte,

[1] Perrot et Chipiez, Histoire de l'art, III, 120, 266.

welche die zwischen den tragenden Triglyphen im Bau verbliebene Lücke schließt. Ob aber in den untern Oeffnungen die

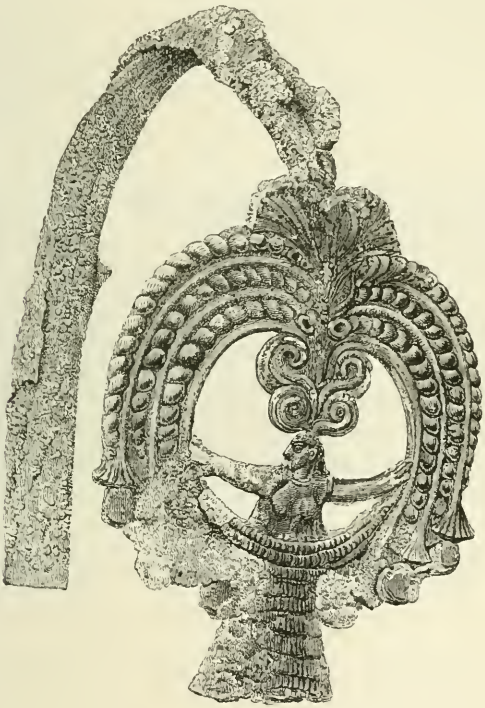
192. 193.

191. Goldene Ohrgehänge aus dem III. Grabe (Größe 5:6).

Säulen und Bogenlinien nur eine Theilung und Füllung der Thüren oder im Innern stehende Gegenstände bedeuten sollen, bleibt leider unklar.

Wir besprechen nunmehr die am Körper selbst getragenen Schmucksachen: Ohrringe, Haarnadeln, Halsketten. Die drei

interessanten Stücke in Abb. 192—194 sind bisher theils gar nicht, theils als Lockenhalter gedeutet worden. Trotz ihrer Größe sind es sicher Ohrgehänge. Jedes Stück ist in zwei Exemplaren vertreten. Bei 194 ist oben noch der kleine Ring erhalten, der durch das Ohrläppchen ging, bei den andern ist derselbe zwar verloren, aber die Stelle, wo wir ihn anzunehmen haben, die

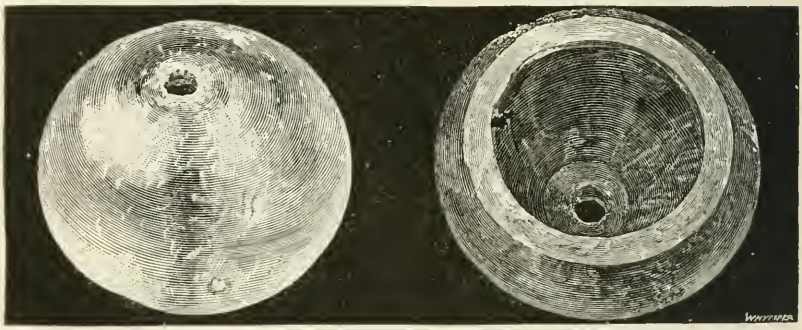


195. Goldene Haarnadel mit silbernem Stift aus dem III. Grabe (natürl. Größe).

obere Spitze des Schmucks, ist innen sehr stark ausgeschliffen, sodaß wir für diese Stücke zugleich den Beweis erhalten, daß sie lange im Leben getragen worden sind. Das Gehänge 194 besteht aus zwei in getriebener und durchbrochener Arbeit verzierten Goldblechen, die durch Umbiegen der Ränder zusammengefügt waren und sich jetzt voneinander gelöst haben. Dieses Paar wird wol nicht im Leben gebraucht, sondern nur für den

Todtenschmuck hergestellt worden sein. Die Verzierungen an 193 sind ciselirt.

Die Mykenierinnen haben sich mit Gold geradezu belastet. Auch ihre Haarnadeln suchen an Größe und Schwere ihres Gleichen. Abb. 195 ist zweifellos eine solche; für eine Brustnadel, als welche sie ursprünglich galt, ist der silberne Stift viel zu breit und lang. Seine Bekrönung zeigt eine eigenthümliche Darstellung. In einem aus Papyrusranken zusammengebogenen Kreise schwebt eine Gestalt mit ausgebreiteten Armen und lang herabwallendem Gewande. Sie trägt Halsband und



196. Bergkrystallknopf aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

Armband. Sehr ähnlich und mit demselben den Kreis überschreitenden Gewande schwebt die assyrische Ahura-Masda in seiner Sonnenscheibe[1]; mit dessen Darstellung muß die unserige jedenfalls in Beziehung stehen.

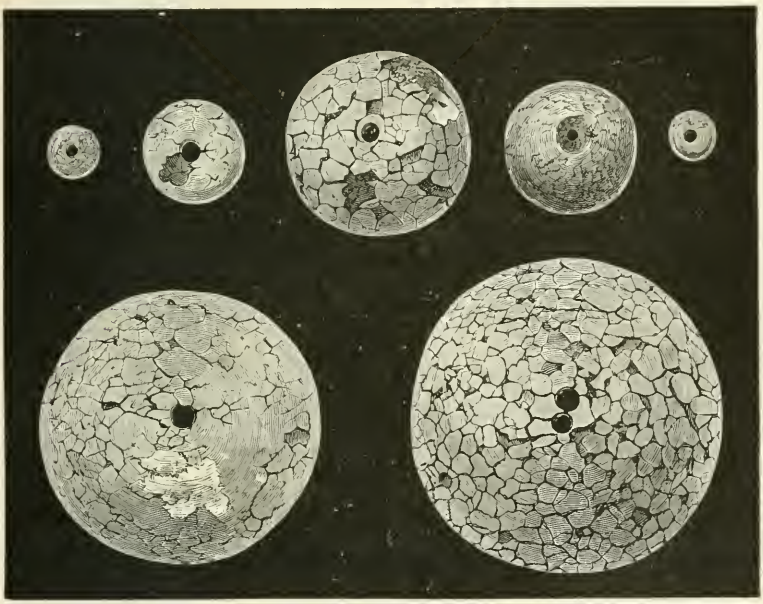
Ebenso haben wir in der unter Nr. 196 von zwei Seiten dargestellten Halbkugel aus Bergkrystall den Knopf einer Haarnadel zu erkennen. Dieselbe ist innen ausgehöhlt und zeigt dort Reste einer spitzbogenförmigen Verzierung, in lebhaft rother und weißer Farbe. Es sind auch noch mehrere Goldhülsen vorhanden, unten spitz zulaufend, in denen offenbar bronzene oder

[1] Perrot et Chipiez, Histoire de l'art, II, 89. 204. 685.

hölzerne Stifte gesteckt haben, um das Ganze als Haarnadel, natürlich nur für Todtenschmuck, zuzurichten.

Daß wir solch hohen Kopfschmuck den mykenischen Frauen sehr wohl zumuthen dürfen, bestätigt das Bild auf dem außerhalb der Gräber gefundenen großen Goldring (Abb. 295).

Von Halsketten wurden dann außerordentlich viele Theile



197. Bernsteinperlen aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

gefunden, nämlich erstens sehr viele Bernsteinperlen der verschiedensten Größe (Abb. 197). Sie haben jetzt eine dunkelbraune Färbung und sind sehr rissig geworden. Chemische Untersuchungen, welche auf Schliemann's Ersuchen von O. Helm in Danzig und später auch von andern vorgenommen sind, haben übereinstimmend zu dem Resultat geführt, daß dieser mykenische Bernstein nicht aus Sicilien, sondern von der Ostsee stammt. Der sicilische und oberitalische Bernstein, sagt O. Helm, hat gar keine Bernsteinsäure; nur der Ostsee-Bernstein enthält solche und zwar 3—7 Prozent. Die Perle aus den mykenischen Grä-

bern nun enthielt 6 Prozent und dürfte demnach sicher von der Ostsee stammen, denn „es liegen bisher keine Erfahrungen vor, daß ein dem baltischen Bernstein chemisch und physikalisch gleiches Produkt noch an andern Orten gefunden wird".[1]

Der Weg, auf welchem dieser Bernstein nach Mykenä gelangt ist, ist jedenfalls eine vom Norden Deutschlands an das Schwarze Meer führende Karawanenstraße gewesen.

198 und 199. Goldene Ornamente von Halsketten (Größe 5:6).

Neben den Perlen aus Bernstein sind auch solche von Achat vorhanden, sowie linsenförmige mit Spiralen oder auch mit bildlicher Darstellung gezierte Gemmen von Sardonyx und Ame-

200—202. Goldene Schieber aus dem III. Grabe (natürliche Größe).

thyst, und schließlich verschiedenartige, aber immer der Länge nach durchbohrte und also ebenfalls aufgereiht gewesene Ornamente aus Gold. Es sind das einestheils die unter Nr. 198 und 199 abgebildeten Stücke, die jedesmal in der Mitte eine Röhre und um dieselbe aus Draht gerollte und zusammengelöthete Spiralen zeigen, anderntheils die drei viereckigen Schieber (Nr. 200—202) mit eingetiefter bildlicher Darstellung. Auf dem

[1] Schliemann, Tiryns, S. 431.

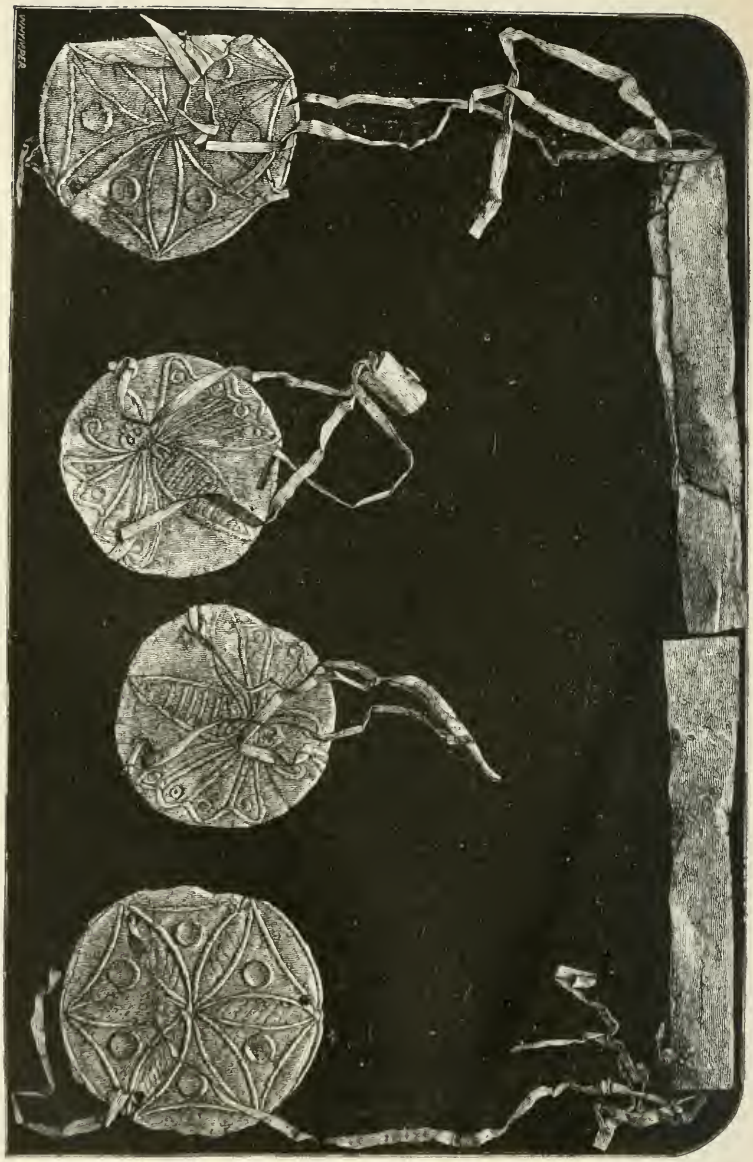
ersten kämpft ein Mann mit einem Löwen, den er mit der Linken unter dem Halse gepackt hat, während er ihm mit der gehobenen Rechten das Schwert in den Rachen stößt. Der Löwe hat seine beiden Vordertatzen in das vorgesetzte Bein des Mannes gekrallt. Der Mann ist nur mit einem badehosenartigen Gewand bekleidet, wie es durch die neuesten Funde aus dem Kuppelgrabe bei Amyklä näher bestimmt worden ist. Die Darstellung überrascht durch die durchaus ungezwungene und gewandte Stellung besonders der männlichen Figur.

Noch mehr kann man diese Geschicklichkeit des Künstlers bewundern auf dem zweiten Stück, das uns zwei Männer im Kampfe miteinander zeigt. Der von links lebhaft vorstürmende stößt seinem zusammensinkenden Gegner über den Schildrand hinweg das Schwert in den Hals. Der Sieger scheint wieder nichts weiter als das eben besprochene Gewandstück zu tragen. Die Linien hinter seinem Rücken sind nicht klar, sie gehören vielleicht zu der schlecht erhaltenen Andeutung eines Schildes. Der Unterliegende ist fast ganz durch seinen großen Schild verdeckt. Auf dem Kopfe trägt er einen Helm, wie es scheint mit Knauf und großem Federbusch. Auf seinem zweigetheilten Schilde, der in starker Wölbung vortritt, ist ein großer doppelter Kreis von Punkten zu erkennen: das sind ohne Zweifel die Knöpfe, welche in den Männergräbern so massenhaft gefunden sind und uns weiter unten beschäftigen werden.

Auf dem dritten Stück ist ein Löwe dargestellt, der, sich umblickend, eilig nach rechts läuft. Die eingeknickten Knie der Vorderbeine bezeichnen nicht etwa ein Gestürztsein, sondern wie auch noch vielfach in der spätern Kunst bis zum 7. Jahrh. den eiligen Lauf. Unter dem Thier ist Felsboden angedeutet.

Zum Schluß besprechen wir jetzt noch die hauptsächlichsten Geräthschaften und Gefäße, welche sich im Grabe fanden.

Dieselben runden Blätter, welche als Gewandschmuck dienten, sind einmal mit einem Schmetterling, einmal mit einem Blatt- und Kreisornament verziert, benutzt als Schalen für zwei kleine

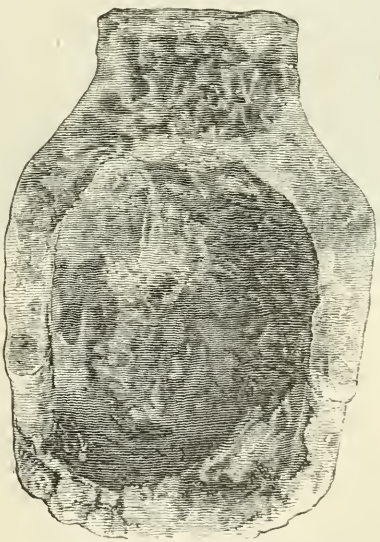


203. Wage aus Goldblech aus dem III. Grabe (Größe ungefähr 5:7).

Wagen, die offenbar nur für den Todtenapparat angefertigt sind (Abb. 203). Von dem Wagebalken ist nur die Goldblechhülle vorhanden, in der ein hölzerner oder bronzener Stab gesteckt haben muß; die Fäden, welche die Schalen tragen, sind ganz

204. Bronzene Messerklinge aus dem III. Grabe.

dünne Streifen Goldblech. Ob eine solche Wage die übersinnliche Bedeutung hat, welche Schliemann in ihr sieht, daß nämlich, ebenso wie in den ägyptischen Todtenbuchbildern, die guten und die bösen Thaten der Verstorbenen auf ihr gewogen werden sollen, oder ob nicht in der klaren naiv-realistischen und allem Mysticismus so sehr abgeneigten griechischen Denkungsart für die brave Hausfrau die Wage als eine ebenso nothwendige Beigabe erscheinen mußte, wie es für den Mann Schwert und Becher sind, mag ich nicht entscheiden. Jedenfalls wäre es nicht der einzige Haushaltungsgegenstand, der in diesem Frauengrabe gefunden wurde. Es stammt aus demselben auch eine bronzene Messerklinge, die nach ihrer Form weder einem Schwert noch einem Dolch angehört haben kann, und deshalb wol dem Küchengeräth zuzuweisen ist (Abb. 204); und demselben Gebiete gehört der in Abb. 205 dargestellte Alabasterlöffel an, der die Form von



205. Alabasterlöffel aus dem III. Grabe (Größe 7 : 10).

zwei aneinander gelegten hohlen Händen hat. Auch in der Unterstadt, hat Tsuntas beobachtet, finden sich kleine Messer immer gerade in Frauengräbern.

An weitern Goldfunden ist ein Becher vorhanden (206), mit zwei Reihen von Fischen hübsch verziert; die ganze Höhlung ist aus einem Stück Blech getrieben, der Henkel angenietet. An der daneben abgebildeten goldenen Dose (207) ist ebenfalls nichts gelöthet, sondern der Boden nur durch Umbiegen

206 und 207. Goldener Becher und Dose aus dem III. Grabe (Größe 3:8).

des Randes befestigt. Der Deckel ist durch einen Draht mit dem Haupttheil verbunden, ebenso wie es auch bei den folgenden drei Stücken der Fall ist. Dasselbe Verschlußsystem ist oft bei den trojanischen Vasen angewandt, ebenso wie bei Homer Kistendeckel durch einen Strick mit künstlich geschlungenem Knoten befestigt werden. Im übrigen sind die Gefäße Nr. 209—211 außerordentlich klein. Das eine ist eine ganz niedrige runde Dose, die beiden andern haben Amphorenform, und zwar besteht das eine mit Blattwerkverzierung aus zwei aufeinander gestülpten Stücken, von den andern glatten ist noch ein etwas größeres Exemplar vorhanden. Ich vermuthe, daß diese Miniatur-Wasserkannen und Dosen, in Nachahmung der Beigabe von wirklichen

Gebrauchsgegenständen bei Erwachsenen, zu den Kinderleichen gelegt waren.

Einige weitere Vasen aus Silber und ein Becher aus demselben Material, sowie kupferne Kessel u. dgl. bedürfen keiner nähern Besprechung und Abbildung. Unter den Stücken dagegen aus sogenanntem ägyptischen Porzellan — einer Art Fayence — ist eine Scherbe mit dem behelmten Kopfe eines Kriegers von großem Interesse. Derselbe wird hier zum ersten male abgebildet (208). Das Gesicht ist im Profil dargestellt. Es zeigt eine starke Nase und ein großes vorquellendes Auge, dessen Stern in schwarzer Farbe angegeben ist. Der Hals wird verdeckt durch den bis hierher reichenden großen Schild. Der Helm ist niedrig und schließt sich

208. Scherbe eines Gefäßes aus ägypt. Porzellan (nat. Größe).

209—211. Goldene Gefäße aus dem III. Grabe (Größe 2:3).

dicht an die Kopfform an. Er besteht aus mehrern übereinander sich aufbauenden Schichten, deren jede für sich geflochten ist, wahrscheinlich aus Lederriemen. Am Ohre ist der Ansatz des Kinnriemens zu sehen. Oben auf dem Helme ist vorn ein hornähnlicher Aufsatz und in der Mitte der Rest eines zweiten. Wie dieser oben endigte, ist leider nicht mehr zu erkennen.

Aehnliche Hörner hat der Helm der Krieger an der großen außerhalb des Grabes gefundenen Vase, aber sie sitzen dort beide vorn, und der ganze Helm ist auch anders gestaltet.

212. Helm der Schardana.

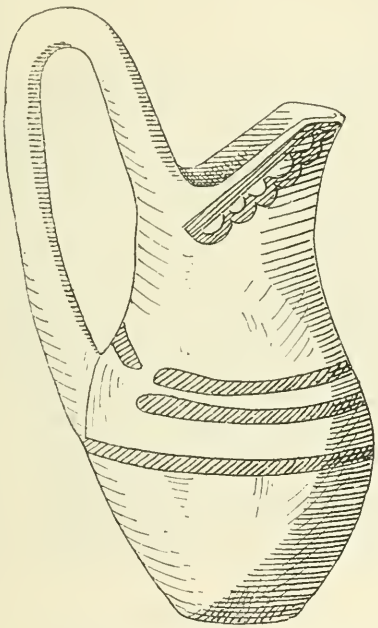
Näher steht die Form des Helmes der Schardana (Abb. 212), die als Feinde der Aegypter auf den Urkunden Ramses' III. abgebildet sind. Dort sehen wir wieder das niedrige, dicht am Kopf anliegende Halbrund, vorn und hinten ein Horn und in der Mitte einen Knauf. Unter den Schardana werden gewöhnlich die Sarder verstanden, und es könnte demnach wol sein, daß

213. Vase aus dem III. Grabe (Größe 7:10).

die in Rede stehende Form und Bekrönung des Helmes von Kleinasien nach Mykenä gekommen wäre.

An bemalten Vasen ist in diesem Grabe nur das eine Exemplar Abb. 213 gefunden worden. Dasselbe zeigt in glänzender Firnismalerei eine Verbindung der linearen mit der bildlichen Decoration. Der Bauch ist von zwei Bändern umzogen, in der obern Partie stehen in Kreisen, die durch Striche verbunden sind, Palmblätter.

Im Museum sind den Funden aus diesem Grabe einige kleine Gefäße beigesellt, die nicht aus ihm stammen, sondern eine ganz eigenartige Herkunft haben. Schliemann berichtet darüber: „Ungefähr 9 Fuß oberhalb der Oeffnung des dritten Grabes entdeckte ich neben demselben, auf dem Abhange des Felsens, in einer Tiefe von 21 Fuß unterhalb der frühern Bodenfläche eine



214. Thonvase neben dem III. Grabe gefunden (Größe 4:5).

Menge Skelette von Menschen, welche augenscheinlich nicht auf dem Scheiterhaufen gewesen, aber so sehr von der Nässe zerstört waren, daß keiner der Schädel gerettet werden konnte. Die einzigen bei diesen Gerippen gefundenen Gegenstände waren Messer von Obsidian und fünf sehr hübsche ohne Töpferscheibe gemachte Vasen.“ Eine von ihnen wird in Abb. 214 dargestellt. Sie bestehen, im Gegensatz zu den sonstigen Vasen, aus ziemlich grobem rothen Thon. Die Verzierungen, einfache Reifen und

Bogenlinien, sind mit dunkelvioletter matter Farbe auf einen gelbgrünen, ebenfalls matten Ueberzug aufgetragen. Die Gefäße gehören somit zu der großen Gruppe mit Mattmalerei, stehen aber nach ihrer rohen Herstellungsart wenigstens unter dem in Mykenä selbst gefundenen Geschirr auf der niedrigsten Stufe. Nur eine Vase aus dem II. Grabe zeigt genau dieselben Eigenthümlichkeiten, sonst könnte man glauben, in diesem merkwürdigen Funde auf der Oberfläche des Felsens eine den Schachtgräbern vorausgehende ältere Periode vor sich zu haben. Schon am Palamidi und auch wieder bei den neuesten Gräberfunden in der Unterstadt sind ganz ähnliche Erscheinungen zu Tage getreten. Vielfach lagen vor der Grabesthür Skelette mit geringen und rohen Beigaben, aber doch allem Anscheine nach gleichzeitig mit den im Grabe Beigesetzten bestattet. Es wird nicht nöthig sein, mit Tsuntas hier die homerische Sitte, nach welcher einem vornehmen Todten Sklaven oder Kriegsgefangene geschlachtet und mit ihm begraben wurden, zu erkennen. Die Erklärung, welche Lolling für die in einer Nische vor seinem Grabe am Palmidi gefundenen Knochen gegeben hat, daß hier ein Diener oder eine Dienerin der im Grabe ruhenden Persönlichkeiten bestattet sei, reicht vollkommen aus.

6. Das zweite Grab.

Das zweite Grab zeigt die kleinsten Maße von allen, 2,75 : 3 m. Es hat nur eine Leiche enthalten, und zwar, wie die Beigaben erkennen lassen, eine männliche; denn es wurden sowol die Bruchstücke eines bronzenen Schwertes, wie auch die umstehend abgebildete Lanzenspitze (Abb. 216) aus demselben Metall gefunden. Dieselbe endigt unten in eine runde, auf dem Schaft aufsitzende Hülse, an der sich eine Oese befindet, vielleicht zum Befestigen des räthselhaften beutel- oder fähnchenähnlichen Gegenstandes, den wir an den Lanzen der großen Kriegervase

(s. unten Abb. 300) angebracht sehen. Sodann war noch der goldene Becher (Abb. 215) im Grabe, der wieder aus einem Stück Goldblech getrieben und dessen einziger Henkel angenietet ist. Um den obern Theil läuft ein aus Spitzbogen zusammengesetztes Ornament, um die Mitte und um den Fuß je zwei erhabene

215. Becher aus dem II. Grabe (Größe ungefähr 9:10).

Streifen, deren schräge Schraffirung das sogenannte Gräten-ornament bildet.

Machen diese Gegenstände es sicher, daß ein Mann im Grabe bestattet war, so kann es zunächst auffallen, daß dazu ein goldenes Band (Abb. 217) sich fand. Freilich hat dasselbe eine ganz andere Form als die aus den Frauengräbern bekannten Diademe. Es ist viel schmäler und verbreitert sich in der Mitte nur sehr wenig, sodaß es den Binden, welche wir noch in späterer und spätester griechischer Zeit Königen und Dichtern um

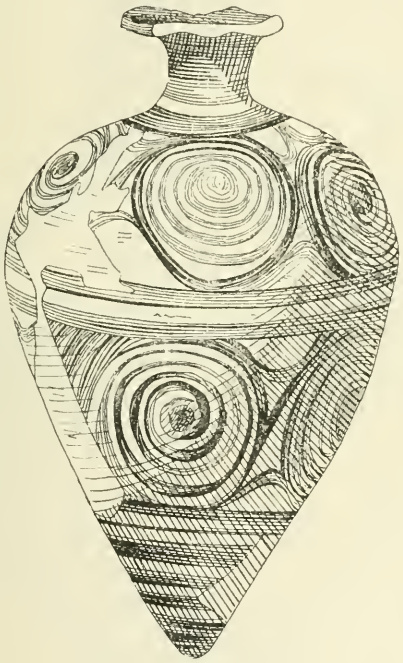
216. Bronzene Lanzenspitze aus d. II. Grabe (Größe ungef. 1:5).

das Haupt gewunden sehen, nahe kommt, und immerhin ein männliches Kopfband sein könnte. Aber die folgenden Gräber werden uns zeigen, daß diese Bänder oft in weit größerer Zahl im Grabe lagen, als Leichen in demselben vorhanden waren, und daß einige von ihnen sich um Armknochen gewickelt fanden. So werden wir sie wol zumeist als Armbänder, und zwar von Männern, zu betrachten haben. Auf den Darstellungen z. B. des auf dem Stiere reitenden Mannes in Tiryns finden sich auch solche Bänder an den Hand- wie an den Fußgelenken und an den Knien angegeben.

Bezüglich der Verzierung unsers Bandes ist bemerkenswerth, daß in der Hauptsache, in den großen durch Bogenlinien verbundenen Kreisen mit kleinern runden Buckeln neben den Tangenten, sich genau das Ornamentationssystem der einzigen Thonvase des dritten Grabes (s. oben Abb. 213) wiederholt; nur sind die großen Kreise dort mit Palmblättern, hier mit einer Rosette aus schräggestellten Blättern gefüllt. Das zweite Grab dürfte demnach dem dritten zeitlich sehr nahe stehen.

217. Goldenes Band aus dem II. Grabe.

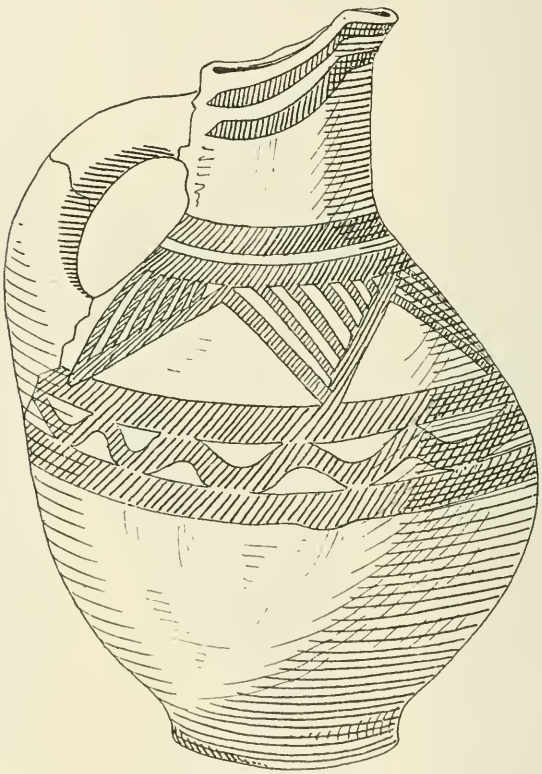
An sonstigen Gegenständen sind in diesem Grabe gefunden: ein kleines Messer, ferner drei Vasen aus sogenanntem ägyptischen Porzellan und zwei bemalte Gefäße. Das eine der letztern (Abb. 218) ist von eigenartiger Form. Es hat keinen Henkel, läuft nach unten sehr spitz zu, ist dort durchbohrt und hat dem-



218. Thonvase aus dem II. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

nach vielleicht als Trichter gedient. Es ist mit rothbraunem Firnis auf gelbem Thongrund decorirt. Um Hals, Bauch und Fuß liegen Reifen, in den beiden Zwischenräumen große, aber ziemlich flüchtig hergestellte Spiralen. Die zweite bemalte Vase ist diejenige, deren nahe Verwandtschaft mit den am Rande des dritten Grabes gefundenen Stücken schon hervorgehoben wurde (Abb. 219). Sie besteht aus grobem rothen Thon und

ist mit der Hand gemacht. Die ganze Oberfläche ist graugelb getüncht, und die Verzierung, aus Reifen, einer Zickzacklinie und einem Dreieckmuster bestehend, in grauvioletter matter Farbe



219. Thonvase aus dem II. Grabe (Größe ungefähr 1:2).

aufgetragen. Wir finden demnach hier wieder Firnis- und Mattmalerei als gleichzeitige Beigaben nebeneinander und auch noch dadurch miteinander verbunden, daß in gleicher Weise nur das von der Metalltechnik übernommene lineare Ornamentationssystem verwandt ist.

7. Das vierte Grab.

Das vierte Grab war das größte und in jeder Beziehung inhaltreichste von allen. Sein Boden maß 5 : 6,75 m, welche Ausdehnung allerdings durch die die Wände verkleidende Mauer bedeutend eingeschränkt wurde, denn diese trat überall 1,20 m weit vor. In dem Grabe lagen „die Gerippe von fünf Menschen, drei mit dem Kopf nach Osten und den Füßen nach Westen, die beiden andern mit dem Kopf nach Norden und den Füßen nach Süden".

Wir haben bei den bisher betrachteten Gräbern gesehen, wie die Bestimmung vieler Schmuckstücke durchaus abhängt von der Bestimmung des Geschlechts der Bestatteten. Dort konnte aus dem Vorhandensein einiger nur dem einen Geschlechte zuzuweisenden Gegenstände und dem Fehlen aller für das andere bezeichnenden die Frage jedesmal einheitlich beantwortet werden: in dem I. und III. Grabe waren nur Frauen, in dem II. war nur ein Mann bestattet gewesen. Anders und damit schwieriger liegt die Sache für das IV. Grab. Die große Masse von Waffen aller Art stellt außer Zweifel, daß wir es der Mehrzahl nach mit männlichen Leichen zu thun haben; daneben sind aber Stücke vorhanden, wie Haarnadeln und ein großes massives Armband, die wir uns nur als weiblichen Schmuck denken möchten, und doch kommt bei weitem nicht die volle weibliche Ausrüstung zusammen, welche wir in Grab I und III kennen gelernt haben; es fehlen vor allem Ohrringe und die großen Brustgehänge.

Die Schwierigkeiten lassen sich nicht mit voller Sicherheit lösen. Aus dem Abwägen der verschiedenen Möglichkeiten ist mir aber mehr und mehr die Wahrscheinlichkeit hervorgegangen, daß drei männliche und zwei weibliche Leichen in dem Grabe lagen.

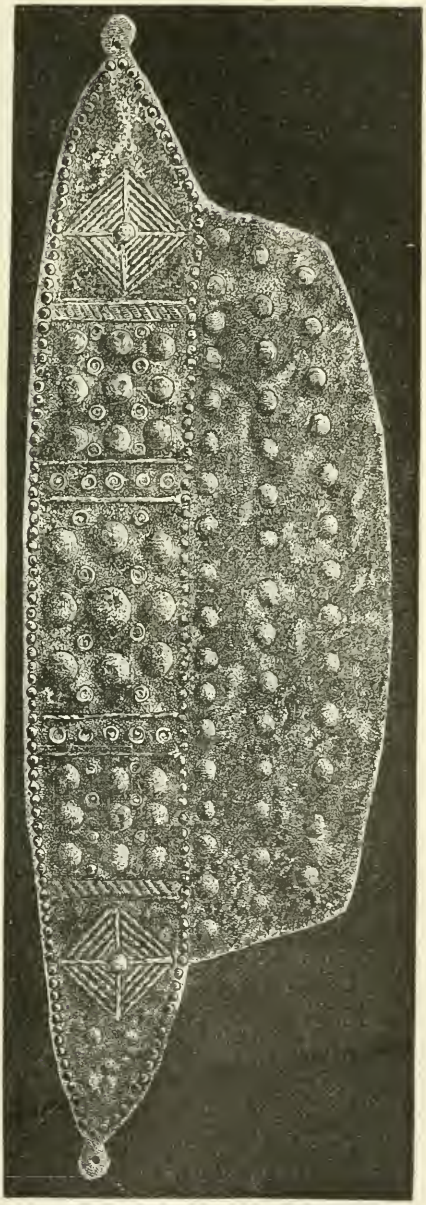
Beginnen wir gleich mit demjenigen Punkte, an welchem sich die Frage am verwickeltsten zusammenknotet. Schliemann

220. Goldenes Diadem aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 1 : 4).

zählt nicht weniger als acht „Diademe" aus diesem Grabe auf, und da das von ihm dem III. Grabe zugewiesene nach Stamatakis und der Museumsanordnung auch hierher gehört, so haben wir ihrer sogar neun. Es ist natürlich nicht möglich, daß diese bei dem Vorhandensein von nur fünf Leichen alle als Kopfschmuck gedient haben, und auch den Schliemann'schen Ausweg, daß vielleicht noch mehrere Kinderleichen im Grabe gewesen seien, die keine Knochenspuren zurückgelassen, brauchen wir nicht einzuschlagen. Ein Band von ähnlicher Form wie Abb. 217, aber überall gleich breit und auch an beiden Seiten breit endigend, hat sich im V. Grabe um einen Armknochen gewickelt gefunden (s. unten Abb. 269), und erweist sich somit, da in diesem Grabe nur Männer bestattet waren, als männlicher Armschmuck. Aber nicht blos die Bänder dieser Form sind in solcher Weise getragen worden.

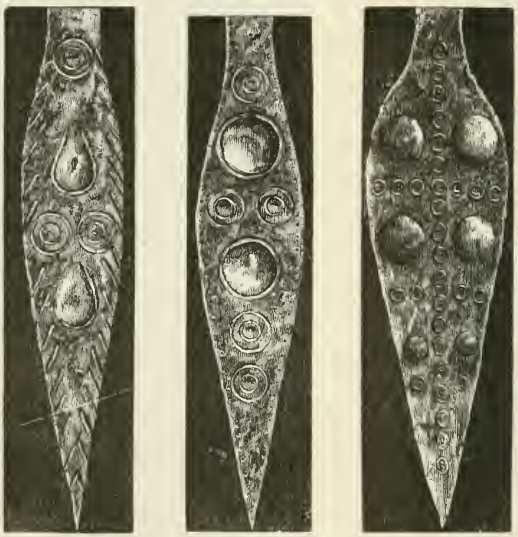
Aus dem IV. Grabe ist ein ebenfalls noch um einen Armknochen geschlungenes vorhanden, das in der Mitte am breitesten, nach beiden Seiten spitz zuläuft und in einen dünnen Goldfaden endigt. Es hat die Form von den in Abb. 158 und 159 dargestellten Goldbändern. Danach wird es sich darum handeln, welche von den verschieden gestalteten „Diademen" des IV. Grabes überhaupt noch diesen Namen behalten dürfen.

Es sind zunächst zwei Stücke vorhanden, welche dem großen Diadem mit dem Busch aus dem III. Grabe am nächsten verwandt sind. Das eine davon stellt Abb. 220 dar. Es war hier ebenfalls ein Busch aus kleinen Blättern angenietet, der jetzt aber bis auf geringe Spuren weggefallen ist. Das zweite Stück, das unter Nr. 221 abgebildet wird, ist ihm sehr ähnlich. Es zeigt dieselbe durch verticale Bänder hergestellte Eintheilung in fünf Felder; die drei



221. Goldenes Diadem aus dem IV. Grabe.

mittelsten Felder sind hier aber, statt mit Rosetten, mit denselben kleinen und kleinsten Kreisen verziert, welche bei dem ersten Stück (220) die beiden Eckfelder füllen, und in den Ecken steht bei dem neuen Diadem je ein Viereck. An Stelle des Busches setzt sich oben das Blech einheitlich fort in einer Form, die etwa der Contour des Busches entsprechen würde. Dieser obere Theil ist mit einer dreifachen Reihe von kleinen Kreisbuckeln geschmückt.



222—224. Blätter von goldenen Kreuzen aus dem IV. Grabe.

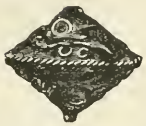
Natürlich konnten diese beiden Stücke nie um den Arm getragen werden; es sind sicher Diademe, und die Frage ist nur, ob wir sie Männern oder Frauen zuweisen sollen. Nun sind in diesem Grabe 13 goldene Kreuze vorhanden mit den vier lorbeerblattähnlichen Zacken, wie sie uns schon aus den Frauengräbern I und III bekannt sind. In dem Männergrabe II fehlten solche Kreuze, und sie fehlen gleichfalls in den Gräbern V und VI, in denen nachweislich auch nur Männerleichen lagen. Das deutet darauf, daß diese Gegenstände ausschließlich dem Frauen-

schmuck angehörten. Grab I lehrte uns, daß ihrer etwa fünf oder sechs auf eine Leiche kamen. Danach würden die 13 unsers Grabes gerade auf zwei weibliche Leichen schließen lassen. Aus ihrer Ornamentation (Abb. 222—224) geht weiter hervor, daß sie entschieden mit den beiden Diademen zusammengehören. Sie zeigen immer Kreise und runde Buckel, auch gelegentlich Blätter, die an die Rosetten des Buschdiadems Nr. 220 gemahnen, und sogar dieselben schrägen Striche am Rande wie dort. Was für die Kreuze galt, daß sie allem Anschein nach dem weiblichen Schmuck zuzuweisen sind, gilt somit auch für die Diademe, und für diese kommt noch folgender Umstand hinzu. Im II. Grabe, bei der männlichen Leiche, war nur ein schmales Goldband gefunden, das, wie wir sahen, gewiß eher als Armdenn als Kopfschmuck anzusehen ist. In den andern Männergräbern aber, V und VI, ist überhaupt nichts Diademähnliches vorhanden. Wahrscheinlich sind demnach die mykenischen Männer überhaupt nicht mit Diademen bestattet worden.

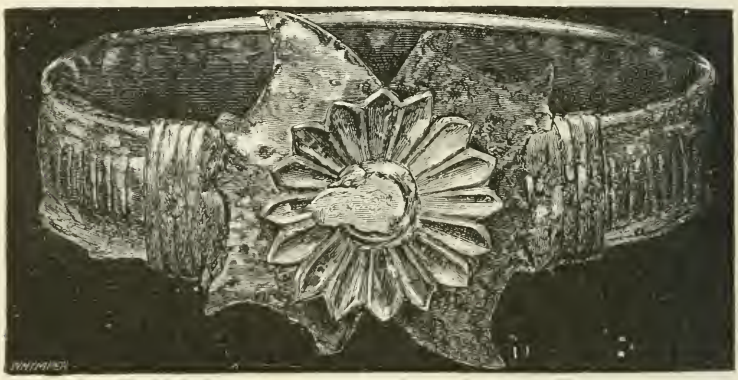
225—227. Goldene Haarnadeln aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

Folgen wir somit den von verschiedenen Seiten her ausgehenden Mahnungen, uns für die Annahme von zwei weiblichen Leichen im IV. Grabe zu entscheiden, so stellen sich im Gefolge

dieser Entscheidung und gewissermaßen zum Lohne für dieselbe sofort eine Menge von Dingen ein, die das gewonnene Resultat weiter unterstützen. So werden wir vor allem die Stücke Abb. 225—227 als Haarnadeln dem weiblichen Schmucke zutheilen müssen. Auch der Knopf Abb. 228 dürfte einer Haarnadel angehört haben; seine obere Spitze ist geschlossen, die untere offene umschloß wol einen vergoldeten Bronzestift. Sehr prächtig ist das Armband Nr. 229 mit der strahlenden, auf einen Blattgrund aufgehefteten Rosette. Auch ein Kamm ist vorhanden von Halb-



228. Goldener Knopf einer Haarnadel aus dem IV. Grabe (Größe 1:3).



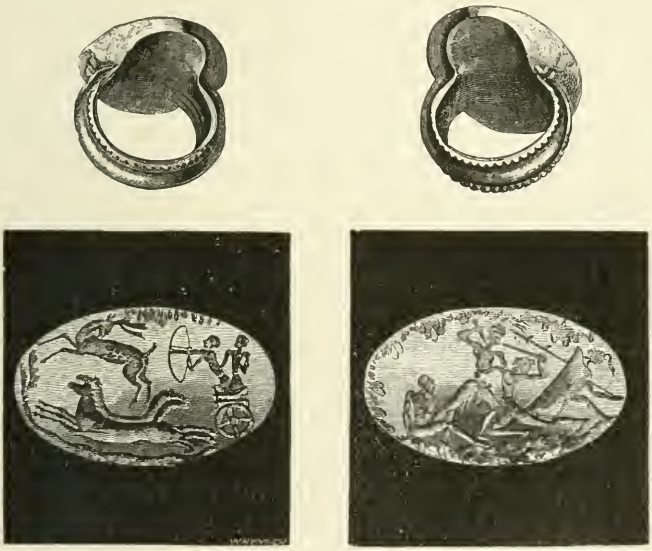
229. Goldenes Armband aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

kreisform, also bestimmt das Haar zu halten. Er besteht aus Knochen, sein Rücken aber ist mit Goldblech überzogen. Auch in diesem Grabe waren den Frauen kleine Wagen mitgegeben. Die erhaltenen Stücke bestehen aus zwei flachen Theilen Goldblech und dürften die Verkleidungen des Wagebalkens sein.

Dem weiblichen Schmuck werden ferner angehören drei Exemplare desselben kleinen Hauses mit Tauben, wie wir es im III. Grabe fanden; und zwar stimmen die drei neuen mit jenem derartig in allen Einzelheiten, in jeder Linie überein, daß sie aus demselben Stempel geschlagen, bezw. über derselben Form

gearbeitet sein müssen, ein Umstand, der auch diese beiden Gräber wieder zeitlich nahe zusammenschließt.

Von den Frauen getragen denken wir uns weiterhin die Halsbänder, welche aus den zahllosen in unserm Grabe gefundenen Bernsteinperlen gebildet waren, und schließlich auch die beiden goldenen Siegelringe mit sehr großer, eine reiche Darstellung zeigender Platte, Abb. 230 und 231. Dieselben sind näm-



230 und 231. Goldene Ringe aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

lich so eng, daß sie selbst bei einer mäßigen Männerhand sich nur bis zur Mitte des kleinen Fingers schieben lassen. Sie dürften deshalb den Frauen zuzutheilen sein, trotzdem echte Männerthaten auf ihnen dargestellt sind.

Auf dem ersten sehen wir zwei Männer zu Wagen einen Hirsch jagen. Der Wagen hat die von den Grabstelen her bekannte Form. Auch ist hier wie dort nur ein vierspeichiges Rad dargestellt, hinter dem das zweite gleiche sich versteckt. Im Gegensatz dazu sind aber als Bespannung deutlich zwei Pferde

hintereinander zu erkennen. Im Wagen stehen zwei Männer, von denen der eine zum Schuß sich vorbeugt. Er hält mit der gerade ausgestreckten Linken den Bogen und schnellt mit der Rechten den Pfeil von der Sehne. Der andere steht gerade aufrecht und hält in den halberhobenen Händen die Zügel, die allerdings selbst nicht zu sehen sind. Ueber den Pferden ist springend und den Kopf zurückwendend ein Hirsch dargestellt. Er ist natürlich vor ihnen laufend zu denken. Die Scene ist des Raumes wegen zusammengerückt, wie so oft in der ältesten Kunst, und so das Hintereinander in ein Uebereinander verwandelt. Unter und vor den Pferden deutet eine Wellenlinie den Erdboden an, der auch mit den blattartigen Darstellungen am obern Rande, welche bei dem zweiten Ringe ringsum laufen, gemeint zu sein scheint.

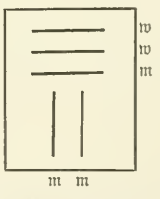
Der zweite Ring führt uns einen Kampf vor. Es sind vier Männer dargestellt. Die Handlung gipfelt in der Mittelgruppe. Hier schreitet ein Krieger weit nach rechts aus; er hat einen vor ihm ins Knie Gesunkenen im Nacken oder in den Haaren gefaßt und ist im Begriff, ihm das Schwert in die Brust zu stoßen. Der Gesunkene sucht sich mit gehobenem Schwerte noch zu vertheidigen; von rechts her kommt ihm ein anderer zu Hülfe, der sich mit einem riesigen Schilde deckt und eine große Lanze gegen den bisjetzt Obsiegenden schwingt. Auf der andern Seite der Gruppe sitzt niedergesunken oder ausruhend ein anderer Mann, seine Rechte stützt sich auf den Sitz; das linke Knie hat er hochgezogen, das rechte Bein lang vor sich ausgestreckt.

Die Männer scheinen ebenso wie die auf dem vorigen Ringe wieder nur mit Schurzen bekleidet. Auf dem Kopfe trägt der beschildete jedenfalls einen Helm, denn hier ist der Busch deutlich erkennbar. Sein Schild hat nicht die eingekerbte, sondern eine einheitliche lange Form und ist so stark gewölbt, daß er ungefähr einen Halbcylinder bildet.

Damit wären die Gegenstände aufgezählt, welche wir wol mit ziemlicher Sicherheit den beiden Frauenleichen dieses Grabes

zutheilen können. Man würde nun am ehesten diese beiden Leichen in denjenigen vermuthen, welche Schliemann in der Südhälfte des Grabes in dessen Längsrichtung gebettet fand, während die drei andern in der Nordhälfte quer lagen. Aber eine solche Annahme lassen die Fundberichte nicht zu. Schliemann sagt: „Indem ich die Ausgrabung der untern Schichten dieses Grabes von der Südseite anfing, stieß ich sogleich auf fünf große kupferne Kessel, in deren einem genau 100 sehr große und kleine knöcherne mit Gold plattierte Knöpfe enthalten waren.... Unmittelbar neben dem kupfernen Gefäß mit den goldenen Knöpfen fand ich einen silbernen Kuhkopf mit zwei langen goldenen Hörnern.... Auch fand ich dort zwei von sehr dünnem Goldblech gefertigte Kuhköpfe, die eine doppelte Axt zwischen den Hörnern haben.... Indem ich von Osten nach Westen weiter grub, stieß ich auf einen Haufen von mehr als 20 Schwertern und mehrern Lanzen von Bronze.... Einige der Lanzenschäfte schienen wohl erhalten, aber sie zerfielen, als sie der Luft ausgesetzt wurden.... Die beiden Leichname, deren Kopf nach Norden gewandt war, hatten das Gesicht mit großen goldenen Masken von Repoussé-Arbeit bedeckt."

Danach ist völlig klar, daß die beiden Leichen, welche mit dem Kopfe nach Norden lagen, bei denen Schwerter und Lanzen und auf den Gesichtern Masken gefunden wurden, Männer waren, und daß wir die Frauen unter den drei andern nach Osten gerichteten zu suchen haben. Das letztere wird auch noch besonders bestätigt durch Schliemann's Angabe: „Ich fand bei den drei mit dem Kopf nach Osten liegenden Gerippen die beiden großen Siegelringe und das große goldene Armband."



232. Die fünf Leichen im IV. Grabe.

Einige weitere Stellen des Schliemann'schen Berichts scheinen allerdings auf den ersten Blick unsere Annahme von zwei Frauenleichen wieder in Frage zu stellen und zu beweisen, daß nur eine solche im Grabe vorhanden war; mit ihm müssen wir uns

daher noch kurz auseinanderſetzen. Der erſte Punkt liegt ziemlich einfach. Ich ſchicke voraus, daß die Masken ſpeciell für männliche Leichen charakteriſtiſch erſcheinen. Sie bedeckten die Geſichter der beiden Leichen unſers Grabes, die nach der Beigabe der Waffen ja ſicher männliche ſind; ſie fehlen gänzlich in den Frauengräbern I und III, treten aber wieder auf in dem Männergrabe V. Nun berichtet Schliemann: „Eine dritte Maske von viel dickerm Goldblech (Abb. 233) bedeckte das Geſicht eines der mit dem Kopf nach Oſten gewandten Gerippe.“ Da die beiden von Süd nach Nord gerichteten Skelette als Männer erkannt ſind, wäre dies alſo die dritte männliche Leiche, und die beiden einzig noch übrigbleibenden müßten Frauen ſein. Trotzdem heißt es: „Eine vierte ſehr ſchwere goldene Maske wurde neben dem Haupt einer andern der mit dem Kopfe nach Oſten gewandten Leichen gefunden; bei näherer Betrachtung ſieht man, daß ſie einen Löwenkopf darſtellt.“ Eine noch nähere Betrachtung zeigt aber, daß dieſe Maske (Abb. 249) mit den von dem Halſe des Löwenkopfes wagerecht abgehenden Blechtheilen auf eine ebene Fläche aufgeheftet war und demnach wahrſcheinlich ein Schildzeichen bildete. Daß ſie auf dem Geſicht eines Todten gelegen hätte, wäre ja auch an ſich ganz unglaublich! Dieſe Schwierigkeit wäre alſo glücklich beſeitigt und wir dürfen vorläufig noch an zwei weibliche Leichen glauben. Dann ſagt aber Schliemann weiter: „Diejenigen beiden der mit dem Kopf nach Oſten gewandten Gerippe, deren Geſichter mit goldenen Masken bedeckt waren“ — (das eine davon iſt die Löwenmaske, die aber nach der erſten Angabe „*neben* dem Haupt“ gefunden iſt) — „hatten ebenfalls die Bruſt mit großen goldenen Bruſtplatten bedeckt; die eine iſt von maſſivem Gold, aber ohne irgendeine Ornamentation, die andere von ſehr dünnem Goldblech und in Repouſſé-Arbeit geſchmückt mit zwei Rändern von kleinen Kreiſen, zwiſchen welchen fünf Reihen von ſchildförmigen Ornamenten mit concentriſchen Kreiſen ſtehen. Dieſe letztere Bruſtdecke hat an jedem Ende ein Loch, um an dem Leibe befeſtigt zu werden.“

Auch die Brustdecken sind offenbar nur Männern mitgegeben worden; sie finden sich nur in diesem und im V. Grabe. Wären also wirklich zwei von den drei querliegenden Leichen mit ihnen bedeckt gewesen, so wäre es kaum gestattet, mehr als die letzte übrigbleibende für weiblich zu halten. Aber auch diese Schwierigkeit löst sich sehr befriedigend. Die Brustdecke ohne Ornamentation, von welcher Schliemann spricht, ist im Museum unter den Gegenständen dieses Grabes vorhanden, eine weitere aber nicht. Es gibt auch außer ihr nur noch eine Brustdecke im V. Grabe; diese kann aber mit der Schliemann'schen Beschreibung durchaus nicht gemeint sein, da sie eine ganz andere Verzierung trägt (s. unten Abb. 268). Was letzterer für die zweite Brustdecke gehalten hat, ist ganz klar: nämlich nichts anderes als das zweite große Diadem mit dem aufragenden Obertheil an Stelle eines Busches (Abb. 221). Die zwei Ränder von kleinen Kreisen, die Eintheilung in fünf Schilder, das Loch an jedem Ende, alles findet sich hier wieder! Und wenn es noch eines Beweises bedarf, daß Schliemann wirklich dieses Stück für einen Brustpanzer hielt, so bringt ihn sein kleiner Katalog der mykenischen Alterthümer in Athen, wo unser Diadem, das im Museum die Nummer 274 führt, unter dieser Nummer bezeichnet wird als „petite cuirasse d'or très mince avec ornement au repoussé".

Was eben noch unserer These von zwei Frauenleichen so gefährlich schien, verwandelt sich jetzt in die beste Stütze derselben: der vermeintliche Brustpanzer, der auf eine männliche Leiche deutete, kann als großes Diadem nur eine weibliche geschmückt haben.

Und die beiden weiblichen Leichen lagen dicht nebeneinander, denn Schliemann fährt gleich nach der Beschreibung jenes Stückes fort: „Neben dem Kopfe eines andern Körpers fand ich die schöne goldene Krone" (Abb. 220). Es handelt sich hier sicherlich noch um dieselbe Gegend des Grabes und um einen von keiner Maske bedeckten Kopf. Nach alledem ergibt sich, daß drei Leichen die Gesichter mit Masken bedeckt, die beiden andern die Stirn

mit einem Diadem umwunden hatten: jene waren Männer, diese Frauen.

Nachdem wir uns somit überzeugt haben, daß unsere Annahme von zwei Frauenleichen zu Recht besteht, gehen wir zu der Betrachtung derjenigen Gegenstände über, welche die Ausstattung der drei Männerleichen dieses Grabes bildeten. Darunter sind natürlich die drei Masken von ganz hervorragender Bedeutung, weil wir in ihnen zum ersten mal die mykenische Kunst sich aus der bloßen Decorationsübung erheben sehen zur Lösung derjenigen Aufgabe, die wir als Höhepunkt aller bildenden Kunst anzusehen gewohnt sind, das ist die Darstellung des menschlichen Gesichtes. Jene Masken zeigen uns plastisch modellirte Gesichter in Lebensgröße. Die beiden, welche über den in der Längsrichtung des Grabes liegenden Leichen gefunden wurden, sind einander außerordentlich ähnlich. Es brauchte deshalb nur eine von ihnen abgebildet zu werden (Abb. 233). Diese zeigt uns ziemlich regelmäßige Züge: eine nicht große wohlgebildete Nase und einen ebenfalls mäßigen Mund mit deutlich vortretenden Lippen. Die Augen sind sehr eng und etwas schräg gestellt. Sie sind deutlich geschlossen; mitten über dem vorquellenden Apfel läuft die Linie, in der die beiden Lider zusammenstoßen; zu beiden Seiten von ihr sind die Wimpern durch eingedrückte kleine Striche angegeben. In derselben Art, nur derber, sind auf den vortretenden Augenknochen die Brauen dargestellt.

Dies alles findet sich bei der andern Maske genau so wieder. Der einzige merkbare Unterschied liegt darin, daß die Ohren dort weniger weit von den Augen abstehen und auch etwas sorgfältiger geformt sind als hier.

Die dritte Maske, welche auf dem Gesichte des neben den Frauen bestatteten Mannes lag, weicht von den eben beschriebenen außerordentlich ab (Abb. 234). Die Nase ist allerdings sehr verdrückt und deshalb nicht genau zu beurtheilen. Die Augen aber sind größer als dort, fast kugelrund und weit vor-

quellend. Sie machen, da sie von scharfen Rändern umzogen sind, den Eindruck, als wenn sie weit geöffnet wären. Indessen wird, da bei dieser Maske überhaupt alle Innenzeichnung fehlt, nur aus Ungeschicklichkeit die Grenzlinie zwischen den geschlossenen Lidern ausgelassen sein. Die Augenknochen treten scharf vor,

233. Goldene Maske aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

die Brauen sind aber nicht angegeben. Der Mund ist durch eine gewölbte Einkerbung dargestellt, die nach beiden Seiten lang verläuft, so lang, daß sie am Ende nicht mehr den Mund bedeuten kann. Linien, die von den Nasenflügeln ausgehend nach jenen Ecken anschließen und die dazwischenliegende Partie etwas erhöht erscheinen lassen, zeigen, daß hier ein Schnurrbart angedeutet ist, bei welchem die Haarzeichnung ebenso unterlassen

wurde wie bei Wimpern und Brauen. Indessen werden wir uns den Mann nicht mit einem Schnurrbart allein denken dürfen, sondern gewiß mit einem Ansatz des vollen Bartes dazu, der aber, da nichts von ihm dargestellt ist, nur gering gewesen sein

234. Goldene Maske aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 3:8).

muß und damit auf ein jugendliches Alter deutet. Die Unterlippe ist ganz schmal. Die Ohren sind völlig umgestellt, indem die Muschel statt aufrecht zu stehen mit der offenen Seite nach unten liegt.

Daß wir in diesen Masken die Porträts der Verstorbenen zu erkennen haben, kann nicht zweifelhaft sein, vor allem wegen der geschlossenen Augen, die auch bei einem Exemplar des V. Grabes wiederkehren. Wie sie angefertigt wurden, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Das Blech ist viel zu dick, als daß es wie die Kindermaske aus dem III. Grabe über dem Gesicht des Todten selbst zurechtgebogen sein könnte; es dürfte am ehesten über einer Holzform geschlagen sein, ebenso wie die vielen Knöpfe und Buckel dieses Grabes ihre Verzierungen über einer noch vielfach unter ihnen erhaltenen Unterlage aus Knochen empfangen haben, in der alle Linien vorgeritzt sind.

Die Verschiedenheit in der Darstellung der einzelnen Gesichtstheile, welche zwischen den ersten beiden Masken einer- und der dritten andererseits obwaltet, läßt sich nicht aus der Verschiedenheit des Gesichtstypus der Darzustellenden allein erklären. Der Todte, welchem die dritte Maske angehört, hatte ebenso gut geschlossene Augen und besaß ebenso gut Wimpern und Brauen wie die beiden andern. Wenn diese Dinge nicht zum Ausdruck gebracht sind, so verstand der Verfertiger der Maske sie eben nicht darzustellen. Wir müssen demnach annehmen, daß diese dritte Maske zu einer andern, wahrscheinlich frühern Zeit angefertigt ist als die beiden andern, und daß also die Männerleiche, zu welcher sie gehört, das ist diejenige, welche mit den beiden Frauen zusammenliegt, früher bestattet worden ist als die beiden andern, diese selbst aber wegen der großen Uebereinstimmung ihrer Masken ziemlich zu gleicher Zeit.

Wie schon oben erwähnt, scheint mir die Belegung des Gesichts mit einer Maske die gleichzeitige Anbringung einer Stirnbinde auszuschließen, und da alle drei Männerleichen Masken trugen, für die Frauen aber schon die beiden großen Diademe in Anspruch genommen sind, so dürften die sonst vorhandenen Goldbänder sämmtlich dem Zwecke gedient haben, den wir noch in zwei Fällen aus den Fundthatsachen erweisen können, nämlich um den Arm gewickelt zu werden. Im Museum liegt ein mit

235. Goldband aus dem IV. Grabe.

der Spitze in einen Goldfaden endigendes Band aus diesem Grabe, in dessen Geschlinge noch der Armknochen erhalten ist. Nur entsteht jetzt die Frage, ob solche Armbänder wirklich von Männern getragen wurden und nicht vielmehr den beiden Frauen dieses Grabes zuzuweisen sind. Darauf ist zu erwidern, daß erstens in dem Männergrabe V ein gleichartiges Band auch noch um einen Armknochen gewickelt gefunden ist, und daß zweitens die Gestalten auf verschiedenen Darstellungen die Arme gleich über dem Handgelenk mit Bändern umwickelt zeigen. Ein weiteres Argument für die Zugehörigkeit wenigstens einiger unserer Bänder zu den Männerleichen ergibt sich aus ihrer Ornamentation. Dieselben Zierformen, welche sich im Mittelpunkte des in Abb. 235 dargestellten Bandes befinden: eine Rosette mit geraden, rechts und links eine mit schrägstehenden Blättern, und Oel- oder Lorbeerzweige, kehren wieder auf verschiedenen sicher zur Männertracht gehörigen Stücken, von denen eins in Abb. 236 abgebildet ist. Dieselben bestehen aus einem horizontalen, an beiden Enden durchbohrten Bande, von dessen Mitte ein verticaler, durch eine Mittelrippe verstärkter und in eine große runde Oese endigender Streifen ausgeht. Da eins dieser Stücke am Knie einer Leiche befestigt gefunden ist, so wird man für sicher halten dürfen, daß sie die aus Zeug oder Leder bestehenden Gamaschen, die Vorgänger der Beinschienen, hielten,

mit denen die Unterschenkel der Krieger auf der schon öfter genannten großen Vase (Abb. 300, 301) bekleidet sind. Sie saßen jedenfalls in der Weise, daß das ornamentirte Band mit Hülfe eines Drahtes die Partie zwischen Knie und Wade umschlang, der verticale Streif aber nach unten hing und mit seiner Oese einen Knopf der Gamasche faßte.

236. Goldener Gamaschenhalter aus dem IV. Grabe.

Die übrigen Beigaben beschränken sich fast ganz auf die zwei großen Abtheilungen: Waffen und Trinkgefäße. Als Waffen finden sich Schwerter, Dolche, Speere und Pfeile. Betrachten wir zunächst die Schwerter. Ihre Klingen sind sämmtlich von Bronze, wie ja Eisen überhaupt in keinem einzigen der Gräber vorkommt. Sie sind alle zweischneidig und von eigenthümlicher Form: setzen breit an, laufen dann aber sehr lange schmal weiter und endigen in eine Spitze. Schon Schliemann bemerkte, daß sie bei ihrer Länge (bis 1 m) viel zu schwach seien, um zum Hiebe gebraucht zu werden. Mehrfache Darstellun-

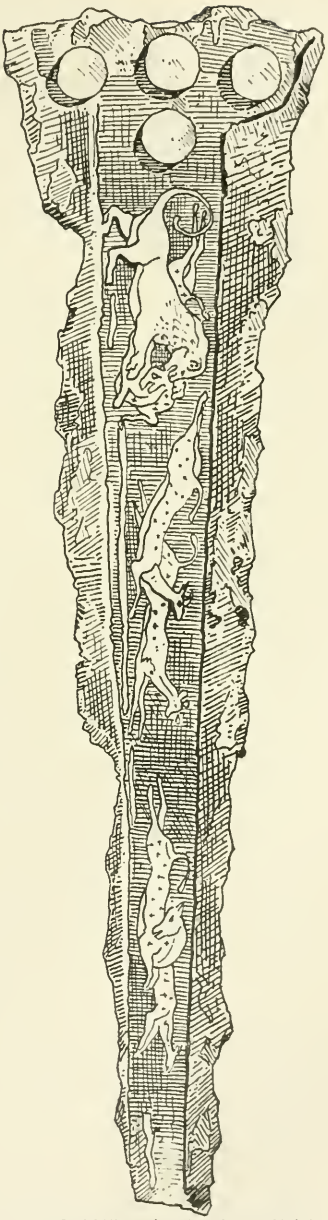
237. Dolchklinge in eingelegter Arbeit aus dem IV. Grabe. (Vorderseite.) (Größe 2:3.)

gen von Männerkämpfen haben uns auch bereits gezeigt, daß mit dem Schwert immer nur gestochen wird, so auf dem Schieber des III. und auf dem Goldring des IV. Grabes (s. Abb. 201, 231). Die Klingen sind zum Theil in ihrer vollen Länge mit Darstellungen laufender Thiere verziert. So zeigt eins aus diesem Grabe neben jeder Schneide eine lange Reihe von Greifen, einen genau wie den andern gebildet. Sie sind in ganz flachem Relief aus der Klinge selbst herausgearbeitet, und zeigen fast dieselbe Gestalt wie die aus Goldblech zum Kleiderschmuck angefertigten aus dem III. Grabe (s. oben Abb. 185). Schliemann konnte über diese Darstellungen noch nicht berichten; sie sind erst im Museum zu Athen durch den verdienstvollen Leiter desselben, Athanasios Kumanudis, nach mühevoller Reinigungsarbeit entdeckt worden.

Eine noch größere Ueberraschung bot sich, als die Dolchklingen, die mit einer sehr dicken Oxydschicht überzogen waren, gesäubert wurden. Es fanden sich auf fünf Dolchklingen die bewundernswürdigsten Darstellungen in eingelegter Arbeit. Die erste (Abb. 237) zeigt auf der einen Seite eine große Löwenjagd. Links sind fünf Männer, rechts drei

Löwen dargeſtellt. Der vorderſte der Männer iſt von dem andringenden erſten Löwen bereits niedergeriſſen und liegt auf dem Rücken, die Beine auf ſeinem Schilde zuſammengezogen. Die zwei folgenden ſtoßen gleichzeitig ihre langen Lanzen gegen die Stirn und in den Rachen des Thieres. Der vordere von ihnen deckt ſich mit einem großen hochgewölbten und ſeitwärts in der Mitte eingekerbten Schilde, der andere hat einen kleinern viereckigen Langſchild vermittelſt eines Schulterbandes auf den Rücken gehängt. Der vierte Mann iſt ein Bogenſchütze, der letzte wieder ein Lanzenkämpfer mit einem großen eingekerbten Schilde auf dem Rücken. Der vorderſte Löwe, welcher allein noch im Kampfe ſteht, iſt bereits auf dem Blatt verwundet, die beiden andern haben kehrt gemacht und rennen davon.

Die Darſtellung bietet im einzelnen eine Menge des Intereſſanten. Die badehoſenartige Gewandung der Männer kennen wir bereits, aber ſie tritt uns hier zum erſten mal in ganz deutlicher Zeichnung entgegen. Ebenſo ſind die beiden Schildformen von den Schiebern und Goldmünzen her bekannt. Die Art, wie ſie umgehängt werden,



238. Dolchklinge in eingelegter Arbeit aus dem IV. Grabe. (Rückſeite.) (Größe 2:3.)

aber ist neu und in der ganzen antiken Kunst auch nur hier dargestellt. Herodot nennt die Schildhandhaben eine Erfindung der Karer, eines Volkes, das unter dem mythischen Könige Minos von Kreta eine große Rolle spielte. Wir scheinen uns hier also noch in der Zeit vor jener Erfindung zu befinden. Außerdem wird man ohne Mühe mancherlei berechnete Feinheiten in der Gruppirung der Figuren sehen. Die Männer sind in möglichst abwechselnden Stellungen zusammengeordnet, und auch die Schilde sind so vertheilt, daß auf einen eckigen jedesmal ein ovaler gekerbter folgt. Ebenso geschickt sind die verschiedenen Löwen behandelt. Der erste richtet sich voll gegen die Angreifer, der zweite hat schon die Flucht ergriffen, wendet aber den Kopf noch einmal um, der dritte hat das Feld völlig aufgegeben und rast in vollem Laufe davon.

Die Wirkung dieser ansprechenden Zeichnung wird noch außerordentlich erhöht durch die Farben; denn das Bild ist aus den verschiedensten Metallen zusammengesetzt. Die Löwen und die nackten Theile der Männer sind mit Gold eingelegt, die Hosen aber sowie die Schilde mit Silber, und die Nebentheile, wie Schildriemen, Schildzeichen und Verzierung auf der Gewandung mit einer fast schwarzen Masse. Der Grund ist mit einem dunkeln Schmelz überzogen, von dem sich die Gestalten vortrefflich abheben. Das ganze Bild ist zunächst auf einer besondern dünnen Bronzeplatte fertig gestellt und dann mit dieser in die Klinge eingefügt. Dieses Verfahren läßt sich bei allen Dolchklingen unsers und des V. Grabes beobachten.

Auf der andern Seite dieser Klinge ist ein Löwe und fünf gazellenartige Thiere dargestellt (Abb. 238). Der Löwe hat das letzte von ihnen gepackt, die andern entlaufen eiligst. Auch hier ist in der Darstellung der Davonlaufenden wieder die größte Abwechselung erstrebt durch den gestreckten Lauf der einen, das Ausschlagen oder sich Umwenden der anderen.

Ein zweiter in diesem Grabe gefundener Dolch zeigt drei Löwen hintereinander laufend. Die Technik ist bei diesem

Exemplar insofern eine andere, als auf der in die Klinge eingefügten Bronzeplatte die Löwen schon in Relief vorgearbeitet waren und diese Erhöhungen dann mit den Goldblättchen belegt wurden. Die Thiere heben sich so weit besser heraus als bei den andern in gewöhnlicher Art eingelegten Stücken.

Die weitern nicht minder hervorragenden Dolchklingen finden sich im V. Grabe und werden an ihrer Stelle besprochen werden. Wenn wir alle diese Stücke betrachten und die Sorgfalt der Arbeit, die Lebendigkeit der Darstellung, die Pracht der Farben auf uns wirken lassen, welch hohe Achtung bekommen wir von der Culturperiode, die solches hervorbringen konnte! Es hat nie an Einsichtigen gefehlt, welche überzeugt waren, daß die homerischen Beschreibungen von wunderbar kunstvoll verzierten Schilden, von herrlichen Bechern, von feenhaft geschmückten Palästen nicht aus der Luft gegriffen seien, sondern durch thatsächlich vorhandene ähnliche Dinge angeregt sein müßten; aber auch nie an Schwachmüthigen, die bei dem Fehlen von Fundstücken solcher Art lieber alles für eitel Phantasie und Fabel hielten. Jetzt haben wir die große Cultur jener ältesten Periode vor uns, und wer möchte bezweifeln, daß sie es ist, die den homerischen Sängern zu ihren so liebevoll ins Einzelne gehenden Beschreibungen den Stoff gab? Gerade unsere Dolchklingen zeigen schlagend, wie vieles in jenen Beschreibungen erst dann ganz zu verstehen ist, wenn man die Vorbilder vor Augen hat. Der Schild des Achill, den Hephaistos kunstvoll schmiedet und mit ganzen Bilderreihen umzieht, in denen Städte und Felder und Weinberge und Hirtenleben und Tanz dargestellt sind, ist nach Homer's Beschreibung unzähligemal reconstruirt worden. In schönen Ringen reihte man die Scenen aneinander und dachte sich das Ganze wie die phönikischen Silberschalen, das Aelteste, was von griechischem Boden bekannt war, in getriebener Arbeit hergestellt. Wie dabei der Meister die verschiedenen Metalle und Farben verwandt haben sollte, die Homer erwähnt, blieb durchaus dunkel; diese hatte der phantasievolle Sänger hinzu-

gedichtet. Wenn wir aber für den Schild nicht getriebene, sondern eingelegte Arbeit annehmen, erklären sich die Verse sehr einfach, in denen es heißt (Il. XVIII):

561. Drauf auch ein Rebengefilde, von schwellendem Weine belastet,
Bildet' er schön aus Gold; doch schwärzlich glänzten die Trauben;
Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben von dunkler Bläue des Stahles
Sammt dem Gehege von Zinn.

573. Eine Heerd' auch schuf er darauf hochhauptiger Rinder,
Einige waren aus Golde geformt, aus Zinne die andern.

597. Jegliche Tänzerin schmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldene Dolche zur Seit' an silbernen Riemen.

So kommt Homer zu seinem Rechte, und die mykenischen Dolche gehören zweifellos derselben Kunst an, die den göttlichen Sänger zu seinen Schilderungen begeisterte.

Betrachten wir nach den Klingen nun auch die Griffe, welche sie hielten, die Scheiden, in denen sie steckten, und die Bänder, an denen das Ganze hing.

Die Klinge war vermittelst drei oder vier Nieten an einen Griff befestigt. Der letztere besteht häufig aus Holz, das mit Goldblech überzogen ist, und ist in dieser wenig haltbaren Gestalt wol nur für den Todtenapparat angefertigt worden. Ein Beispiel bietet Abb. 239. Wir sehen hier deutlich die drei Nieten, sowie den geringen Ueberrest der Klinge, und nach der andern Seite hin das mit Spiralen, Vierecken und Punktlinien reich verzierte Verkleidungsblech. Das Stück wurde von Schliemann dem V., von Stamatakis aber dem IV. Grabe zugezählt.

Am Kopfende des Griffes saß ein Knauf, der bei goldenen Griffen natürlich auch aus Gold war, in der weitaus größten Zahl der Exemplare aber aus Knochen oder Alabaster besteht und dann wol einem einfachen leder- oder hanfumsponnenen Griffe angehörte. Theile eines solchen goldenen Knaufes stellt Abb. 240 und weiter unten Abb. 288 dar. Die knöchernen oder alabasternen haben die Form einer Halbkugel und zeigen auf

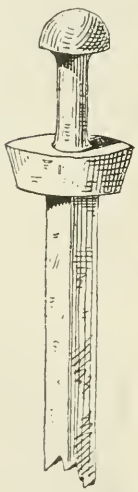
der platten Seite das Einsatzloch für den Griff (s. Abb. 281). Die umstehende Skizze (Abb. 241) versucht einen Begriff zu geben, wie wir uns einen solchen Schwertgriff mit Knauf zu denken haben. Die Form kommt der im Mittelalter wieder überall üblich gewordenen sehr nahe.

239. Schwertgriff aus dem IV. Grabe (Größe 1:2).

240. Goldener Knauf von einem Schwertgriff aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

Von den Schwertscheiden haben sich nur wenige Spuren erhalten. Sie werden wie der Kern der Griffe aus Holz, oder aus Leder, oder auch, wie Schliemann meint, nur aus mehrfachen Lagen Leinwand bestanden haben, denn von solcher haben sich öfter Stücke an die Klingen angeklebt gefunden. Zu ihrer Verzierung hat Schliemann gewiß mit Recht einen Theil der großen goldenen Scheiben und Knöpfe gerechnet, die so massenhaft im Grabe vorhanden waren. Die größten saßen an dem breitesten Theile der Scheide und immer kleinere nach der Spitze zu.

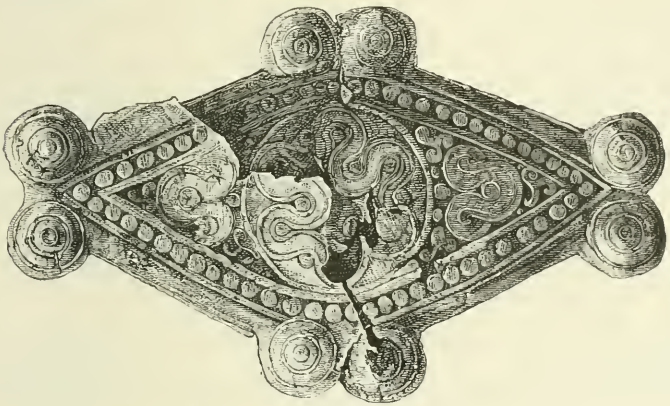
Diese Knöpfe sind in mehrfacher Weise interessant. Die Abbildung 242 zeigt, wie unter dem stellenweise zerstörten Goldblech der Untergrund, welcher aus Holz, bei andern Exemplaren aus Knochen besteht, zum Vorschein kommt. In diesen sind alle die Verzierungen vorgeritzt, welche die darüber gelegte Verkleidung zum Ausdruck bringt. Offenbar wurde also das glatte Goldblech über diesen Kern befestigt und dann durch festes Andrücken und Nachziehen der Linien mit einem Stifte ornamentirt. Es ist wol anzunehmen, daß diese Art, die Ornamentation in Blech herzustellen, nicht bei den Knöpfen allein angewandt wurde; auch die Masken, die Diademe, die 700 Goldscheiben des III. Grabes und so viele andere Dinge dürften in ähnlicher Weise verfertigt worden sein.



241. Schwertgriff mit Knauf (reconstruirt).

Noch eins aber ist es, was uns bei diesen Platten besonders interessirt: nämlich die großen Buckel, deren je zwei oder auch drei an die Ecken des Rhombus angesetzt sind. Dieselben sind deutlich als runde Scheiben gekennzeichnet, deren Mittelpunkt jedesmal etwas über den Rand des Vierecks hinausliegt. Dadurch ist die Bedeutung des Motivs klar: Die Scheiben stellen die breiten Köpfe von Nägeln oder Zwecken dar, welche die rhombische Platte an den Gegenstand, den sie zieren sollte, anhefteten. Da die Nägel niemals durch die Platte selbst geschlagen sind, so muß diese in der Technik, welche unsern Stücken zum Vorbild diente, aus einem Stoff bestanden haben, dessen Durchbohrung schwierig oder gefährlich war. Wir werden also etwa an die edlern Steinsorten zu denken haben, aus denen auch die Gemmen bestehen, oder an Bergkrystall oder Bernstein. Der unten (262) abgebildete, wahrscheinlich zu einem Scepter gehörige Griff ist mit kleinen Plättchen Bergkrystall eingelegt. Größere lose Streifen davon sind in stattlicher Zahl in diesem

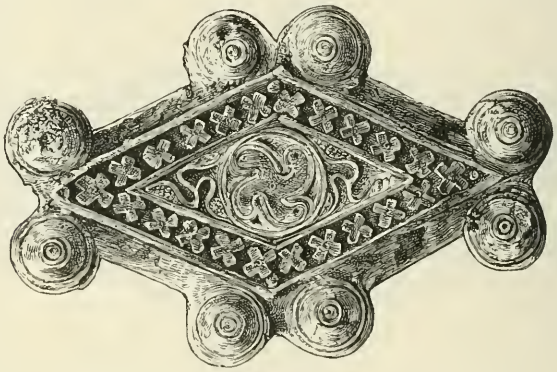
Grabe gefunden worden. Sie haben genau die Form und Größe der Glasstreifen von unsern kleinen Glasklavieren, zeigen aber nirgends eine Durchbohrung. Ihre Verwendung läßt sich kaum anders erklären, als daß sie entweder eingelegt oder in derselben Weise wie die Vorbilder unserer Goldplatten, nur durch die Köpfe von Nägeln gehalten, als Zierath aufgeheftet gewesen seien, sei es auf Schwertscheiden, sei es auf Kästchen oder dergleichen.



242. Großer Knopf, mit Goldblech überzogen, aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

Natürlich ist bei unsern Goldplatten nur das Motiv der am Rande sitzenden Nagelköpfe von den aufgehefteten Stein- oder Krystallplatten entlehnt, die Ornamentation der Platte selbst aber aus der Metalltechnik hinzugenommen. Darüber kann kein Zweifel sein, nachdem die Dolchklingen ein so erfreuliches Licht über die derzeitige Art jener Technik verbreitet haben. Betrachten wir z. B. Abb. 243, so ist klar, daß die Kreuze in dem von zwei Linien gebildeten Rahmen der Platte als einzelne Stücke auf dunklern Grund aufgesetzt zu denken sind. In ähnlicher Weise ist dann der in den Rahmen eingefügte Kreis mit einem Hakenkreuz und die zwischen Kreis und Rahmen übrigbleibenden Zwickel jeder mit einem Dreistern aus geschwun-

genen Linien, dem sogenannten Triskeles, belegt worden. Dieselbe Entwickelung, welche an Stelle der in eingelegter Arbeit hergestellten homerischen Schilde nach und nach solche aus einem Stück mit getriebenen Verzierungen entstehen ließ, hat auch hier stattgefunden: die Herstellungsart vereinfacht sich, aber die Zierformen bleiben dieselben. Uebrigens finden sich, wie schon Milchhoefer[1] nachgewiesen hat, die Zierformen gerade dieses Stückes alle in Kleinasien wieder, die Kreuze an der Façade des so-



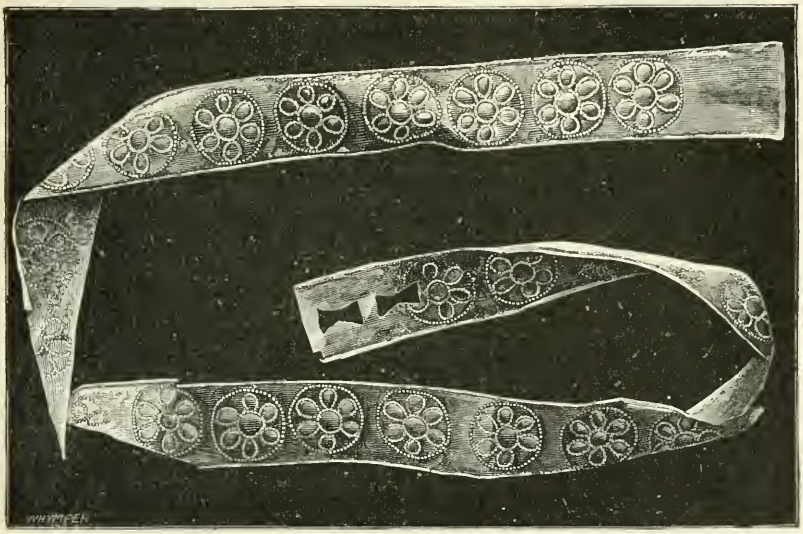
243. Holzknopf, mit Goldblech überzogen, aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

genannten Midasgrabes in Phrygien, der Dreistern und Vierstern auf lykischen Münzen.

In dem Grabe sind drei Wehrgehenke gefunden, sodaß auf jede der männlichen Leichen eins kommt. Sie sind alle von der gleichen Form und annähernd der gleichen Länge, nur ist eins ohne Verzierung. Das in Abb. 244 dargestellte besterhaltene mißt 1,25 m in der Länge und beinahe 5 cm in der Breite und ist mit einer fortlaufenden Reihe von Rosetten geschmückt. An dem einen Ende sind zwei Löcher eingeschnitten, in die ein am andern Ende an einer kleinen Kette hängender Stab von der in Abb. 245 dargestellten Form eingriff.

[1] „Anfänge der Kunst in Griechenland" (Leipzig 1883), S. 25 fg.

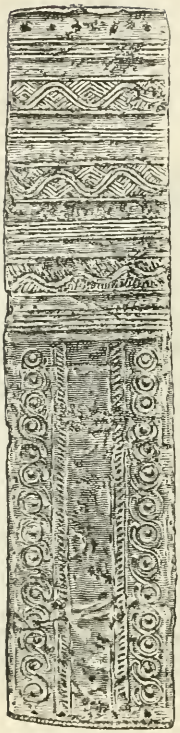
Ueber Speere, Pfeile und Schilde ist wenig zu sagen. Bei allen drei Waffenarten bestanden die Haupttheile aus Holz und konnten sich also nur in geringen Resten erhalten. Schliemann sagt, daß er mehrere Lanzen im Augenblick der Aufdeckung noch



244. Goldenes Schwertband aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 3:16).

vollständig sah, daß sie aber sofort beim Zutritt der Luft zerfielen. So sind jetzt nur noch die bronzenen Spitzen vorhanden, und zwar aus diesem Grabe vier. Sie haben dieselbe Form wie die unter 216 abgebildete, nur fehlt der Ring an der Röhre. Vielleicht stammen aber auch Goldbänder wie das in Abb. 246 dargestellte von den Lanzen. Es sind ihrer mehrere in verschiedener Breite vorhanden, und einige davon sind noch zu einem Kreise zusammengefügt, dessen Weite etwa der Dicke des Lanzenschaftes entspricht, den diese Bleche somit in Nachahmung von festen Metallringen umschlossen hielten.

245. Goldener Stab zum Einhenken in die Oese des Schwertbandes (natürliche Größe).



246. Goldband, vielleicht vom Schmuck eines Lanzenschaftes, aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

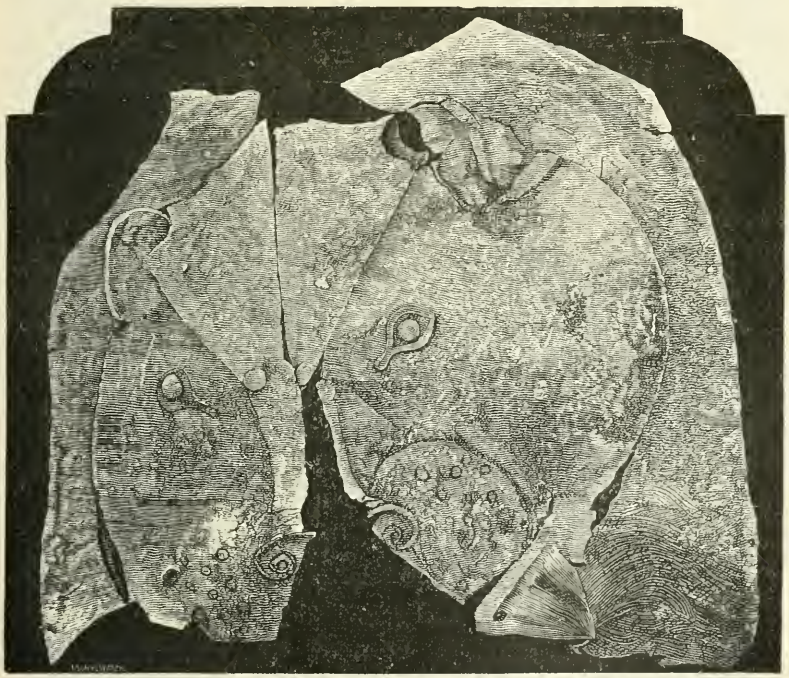
247. Pfeilspitze aus Obsidian aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

Die Pfeilspitzen, 35 an der Zahl, sind sämmtlich aus Stein, und zwar aus dem sehr harten Obsidian; bronzene, die doch in der Ilias schon in allgemeinem Gebrauch sind, kommen gar nicht vor. Die Hauptform ist unter 247 abgebildet. Das Stück war offenbar mit seiner ausgeschnittenen Stelle in den Schlitz eines hölzernen Schaftes eingeklemmt. Von Bogen, die den Todten gewiß zu den Pfeilen mit ins Grab gegeben waren, ist keine Spur übriggeblieben.

Ebenso wenig würde man an Schilde denken, wenn nicht viele Zierathen gefunden wären, die eigentlich nur auf solchen gesessen haben können, und wenn nicht das Bruchstück eines Schildes, eine starke gewölbte Holzplatte mit gerundetem Rande, die sich im V. Grabe erhalten hat, auf die Mitgabe derselben Schutzwaffe auch im IV. Grabe schließen ließe. Unter jenen Zierathen verstehe ich hauptsächlich die große Masse der runden goldenen Knöpfe mit Knochenunterlage, die folglich Buckel bildeten. Es sind zum Theil Doppelknöpfe (s. Abb. 248), sodaß sie in ihre Unterlage von Leder oder Zeug eingeknöpft werden konnten, zum andern Theil aber müssen sie einfach aufgeklebt gewesen sein. Abb. 201 hat uns einen Schild mit zwei Punktreihen verziert gezeigt. Wir werden diese Punkte durch unsere Knöpfe (s. Abb. 272, 273) dargestellt denken dürfen. Dieselben Knöpfe sind vielleicht auch auf Helmen angebracht gewesen, da diese bei Homer ebenfalls gebuckelte heißen

und auch auf der großen Kriegervase (s. Abb. 300, 301) mit hellen Punkten in ihrer sonst schwarzen Fläche erscheinen. Den Schilden werden wir noch einen zweiten Zierath zuweisen müssen, von dessen Art sich nur in diesem Grabe Stücke erhalten haben, nämlich die Löwenmaske, Abb. 249, und der große Stierkopf, Abb. 250, welche die Mittelbilder von Schilden gewesen sein müssen. Der

248. Doppelknopf (natürl. Gr.).



249. Goldene Löwenmaske aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 3:10).

Löwenkopf trägt die deutlichsten Spuren der Aufheftung auf eine Fläche an sich. Rund um den Kopf setzt das Blech wagerecht ab und zeigt an seinem Rande nicht blos Durchbohrungen, sondern auch eine in gerader Linie abschneidende Schicht grünen Oxyds, welche beweist, daß hier eine Bronzeleiste

übergriff und das Ganze ringsherum hielt. Der Kopf ist seiner mangelhaften Erhaltung wegen nicht genau zu beurtheilen. Indeß ist eine scharfe Umränderung und harte, eckige Gestaltung der Gesichtstheile zu bemerken, wie bei ägyptischen und asiatischen Werken. So sind die Augen und die Schnauze behandelt; auch die Ansätze zu den Spürhaaren sind als kleine Warzen dargestellt. Der Löwenkopf ist ja später eins der geläufigsten Schildzeichen gewesen. Es wird deshalb nicht allzu kühn sein, ihn schon in mykenischer Zeit verwendet zu denken, in welcher es nachweislich schon Schildzeichen gab — der Schild des zuvorderst kämpfenden Mannes auf der Dolchklinge Abb. 238 ist mit drei großen, in ihrem Umriß rosettenartigen Figuren geziert — und in deren Decorationssystem gerade der Löwe eine so große Rolle spielt. Zudem sind vor kurzem in der Zeusgrotte auf Kreta eine Anzahl getriebener Metallschilde aus etwas späterer Zeit mit stark vortretenden Thierköpfen in der Mitte gefunden worden.[1] Was ich daher in der ersten Auflage dieses Buches mich noch scheute auszusprechen, darf jetzt als ziemlich sicher gelten, daß nämlich auch der große Ochsenkopf (250) nichts weiter ist als ein Schildzeichen, natürlich nur eines Paradeschildes; die langen dünnen Hörner würden nicht den geringsten Hieb aushalten. Der Kopf ist aus Silber und wie kaum ein anderes Stück aus den Schachtgräbern erstaunlich naturalistisch behandelt, vor allem in der Maulpartie. An Maul, Schnauze, Augen und Ohren haben sich deutliche Spuren der Vergoldung erhalten, die nicht direct auf das Silber, sondern erst auf eine Plattirung desselben mit Kupfer gelegt worden ist. Auf der Stirn ist eine große Rosette befestigt und auch diese ruht auf einer ähnlichen Lage von Kupfer. Die Hörner sind aus dünnem Goldblech zusammengelöthet. Die Löthlinie ist noch deutlich zu erkennen; gerade in ihr ist das eine Horn aufgeplatzt.

Wir wenden uns nun zu den Gefäßen aller Art, an denen

[1] Abgebildet im Museo italiano, Bd. II, Tafel III, IV, IX.

250. Silberner Ochsenkopf aus dem IV. Grabe.
(Größe ungefähr 7 : 20.)

S. 280.

dieſes Grab besonders reich war. Neun goldene Becher ſind vorhanden, welche hauptſächlich zwei in Mykenä auch unter der Thonwaare ſehr geläufige Formen repräſentiren. Das eine iſt die einfache, ſchon von dem einzigen Becher des II. Grabes her

251. Goldener Becher aus dem IV. Grabe (Größe 4:5).

bekannte: ein bloßer Kelch ohne Fuß mit einem angenieteten Henkel. Von ſolcher Geſtalt ſind fünf Becher in dieſem Grabe, bald mit verticalen Furchen oder aufſteigenden Zweigen, bald mit einem horizontalen Reifen, bald mit vielen ſolchen Rillen verziert. Denjenigen mit den Zweigen ſtellt Abb. 251 dar.

Die andere der beiden Hauptformen unterſcheidet ſich da-

durch, daß sie unter dem Kelch einen ziemlich hohen und schlanken Fuß hat. Sie ist in drei Exemplaren vertreten, von denen eins ohne Ornamentation völlig den in Troja so zahlreich gefundenen rothen Thonbechern entspricht. Das zweite ist am Bauch mit umlaufenden Reifen und aufgesetzten Rosetten verziert. Das dritte und interessanteste ist von Silber und mit eingelegter Goldarbeit nach Art der Dolchklingen geschmückt

252. Silberner Becher aus dem IV. Grabe (Größe 4:7).

(Abb. 252). An drei Stellen der äußern Kelchwölbung, nämlich dem Henkel gegenüber sowie rechts und links davon, ist ein niedriger Kübel mit Randprofilen, einem umlaufenden Zierbande und Handhaben zu beiden Seiten dargestellt, aus welchem Pflanzen aufwachsen, und zwar dieselben Lotosstauden, die sich schon auf der großen Haarnadel des III. Grabes (Abb. 195) fanden. Unterhalb dieser Darstellungen sind rings um das Gefäß herum runde Goldblättchen eingelegt. Es ist bemerkt

worden[1], daß diese Pflanzenkübel auf eine Pflege der Ziergärtnerei hinweisen, die in Griechenland zu keiner Zeit bestanden hat, die in den Euphratländern aber und in solcher Art noch mehr in Aegypten in hoher Blüte stand. Wir werden demnach abermals auf weite überseeische Verbindungen hin-

253. Goldener Becher aus dem IV. Grabe (Größe 3:8).

gewiesen, denen, wenn nicht der Becher selber, so doch das Vorbild entstammen muß, von dem er sein Ziermuster entnahm.

Eine Weiterentwickelung dieser Becherform mit dem Fuß stellt der Taubenbecher (Abb. 253) dar. Er zeigt annähernd dieselbe Gestalt des zur Aufnahme des Weines bestimmten Kelches, denselben hohen, unten flachen Fuß, ja sogar ganz dieselbe Con-

[1] U. Köhler in: Athen. Mittheilungen, 1883, S. 15.

ſtruction des Henkels wie das zuletzt beſprochene Stück; nur hat er nicht einen Henkel, ſondern zwei, die noch durch einen dreitheiligen Blechſtreifen mit dem Fuße verbunden ſind. Auf jedem Henkel ſitzt eine Taube, und dieſer Umſtand hauptſächlich hat an die homeriſche Beſchreibung des Neſtorbechers erinnert (Il. XI, 632 fg.):

254. Goldener Becher aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 5:8).

Auch ein ſtattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos,
Welchen goldene Buckeln umſchimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwo pickende Tauben an jedem
Schön aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Boden.
Mühſam hob ein andrer den ſchweren Kelch von der Tafel
War er voll; doch Neſtor der Greis erhob ihn nur ſpielend.

Die Tauben des Neſtorbechers werden wir uns wol ähnlich angebracht denken dürfen wie auf dem unſrigen; im übrigen aber muß jener bei weitem anders ausgeſehen haben als dieſer: er war viel größer, hatte vier Henkel und auf jedem derſelben

zwei Tauben, und ob unter den zwei Böden der Kelchgrund und der weiter unten folgende eigentliche Fuß des Gefäßes zu verstehen ist, bleibt ebenfalls unsicher.

Ebenso wie bei den Bechern mit Fuß ist auch bei denen ohne Fuß neben der einhenkeligen Form eine zweihenkelige vorhanden. Abb. 254 stellt den goldenen Becher dieser Art dar.

255. Alabastervase aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 2:5).

Bei ihm ist zugleich der Körper insofern verändert, als der obere Theil ausgeschweift und der untere gerundet gestaltet ist. Von derselben Form hat sich auch ein Thonbecher in diesem Grabe gefunden. Beide erinnern auffallend an die Gefäße aus Troja, welche wegen ihrer dort einzig dastehenden Gestalt Schliemann zur Annahme einer besondern Ansiedelung, der lydischen, veranlaßten. Man kann sie als die älteste Form des später so beliebten griechischen Kantharos betrachten.

Am auffallendsten aber in diesem Grabe und vielleicht unter den ganzen mykenischen Funden ist eine große Alabastervase, die ihrer Form und Technik nach direct aus einem Rococo-Salon stammen könnte (Abb. 255). Und doch reiht sie sich bei näherm Zusehen durchaus in die mykenische Formenwelt ein. Setzen wir unter den Rumpf des zuletzt besprochenen Bechers

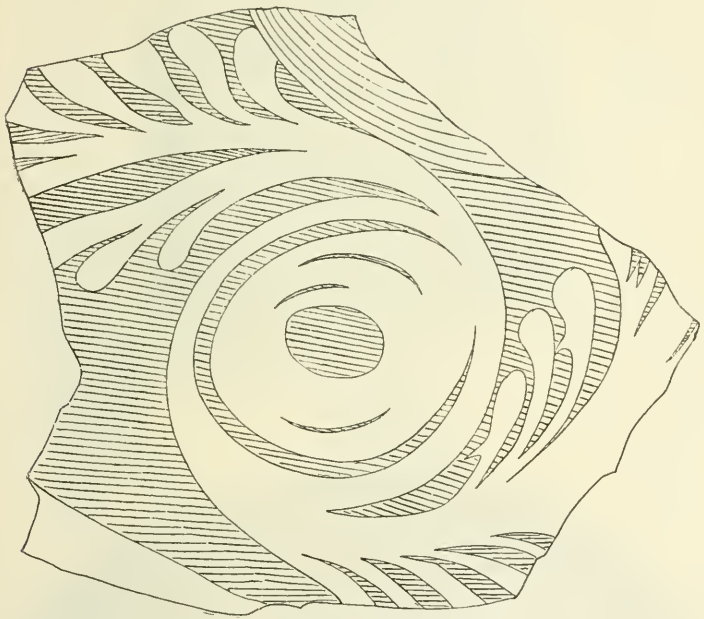
256. Kleine goldene Kanne aus dem IV. Grabe (Größe 7:10).

den Fuß des Silberbechers 252, so haben wir den Körper unserer Alabastervase. An demselben sind drei oben zur Spirale gerollte und unten ausgeschweifte Henkel mit feinen Stiften befestigt.

Neben diesen Bechern und Vasen sind zwei Kannen in dem Grabe gefunden, eine sehr kleine goldene, die wir in Nr. 256 abbilden, und eine größere silberne von ziemlich der gleichen Form, aber ganz ohne Verzierung.

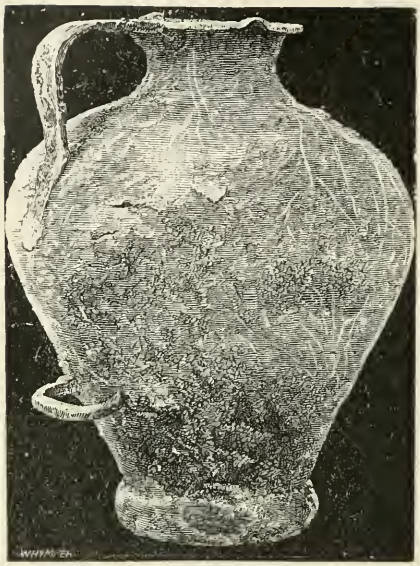
Unter den Thongefäßen waren hier besonders viele ohne weitern Schmuck als die Glättung der Oberfläche; sodann große Stücke mit einem Algengeschlinge in dünnem Weiß auf dem durchscheinenden schwarzen Grunde (Abb. 257).

Es folgen die großen kupfernen Kannen und Kessel, deren im ganzen 34 im Grabe gefunden sind. Sie scheinen sowol



257. Vasenscherbe aus dem IV. Grabe (Größe 1:2).

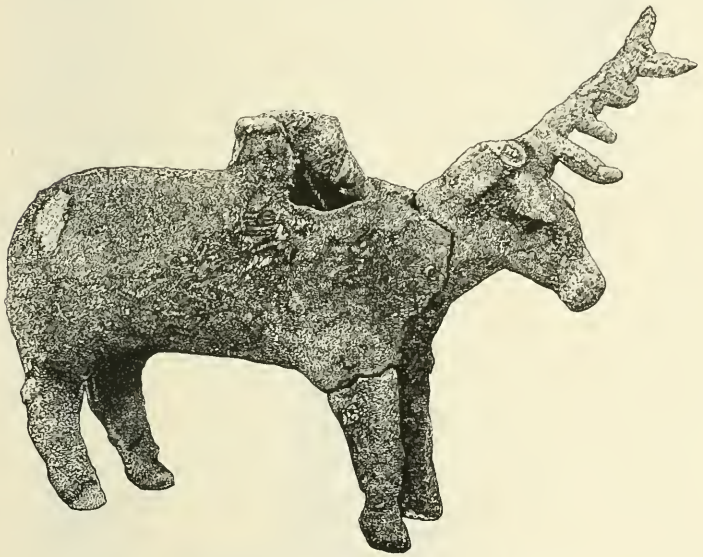
Männern wie Frauen mitgegeben zu sein, denn es lagen fünf am Südende des Grabes zu Füßen der beiden mit Masken ausgestatteten Männerleichen, weitere fünf an der Ostseite hinter den Köpfen der drei andern Leichen, ferner zehn an der Westseite zu den Füßen derselben und zwölf an der Nordwand. Von zweien wird der Fundort nicht angegeben. Diese Gefäße stellen in ihrer Hauptmasse wieder zwei Formen dar, einmal die der Kanne, wie Abb. 258 sie zeigt, mit einem großen, an Mün-



258. Große kupferne Kanne aus dem IV. Grabe (Größe 1:8).

259. Kupferner Kessel aus dem IV. Grabe (Größe 1:8).

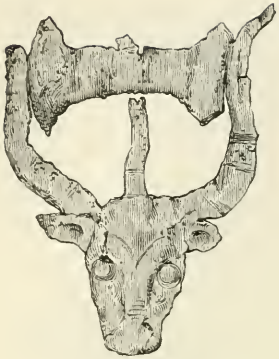
dung und Bauch senkrecht befestigten Henkel und einem zweiten weiter unten horizontal angebrachten, der das Ueberneigen des Gefäßes erleichtern soll. Von dieser Form sind 7 Kannen vorhanden. Die stattliche Zahl von 22 dagegen zeigt die des flachen Kessels von Abb. 259, bald mit zwei, bald mit drei Henkeln, bald mit gerundeten, bald mit mehr steilen Wandungen. Von den fünf übrigen ist eins eine Pfanne mit einer Röhre als



260. Ein Hirsch als Gefäß aus dem IV. Grabe (Größe 3:7).

Griff, in die ein Stil gesteckt wurde, das zweite ein ovales Becken, das dritte und vierte zwei sehr große und tiefe Kessel, das vierte ein Dreifuß mit drei Henkeln und einem Ausguß.

Gewissermaßen zu den Gefäßen zu rechnen ist auch ein Hirsch aus einer Mischung von Blei und Silber gegossen, mit kräftigem Geweih, aus dessen hohlem Rücken eine kurze Röhre aufsteigt, welche beweist, daß das Thier wahrscheinlich als Vase oder Oelbehälter oder dergleichen benutzt wurde. Es ist recht plump gearbeitet (Abb. 260).



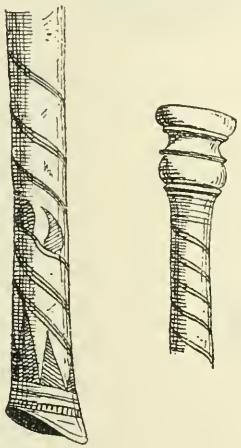
261. Ochsenkopf aus Goldblech aus dem IV. Grabe (natürliche Größe).

Zum Schluß sind noch einige Gegenstände verschiedenen Gebrauchs zu erwähnen. Kleine Ochsenköpfe mit der Doppelaxt zwischen den Hörnern haben sich aus Goldblech geschnitten etwa 56 in diesem Grabe gefunden (Abb. 261). Die Doppelaxt weist wieder nach Kleinasien, wo sie sich als Wappen der karischen Münzen bis in spätere Zeit erhalten hat. Die Stücke müssen als Zierath irgendwo aufgeklebt gewesen sein.

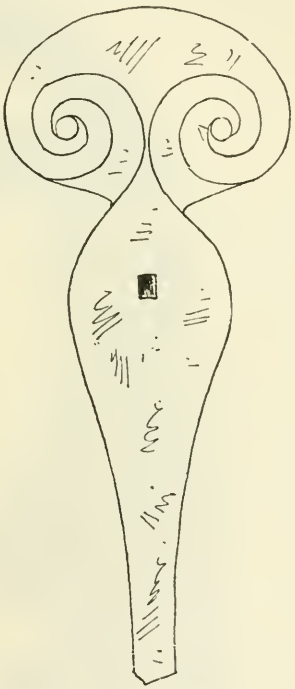
262. Eingelegter Griff aus dem IV. Grabe (Größe 3:4).

Der in Abb. 262 abgebildete Griff mit Hülse wurde oben schon erwähnt. Die Hülse besteht aus einer Zusammenfügung

von vierblätterigen Blumen, von denen jedes Blatt mit einem kleinen Bergkryſtallplättchen eingelegt iſt. Der Griff zeigt in ſeiner Mittelpartie einen ſchuppigen Schlangenleib, deſſen einzelne Schuppen ebenfalls aus Bergkryſtall in Gold gefaßt beſtehen. Die Endigung wird an beiden Seiten durch freilich ſehr



263. Oberes und unteres Ende eines Scepters (Größe ungefähr 4:5).



264. Kupfernes Beil aus dem IV. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

kümmerlich erhaltene Schlangen- oder Drachenköpfe gebildet. Da beide Stücke ihrer Technik nach doch wol zuſammengehören, iſt es wegen der runden und engen Hülſe nicht wahrſcheinlich, daß ſie als Schwertgriff dienten. Vielmehr dürfte Schliemann Recht haben, wenn er ſie für Scepterſchmuck hält. Daß Scepter in dem Grabe vorhanden waren, wird auch von anderer Seite her wahrſcheinlich. Es iſt eine in zwei Stücke gebrochene, im

ganzen etwa 40 cm lange Goldhülse vorhanden, die nur einen Stab umschlossen haben kann. Ihr unteres und oberes Ende zeigt Abb. 263. Unten tritt als Ornament dasselbe Dreieckmuster auf wie bei den Halbsäulen vor dem Schatzhause des

265. Schleife aus Alabaster aus dem IV. Grabe (Größe 2:3).

Atreus; der obere Abschluß erinnert einigermaßen an die Kapitelle desselben, die Vorläufer der dorischen. An dem kupfernen Beil (264) erscheinen die eingravirten Spiralen als Vorboten von jonischen Kapitellvoluten.

Endlich sind noch die merkwürdigen Alabasterschleifen zu erwähnen (Abb. 265), von denen zwei ganze Exemplare und

mehrere Bruchstücke gefunden sind. Sie zeigen am untern Ende plastisch angegebene Fransen und im übrigen eine carrirte Ornamentation in weißen Linien auf hellgrünem Grunde. Die hintere Seite ist glatt, in der Mitte sitzen drei Bohrlöcher; das Stück war also auf einen größern Gegenstand aufgeheftet, vermuthlich auf ein Kästchen, an dessen Seite es die Henkel fingirte.

---

8. Das fünfte Grab.

Das fünfte Grab hat annähernd dieselbe Größe wie das erste und dritte. Es fanden sich in demselben drei Leichen, ebenso wie sonst etwa drei Fuß voneinander entfernt und wie gewöhnlich mit den Köpfen nach Osten gewendet. „Alle drei", sagt Schliemann, „waren ungewöhnlich groß und schienen mit Gewalt in den kleinen Raum von nur 5 Fuß 6 Zoll hineingepreßt zu sein, der ihnen zwischen den Wandmauern verblieb; die fast unverletzten Beinknochen sind ungewöhnlich lang." Während zwei der Körper mit großen goldenen Masken ausgestattet waren, hatte der dritte mittlere keine solche, sondern fand sich überhaupt beinahe ohne jeglichen Goldschmuck. Und da auch in einigem Abstand über den Leichen 12 goldene Knöpfe, kleine Goldbleche und zahlreiche Gegenstände von Knochen zerstreut gefunden wurden, so schließt Schliemann, daß das Grab bereits im Alterthum geöffnet und die eine Leiche beraubt worden sei. Die Körper von zwei Leichen zerfielen sofort beim Zutritt der Luft: „Aber von dem dritten war das runde Gesicht mit allem Fleisch wunderbar unter der schweren goldenen Maske erhalten; man sah keine Spur von Haar, jedoch waren beide Augen deutlich sichtbar, ebenso der Mund, der unter der auf ihn drückenden großen Last weit geöffnet war und seine 32 schönen Zähne zeigte. Die Nase war ganz verschwunden. — So stark war der Druck des Schuttes und

der Steine gewesen, daß der Körper auf eine Dicke von 1 bis $1^1/_2$ Zoll reducirt war."

Aus der Größe der Knochen wäre schon zu schließen, daß hier drei männliche Leichen bestattet waren. Der Schluß wird bestätigt dadurch, daß in dem Grabe nur diejenigen Beigaben gefunden wurden, die wir im vierten den männlichen Todten zuweisen konnten, und nichts von dem, was uns sonst auf weibliche hingewiesen hat.

Die Beigaben gehen nur in wenigen Fällen über die schon aus dem vierten Grabe bekannte Ausstattung hinaus. Die Hauptstücke lassen sich diesmal nach den Fundangaben ziemlich genau auf die einzelnen Leichen vertheilen, und die einfachere Ausstattung der einen hebt sich alsdann scharf ab von der reichern und kunstvollern der andern. So gehört z. B. bei der einen Leiche zu einer Brustdecke ohne Verzierung auch ein Schwertband ohne Verzierung; und auf ihrem Gesicht lag eine Maske, die viel unvollkommener gearbeitet ist als die der andern Leiche, welche letztere auch eine über und über verzierte Brustplatte hat und sonstige reiche Beigaben.

Das Wichtigste sind die Masken. Auf dem Gesichte des am Südende des Grabes liegenden Todten fand sich die bärtige Maske Abb. 266. Sie zeigt ein sehr wohlgebildetes Gesicht, ziemlich engstehende Augen, eine lange feine Nase und einen Mund mit schmalen Lippen. Die Augen, mit einem doppelten Rande umgeben, sind durch die mitten durchgehende Trennungslinie der beiden Lider deutlich als geschlossen gekennzeichnet. Die Wimpern sind nicht angegeben. Dagegen sind Brauen und Bart, und zwar ein Vollbart, nicht blos etwas in Relief erhoben, sondern auch durch Innenzeichnung mit eingetieften Strichen belebt.

Ganz anders sieht die andere Maske aus, die auf dem Gesicht des am Nordende bestatteten Todten lag (Abb. 267). Das Gesicht ist bartlos und fast kugelrund, die Nase kurz und breit, der Mund nur durch eine gerade tiefe Linie angegeben, die

Brauen durch einen schmalen erhabenen Streifen dargestellt. Die Bartlosigkeit, die Form des Gesichts und der Nase kommen natürlich auf Rechnung des Individuums, welches dargestellt werden sollte. Aber die Art, in welcher Augenbrauen und Mund angegeben sind, zeigt entschieden im Vergleich mit der bärtigen

266. Goldene Maske aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

Maske einen Mangel an Geschick oder an Sorgfalt des Anfertigers. So können auch hier wieder die Masken nicht von derselben Hand hergestellt und die Leichen kaum zu derselben Zeit begraben worden sein.

Der Leiche mit der bärtigen Maske am Südende des Grabes gehörte die goldene Brustdecke an, welche Abb. 268 wiedergibt.

Sie ist oben etwa doppelt so breit als unten; in dem obern Theile sind in ovalen Buckeln die beiden Brustwarzen angegeben, die ganze übrige Fläche ist mit sehr geschickt ineinander verschlungenen Spirallinien geschmückt. Zu demselben Körper

267. Goldene Maske aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

gehörte das mit Rosetten und Spiralen verzierte Goldband Abb. 269, welches sich noch um den Armknochen gewickelt fand.

Es lagen bei ihm auch eine große Masse von durchbohrten Bernsteinkugeln, die also, da gerade diese Leiche die bärtige Maske hatte, in jener Zeit sicher auch zum Geräth der Männer

268. Goldene Bruſtdecke aus dem V. Grabe.
Größe ungefähr 1 : 4.)

S. 296.

gehörten, ebenso wie ja auch in Aegypten die Männer zu allen Zeiten Armringe und Halsketten getragen haben. Auf letztern Schmuck deuten auch die bei einem andern Todten dieses Grabes gefundenen goldenen Doppeladler (Abb. 278).

Auch wurden bei diesem Gerippe 37 runde Goldblätter von verschiedener Größe und 21 Bruchstücke von solchen gefunden (Abb. 270). Sie ähneln durchaus den 701 Goldblättern, die wir in dem Frauengrabe III kennen gelernt und dort als Kleiderbesatz aufgefaßt haben. Sie gehörten aber, wie wir jetzt sehen, nicht blos der Frauen-, sondern auch der Männertracht an, und das Stück Zeug, auf welchem sie saßen, war, wenn Schliemann richtig beobachtet hat, einer der Leichen über das Gesicht gebreitet, wäre also als Bahrtuch aufzufassen. Er berichtet nämlich über den besterhaltenen Körper am Nordende des Grabes: „Die Stirn des Mannes war mit einem einfachen runden Goldblatte geziert, und ein noch größeres Blatt lag auf dem rechten Auge; außerdem bemerkte ich ein großes und ein kleines rundes Goldblatt auf der Brust unterhalb der großen Brustplatte und ein anderes oberhalb der rechten Lende."

269. Goldenes Armband aus dem V. Grabe (Größe 3:8).

Bei dem bärtigen Todten an der Südwand lagen dann ferner noch zwei zerbrochene silberne Vasen, eine große Vase von Alabaster, in welcher merkwürdigerweise 38 goldene Knöpfe und eine keilförmige goldene Röhre enthalten waren.

Die Schwerter waren bei den drei Todten ziemlich gleich vertheilt; sie sollen nachher einheitlich besprochen werden.

Bei dem Todten mit der bartlosen Maske am Nordende des Grabes fand sich, wie schon erwähnt, eine unverzierte Brust-

platte und ein ebensolches Schwertband. Auf der Platte sind nur die Brustwarzen angegeben in ähnlicher Weise wie bei Abb. 268, das Schwertband stellt Abb. 271 dar. Es sitzt mit dem einen Ende noch an dem Rest des Schwertes fest, an welchem sich auch einer der runden Knöpfe vom Scheidenschmuck erhalten hat. Von diesen Knöpfen wurden im Grabe wieder eine sehr

270. Goldblatt aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

große Menge gefunden; gegen 340 hat Schliemann gezählt. Sie zeigen dieselben beiden Formen, rund und rhombisch, wie die des vorigen Grabes, wenn auch gelegentlich eine andersartige Verzierung (Abb. 272 und 273).

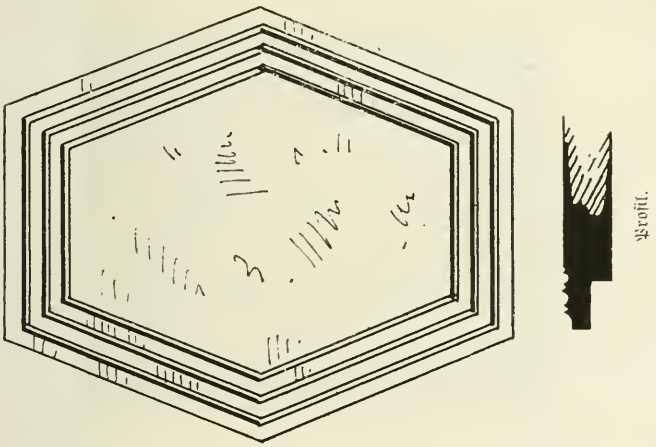
Sehr interessant sind die 12 verzierten viereckigen Goldplatten, welche neben dem Körper am Nordende des Grabes

271. Goldenes Schwertband aus dem V. Grabe (Größe 1:2).

272 und 273. Goldene Knöpfe aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

274—276. Goldplatten von einem Kästchen aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

gefunden wurden. Von jedem der drei hier abgebildeten Stücke sind 4 Exemplare vorhanden. Auf Abb. 274 jagt ein Löwe nach rechts stürmend einen Steinbock, der vor ihm wegspringt und den Kopf umwendet. Der leere Raum über wie unter den Thieren ist durch Palmengipfel und andere Zweige ausgefüllt. Abb. 275 zeigt dieselbe Darstellung, nur mit dem Unterschiede, daß der Löwe größer gebildet ist und nach links läuft, und der Steinbock des so verminderten Raumes wegen umgewandt und



277. Holzboden eines Kästchens aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 3:8).

mit seinem Vorderkörper über dem Löwen befindlich dargestellt ist. Als Raumfüllung ist hier zu dem Laubwerk noch ein Ochsenkopf mit riesigen Augen hinzugekommen. Das dritte etwas kürzere Blech (Abb. 276) zeigt eine kunstreiche Verschlingung von Spiralen, dasselbe Muster, das uns schon öfter begegnet ist.

Es hat sich mir im Museum ergeben, daß diese zwölf Blechstücke zu zwei Kästchen gehören, deren sechsseitige hölzerne Böden noch vorhanden sind. Die letztern haben die in Abb. 277 dargestellte Form mit vier langen und zwei schmalen Seiten. Die langen entsprechen im Maß genau unsern längern, die schmalen den kürzern Goldblechen. Da Schliemann die 12 Bleche zu

beiden Seiten des betreffenden Todten gefunden hat, nehme ich an, daß wir zwei Kästchen vor uns haben in der Weise, daß die vier langen Exemplare von Abb. 274 mit zwei schmalen von 276 zusammen das eine bildeten, und die vier von Abb. 275 mit den andern beiden von 276 das andere.

Derselbe Todte am Nordende des Grabes war es auch, auf dessen Gesicht, Brust und Lenden, wie oben schon erwähnt, fünf runde Goldblättchen ähnlich dem in Abb. 270 gefunden wurden. Ferner lagen bei ihm fünf aus Goldblech gearbeitete

278. Doppeladler von Goldblech aus dem V. Grabe (natürliche Größe).

Doppeladler nach Art der Stücke aus Grab III, nur daß die neuen nicht auf die Kleider aufgeheftet, sondern, wie eine über ihren Köpfen befestigte Röhre zeigt, auf einen Faden aufgezogen waren, also zu einer Halskette gehörten. Bei demselben Todten fanden sich sehr viele Gefäße, nämlich eine große silberne Vase und vier silberne Becher, diese alle sehr zerstört; dann drei Goldbecher, die wieder die beiden Formen haben, welche wir oben als typisch für die mykenischen Trinkgefäße bezeichneten: zwei den einfachen, in gerader Linie nach unten sich verengenden Kelch mit flachem Boden, einer den gerundeten Kelch mit hohem schlanken Fuß; alle haben nur einen Henkel, der, wie immer, angenietet ist. Die beiden Exemplare der ersten Form sind

einfach ornamentirt, das eine mit hohen Rundbogen ringsum, das andere mit dem üblichen verschlungenen Spiralornament (Abb. 279). Den mit laufenden Löwen geschmückten Becher der zweiten Form geben wir in Abb. 280, um zu zeigen, wie sehr die Mykenier es liebten, diese Thierart immer wieder in demselben Schema darzustellen. Zu diesen Fundstücken gehört

279. Goldener Becher aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 1:2).

schließlich noch ein hoher, geradwandiger mit einem Fuß versehener Kelch aus Alabaster.

Wir gehen nun zu den Gegenständen über, von denen nicht feststeht, wie sie sich auf die einzelnen Leichen vertheilen. Dahin gehören zwei Gamaschenhalter, genau wie die aus dem vierten Grabe, mit drei Rosetten und je einem Zweige in den Ecken verziert, sodann einige Bruchstücke von Armbändern, ähnlich dem in Abb. 269 dargestellten, und vor allem eine sehr große

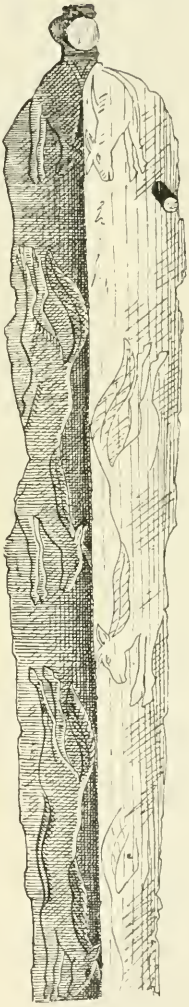
Zahl von Schwertern (281—283) und Dolchen. Wenn man ganze und Bruchstücke zusammenrechnet, können gegen sechzig im Grabe gewesen sein. Unter ihnen befinden sich wieder verschiedene mit sehr schönen Darstellungen; so eine lange Schwertklinge, auf der neben der Mittelrippe jederseits eine Reihe

280. Goldener Becher aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 7:10).

laufender Pferde in flachem Relief ausgearbeitet ist (Abb. 284). Das Hervorragendste bieten aber wieder die Dolchklingen mit ihrer eingelegten Arbeit. Eine kann sich durchaus mit der Darstellung der Löwenjagd aus dem vierten Grabe messen. Auf ihren beiden Seiten sehen wir katzenähnliche Thiere in einem Sumpfgebüsch Enten jagen (Abb. 285, 286). Zwischen und

unter den Thieren hin zieht sich ein Fluß, in welchem Fische schwimmen und Papyrusstauden aufwachsen. Die Katzen, die

281—283. Schwerter aus dem V. Grabe (Größe 1:8).



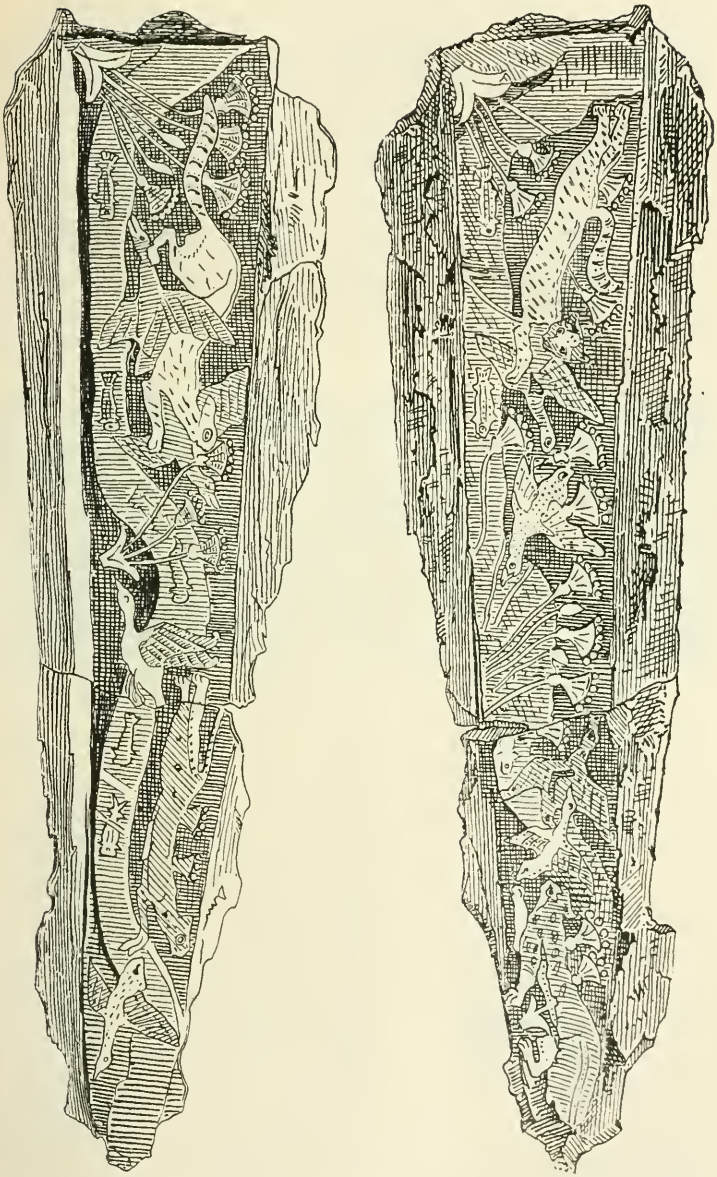
284. Verzierte Schwertklinge aus dem V. Grabe.

Pflanzen und die Leiber der Enten sind aus Gold eingelegt, die Flügel der Enten aber sowie der Fluß aus Silber, und die

Fische wieder aus einem ganz dunklen Stoff. Am Halse der einen Ente befindet sich sogar ein rother Blutstropfen, wahrscheinlich mit gefärbtem, d. h. legirtem Golde hergestellt. Wir haben beide Seiten der Klinge abgebildet, da sie uns das schönste Beispiel bieten für die lebendige Gestaltungskraft der mykenischen Kunst. Es wird zweimal ein und dasselbe Thema behandelt, aber in ganz verschiedener Composition, ohne daß sich irgendeine Figur wiederholt. Es sind jedesmal zwei Katzen dargestellt und vier Enten. Auf der einen Seite (Abb. 285) laufen beide Katzen nach rechts, die eine springend, die andere schleichend, jeder Katze sind zwei Enten zugetheilt, von denen jedesmal die eine nach vorn fliegt, die andere nach rückwärts zu entwischen sucht. Die schleichende Katze hat die eine mit den Zähnen gepackt und scheint auch die andere mit der Hinterpfote zu halten. Die springende jedoch hat die eine entwischen lassen und verfolgt deshalb die andere um so eifriger. Wir sehen also die Hauptbewegung nach rechts gewendet, aber an zwei Stellen eine nach links gehende hindurchschießen.

Auf der andern Seite (Abb. 286) ist die Bewegung von beiden Seiten her nach der Mitte gewendet. Wieder kommen auf jede Katze zwei Enten, aber beide befinden sich vor ihnen. Diesmal hat die springende Katze eine Ente gefaßt, die andere läßt sie entkommen; vor der schleichenden fliegen beide soeben auf.

Man wird diesen trefflich durchdachten Compositionen mit ihren lebhaften gegeneinander und ineinander fließenden Bewegungen seine Bewunderung nicht versagen können. Die Papyrusstauden zeigen, daß die Phantasie des Künstlers fern von Griechenland weilt, oder daß er wenigstens fremde Vorlagen für seine Scenerie benutzt. Aber die Gestaltung der Thiere und die Lebhaftigkeit der Composition weicht schon so sehr ab von ägyptischer oder der von Aegypten beeinflußten phönikischen Kunst, daß an einen Import dieser Stücke aus Aegypten oder Phönikien entschieden nicht zu denken ist. Man hat großes Gewicht gelegt auf die Aehnlichkeit derselben mit den im



285 und 286. Eingelegte Dolchklinge aus dem V. Grabe (Größe 15:17).
Vorderseite. Rückseite.

Grabe der Aahotep in Aegypten gefundenen Schwertern, deren Klingen mit mehrern hintereinander laufenden Thieren verziert sind. Nach den Photographien, die ich von diesen Schwertern gesehen habe, ist die Verzierung dort in einer ganz andern Technik ausgeführt, nämlich einfach in gravirter Zeichnung, und der Stil des Ganzen ist ein rein ägyptischer. Es bleibt demnach als tertium comparationis nur die Sitte des Verzierens der Dolchklinge überhaupt übrig, welche nach dem gemachten Funde in Aegypten bereits im 16. Jahrh. v. Chr. bestand.

287. Dolchklinge mit Griff (Größe 13:18).

Auf einer andern Dolchklinge sind einzelne Kelchblüten mit je drei Staubgefäßen eingelegt und mit denselben auch der noch anhaftende Goldblechüberzug des Griffs, hier jedoch in Relief, geschmückt (Abb. 287). Dieser einzige noch an seiner Klinge erhaltene Griff zeigt eine überaus graziöse Form. Auf einer dritten Klinge kehrt das bekannte dreireihige Spiralenmotiv von der Stele 153, nur mit geringer Abänderung, wieder. Die Verzierung ist hier aber insofern anders hergestellt, als die in die Klinge eingelegte Platte nicht die Darstellung in besonderer Einlegung aufnahm, sondern selbst schon eine Goldplatte war, die dann nur gravirt und schwarz eingelassen wurde.

An Schwertgriffen kommen in dem Grabe keine neuen Formen vor; jedoch ist ein Bruchstück so wohlerhalten, daß seine Abbildung nöthig scheint (Abb. 288). Auf der runden Scheibe, in die das viereckige Loch eingeschnitten ist, setzte der Griff an.

Es fanden sich dann in diesem Grabe die Reste einer ebensolchen Schleife, wie sie im vierten Grabe lagen (265), ebenfalls hinten platt, also zum Aufheften bestimmt. Unter den Thongefäßen befand sich eine schöne Vase von der dreihenkeligen Form derer aus dem I. Grabe (Abb. 173, 174), aber ganz ähnlich verziert wie Abb. 213 aus den III. Grabe. Ein weiteres gut erhaltenes

288. Knauf und Hälfte der Parirstange von einem Schwertgriff aus dem V. Grabe (Größe 4:9).

Stück (Abb. 289) ist ein großes bauchiges Wassergefäß mit zwei Henkeln. Die sehr einfachen Verzierungen, bestehend aus Bändern mit aufgesetzten Halbkreisen, sind in weißer matter Farbe auf den nur wenig geglätteten rothen Thon gemalt.

Sieben große kupferne Gefäße, welche sämmtlich an der Westwand, zu Füßen der Leichen standen, treten wieder in denselben beiden Formen auf, in denen wir diese Geräthe schon aus dem vierten Grabe kennen. Zwei sind große Wasserbehälter wie Abb. 258, mit einem vom Rande bis zum Bauch gehenden und einem andern zum Umkippen dienenden Henkel; fünf sind Kessel wie Abb. 259, mit zwei oder drei Henkeln am Rande.

Nicht ohne Wichtigkeit ist eine große Holzplatte, die sich aus verschiedenen Bruchstücken hat zusammensetzen lassen, und

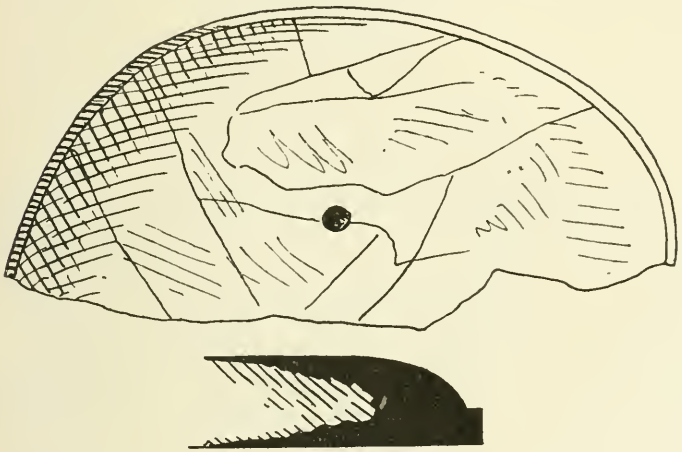
die ich für das Fragment eines Schildes halte (Abb. 290). Sie wölbt sich nach dem erhaltenen Rande hinunter; dieser besteht in einer sauber gearbeiteten, schmalen, horizontalen Platte und verläuft rund. Wir dürften demnach das eine Ende eines großen in der Mitte eingeschnürten Schildes vor uns haben, wie der erste Kämpfer auf der Dolchklinge mit der Löwenjagd (oben Abb. 237) ihn trägt. Mitten in dem erhaltenen Theile

289. Thonvase aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 1:3).

befindet sich ein rundes Loch, in welchem entweder hinten eine Handhabe oder vorn ein größeres Schildzeichen befestigt war.

Unter den sonstigen in dem Grabe gefundenen Gegenständen sind noch zwei Platten von einem hölzernen Kästchen zu erwähnen, auf denen jedesmal zwei Thiere, ein Löwe und ein anderes, nicht genau zu bestimmendes, in Relief ausgearbeitet sind. Auch waren eine Menge Austernschalen und wieder Eberzähne ebenfalls vorhanden, die wol theils als Hals- oder Brustschmuck, theils als Helmzier verwendet sein werden.

Schließlich ist sehr interessant ein wirkliches Straußenei, das aus vielen Bruchstücken glücklich wieder zusammengesetzt werden konnte. Professor Landerer hat eine kleine Scherbe davon untersucht und gefunden, daß wir es nicht etwa mit einer Nachahmung aus ägyptischem Porzellan oder dergleichen zu thun haben; er schreibt (Schliemann, Mykenä, S. 438): „Die Scherben des Straußeneies lösen sich unter Aufbrausen in Salzsäure auf,



Profil.

290. Bruchstück eines hölzernen Schildes aus dem V. Grabe (Größe ungefähr 1:6).

in der man kleine Flocken findet, die von dem Bindungsmittel der Eierschale, nämlich dem verhärteten Eiweiß, herstammen. Mithin sind die Bestandtheile der Scherben kohlensaurer Kalk und Eiweiß, und dies sind die Bestandtheile der Eierschalen." Wiederum also, und diesmal stärker als je zuvor, werden wir auf den regen Verkehr hingewiesen, der damals zwischen Mykenä und dem Lande der Strauße und des Papyrus bestanden haben muß.

Wir wollen hier noch die Analysen erwähnen, welche Schliemann auch mit den mykenischen Metallen in der königlichen Bergschule zu London hat vornehmen lassen. Das Gold

enthielt ziemlich viel Silber, nämlich in verschiedenen Blechstücken 8—23 Procent. Das Silber einer Vase war rein bis auf 3 Proc. Kupfer. Bezüglich der übrigen Metalle stellte sich heraus, daß die großen Gefäße fast aus reinem Kupfer bestanden ($98^1/_2$ Proc.), während die Schwerter 86 Proc. Kupfer und 13 Proc. Zinn enthielten, also die gewöhnliche Mischung der Bronze zeigten.

---

9. Das sechste Grab.

Schliemann hat bekanntlich nur die bislang beschriebenen fünf Gräber aufgedeckt. Ein Jahr nach seinen Ausgrabungen wurde gleich neben dem Eingange des Gräberrundes ein sechstes Grab gefunden und sein Inhalt von Stamatakis gehoben. In diesem Grabe waren die Gerippe so wohlerhalten wie in keinem andern. Sie sind auch vollständig nach Athen gebracht und in der Mitte des großen mykenischen Saales mit allen ihren Beigaben wieder gerade so zusammengesetzt, wie sie aufgedeckt wurden. Es sind zwei ohne Zweifel männliche Todte. Beiderseits von jedem liegen Waffen in großer Zahl, weiter nach dem Kopfe zu stehen die Trinkbecher und zu den Füßen die großen thönernen Gefäße. Masken, Brustdecken und Armbänder fehlen. Dagegen sind ein paar Gamaschenhalter, sehr einfach mit bloßen Randlinien verziert, vorhanden.

Die Waffen zeigen dieselben Formen wie in den frühern Gräbern, aber ohne Verzierungen in Relief oder in eingelegter Arbeit. Es sind Schwerter, Dolche und Lanzenspitzen, und die üblichen Knöpfe zur Verzierung der Scheiden mangeln nicht.

An Bechern fand sich nur ein einziger von Gold, mit geraden Wänden und flachem Boden, genau so mit hohen Rundbogen ornamentirt wie einer aus dem V. Grabe; in Thon ein

anderer mit einfachen Kreissegmenten in matter Malerei am Rande verziert.

Kupferne Kessel und Kannen scheinen diesen Todten gar nicht mitgegeben zu sein, dafür aber um so mehr große thönerne Gefäße, die in der Decoration manches Neue zeigen.

291. Thonvase aus dem VI. Grabe (Größe 1:4).

Mit Firnis bemalt ist außer einer unbedeutenden kleinen Flasche nur die große Vase Abb. 291. Sie zeigt dieselbe Form wie die ebenfalls in Firnis mit Algen bemalte schöne Kanne des I. Grabes. Hier sehen wir fast lauter lineare Ornamente. Um die Schultern läuft ein aus concentrischen Bogen und Punkten zusammengesetztes Ziersystem, um den Bauch liegen mehrere Reifen; dann folgt ein Spiralband und wieder nach einigen Reifen ein

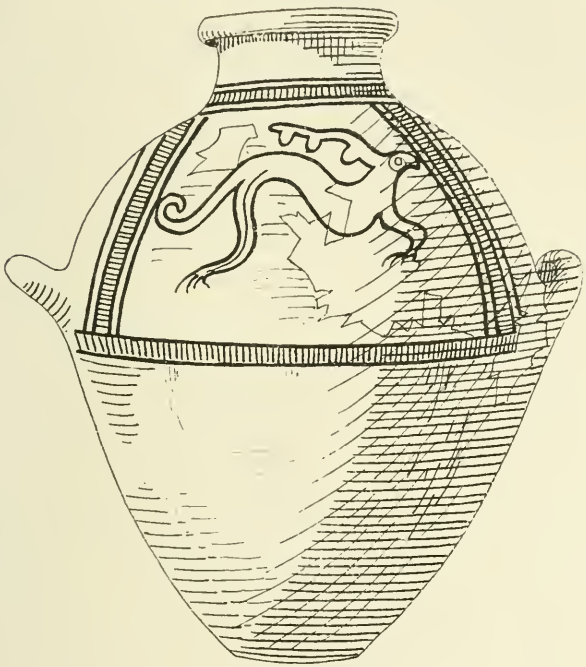
Epheukranz. Alle übrigen Gefäße haben Mattmalerei. Es sind außer einigen Bechern besonders drei Kannen von der Form der fast kugelrunden großen Schnabelkanne aus dem I. Grabe, die ebenfalls Mattmalerei zeigt. Zwei davon sind mit bloßen geometrischen Mustern, braun auf gelbroth verziert. Auf der dritten (Abb. 292) sind mehrere Vögel ebenfalls braun auf gelb-

292. Thonvase aus dem VI. Grabe (Größe 1:4).

roth dargestellt mit schraffirten Flügeln. Eine große zweihenkelige Amphora schließlich (Abb. 293), zeigt einen Polypen mit ganz ähnlichem Kopf, wie ihn die Greifen auf Goldblechen und Schwertklingen des III. und IV. Grabes hatten. Diese Thiere sind hier in weißer Farbe, aber mit brauner Linie umrändert auf den gelbroth überzogenen Grund gesetzt.

Dieses Grab stimmt demnach in seinen Thongefäßen außerordentlich mit dem ersten überein: dieselbe schlanke Kannenform,

die dort mit Firnis bemalt ist, ist es auch hier, und dieselbe bauchige, die dort als einziges Beispiel der Mattmalerei auftrat, kehrt hier in drei solchen Exemplaren wieder.



293. Thonvase aus dem VI. Grabe (Größe ungefähr 1:6).

10. Verhältniß der Gräber zueinander.

Die Betrachtung der einzelnen Fundstücke hat bereits mehrfache Beweise dafür geliefert, daß die Leichen unmöglich alle zugleich bestattet sein können, vielmehr die Nekropole nach und nach entstanden ist. Besonders weichen die Masken selbst eines und desselben Grabes sehr stark voneinander ab. Es fragt sich jetzt, nachdem wir das ganze Material übersehen, ob sich die Reihenfolge, in welcher die Gräber angelegt sind, bestimmen läßt

und über welchen Zeitraum wir ihre ganze Benutzung etwa ausgedehnt denken dürfen. Darüber vermögen wir nur Folgendes mit einiger Sicherheit festzustellen.

Das I., II. und VI. Grab gehören auf der einen Seite, das III., IV. und V. auf der andern eng miteinander zusammen. In Grab III und IV fanden sich die Astartetempelchen, welche aus der gleichen Form gepreßt scheinen, und allein in III und V die runden Blätter von der Verzierung der Gewänder. Ueberhaupt aber herrscht in den Gräbern III, IV, V durchaus Gold und Erz, während in I, II, VI die überwiegende Mehrzahl der Gefäße aus Thon besteht. Es folgt schon hieraus, daß die letztern Gräber einer einfachern, prunklosern Zeit angehören als die andern, und zu demselben Resultate führen auch noch einige weitere Momente. Vergleichen wir das Frauengrab I mit dem Frauengrabe III, und die Männergräber II und VI mit den Männergräbern IV und V, so ergibt sich beidemal die weit einfachere Ausstattung der ersten Gräbergruppe I, II und VI. Die Goldsachen des I. Grabes, Diademe, Gürtelgehänge, Kreuze, zeigen viel schlichtere Ziermuster als die gleichartigen Stücke in Grab III; dazu fehlen Ohrringe, Armbänder, Bernsteinperlen und so vieles andere. In ähnlicher Weise haben Grab II und VI allein von den Männergräbern keine Masken, goldene Brustdecken, goldene Schwertbänder, II sogar nur sehr spärliche Waffen. Grab I, II und VI gehören also gewiß einer andern Zeit an als III, IV und V.

Für die Bestimmung, welche von diesen beiden Gruppen die ältere sei, haben schon Furtwängler und Löschcke mit Recht auf das verschiedenartige Auftreten der Matt- und Firnismalerei in den Gräbern hingewiesen. Die Firnismalerei ist eine Erfindung der mykenischen Kunst. Vorher wird überall im Orient wie in Aegypten nur mit matten Farben gemalt. In den Schachtgräbern ringen die beiden Kräfte miteinander. Nachher hat die neue Technik gesiegt. Schon in den Funden von der übrigen Burg sind die Stücke mit Mattmalerei sehr selten, die weitere mykenische

Topfwaare zeigt allgemein den Firnis, der dann auch von den Dipylonvasen übernommen wird und in der ganzen folgenden griechischen Vasenmalerei herrschend bleibt. Da nun in Grab IV und V fast ausschließlich Topfwaare mit matter Bemalung gefunden ist, so haben bereits Furtwängler und Löschcke geschlossen, daß diese Gräber älter seien als die auf der andern Seite eng zusammengehörigen I und VI. Wir dürfen dieses Verhältniß auf die ganzen Gruppen ausdehnen; denn wenn auch in dem zu IV und V gehörigen Grabe III die einzige Thonvase eine solche mit Firnis war, und wenn auch auf der andern Seite neben den durch ihre Firnisvasen hervorragenden I und II Grab VI wieder mehr mattbemalte Stücke enthielt, so ist doch auch aus andern Gründen anzunehmen, daß die verschwenderische Ausstattung der Gräber III, IV, V der einfachern von I, II, VI vorausgegangen ist. Nicht als ob wir uns in einer Periode des Niederganges der Cultur befänden! Im Gegentheil: auf die Schachtgräber mit ihrem rohen, das bloße Felsbett benutzenden Begräbniß sind die Kuppelbauten gefolgt als staunenswerthe Denkmäler der Architektur, und statt der unbeholfenen Darstellung der Grabstelen schafft die Folgezeit Sculpturen wie das Relief am Löwenthor. Aber gerade diese Verfeinerung der Cultur, meine ich, bringt es hier wie überall mit sich, daß man die Ehrung des Todten weniger darin sucht, Massen von Kostbarkeiten mit ihm zu begraben, als vielmehr durch ein würdiges Denkmal sein Andenken bei der Nachwelt lebendig zu erhalten. Fast alle Kuppelgräber, die wir kennen, sind schon im Alterthum ausgeraubt worden. In tadellosem Zustande war nur das Grab in der Tholos zu Amyklä. Hier fanden sich wol zwei Goldbecher, die an künstlerischer Feinheit alles hinter sich lassen was die Schachtgräber der Art geliefert haben, aber keine Masken, keine Brustdecken, keine Goldbänder mehr.

Gerade der Umstand auch, daß in den Gräbern I, II, VI so viele bemalte Thonvasen auftreten, zeigt den Fortschritt der Industrie. Diese Waare war in der frühern Zeit noch nicht

hoffähig; erst mit ihrer feinern Entwickelung verdrängte sie die gleichartigen Geräthe aus Metall.

So werden wir in den einfacher ausgestatteten Gräbern eher eine fortgeschrittene als eine zurückliegende Zeit erkennen. Aber sehr entfernt wird man dieselbe nicht annehmen dürfen. Es gibt zwischen den beiden Gruppen im einzelnen zahlreiche Fäden, die hinüber- und herüberspringen, wol veranlaßt dadurch, daß ja innerhalb der einzelnen Gräber die Beisetzungen oft stark von einander abweichen. So fehlen die großen Brustgehänge von Grab III den Frauen in dem sonst so nahestehenden IV. Grabe, während sie in dem zur andern Gruppe gehörigen I. vorhanden sind. Das Ziermuster des Goldbandes aus dem II. Grabe, durch Tangenten verbundene Reifen mit kleinen Buckeln neben den Tangenten, findet sich genau so auf gefirnißten Vasen des III. und V. Grabes.

Nach alledem ist nicht blos innerhalb jeder Gruppe das Verhältniß der drei Gräber ein so nahes, daß die Feststellung einer zeitlichen Reihenfolge unter ihnen kaum möglich erscheint, sondern auch die Gruppentrennung ist durchaus keine solche, daß nicht alle Gräber einer und derselben zeitlich ziemlich eng begrenzten Culturperiode angehören sollten. Ein Jahrhundert scheint schon ein weiter Spielraum für die Entwickelung der vor uns liegenden Abweichungen; ein halbes wird genügen, um den Unterschied in der Ausstattung auch des ältesten und des jüngsten Grabes zu erklären.

---

11. Schliemann's Funde außerhalb des Gräberrundes.

Schliemann's Ausgrabungen auf der Burg umfaßten außer dem Gräberrund nur noch ein kleines Gebiet südlich desselben an der Burgmauer entlang und legten dort ein Gewirr von Mauern aus Bruchsteinen und Lehm zu Tage. Es mußten das,

wie schon Schliemann erkannte, Wohnungen sein. Die spätern Ausgrabungen haben noch weiter südlich ähnliche Baulichkeiten und auf der Spitze der Burg die Haupträume des Palastes aufgedeckt, als dessen Nebengebäude, Gefolgs- und Dienerschaftswohnungen wir nun wahrscheinlich jene auf der untern Terrasse liegenden Häuser auffassen dürfen.

In dem von Schliemann bloßgelegten Complex wurde der Hauptfund wenige Tage nach dem Schluß von dessen Ausgrabungen gemacht. Der Ingenieur Drosinos, welcher allein noch auf der Burg geblieben war, um die aufgenommenen Pläne und Karten zu revidiren, glaubte südlich dicht an der Außenseite des Plattenringes, bei F auf dem Plane, die senkrechten Wände eines Grabes zu erkennen. Der Regierungsbeamte Stamatakis wurde herbeigeholt, und in der That fanden sich eine große Zahl goldener Geräthe, Becher, Siegel- und Spiralringe. Schliemann hat diese Stätte dann auch als Grab aufgefaßt und in diesem Sinne den Fund in seinem Buche beschrieben. Er stützt sich dabei besonders auf den Umstand, daß die umgebenden Wände in ganz ähnlicher Weise gemauert gewesen seien wie die der Schachtgräber innerhalb des Rundes. Zugleich wundert er sich freilich darüber, daß das Grab nicht in den vollen Fels eingeschnitten ist, sondern an zwei Seiten von Mauern mit dahinter liegendem Schutt begrenzt wird, sowie daß eben diese Mauern an zwei Ecken sich über den Raum des Grabes hinaus fortsetzen.

Wir werden den Fund in der That nicht als aus einem Grabe stammend ansehen dürfen. Wenn die Geräthe auch in ihren Formen den Goldsachen aus den Schachtgräbern nahestehen, so muß doch sehr auffallen, daß keins von ihnen nur für den Leichenapparat angefertigt ist, wie dort alle die Flitterbleche und nur mit dünnstem Metall überzogenen Gegenstände. Hier ist im Gegentheil alles aus massivem Golde, jedes Stück hat im Leben dem wirklichen Gebrauch gedient. Ein zweiter Grund aber gegen die Annahme eines Grabes besteht darin, daß die Gegenstände, wie Schliemann selbst sagt, sämmtlich „in einem

nicht mehr als 2 Fuß langen und 8 Zoll breiten Raume gefunden" wurden. Sie haben demnach gewiß eher in einer Truhe gelegen, ebenso wie der große Schatz in Troja, und waren so hier im Keller des Hauses aufbewahrt worden.

Die hervorstechendsten Stücke des Fundes sind vier schöne goldene Becher mit gewölbtem Kelch und hohem Fuß, ähnlich

294. Goldener Becher (Größe 1:2).

dem Silberbecher aus dem IV. Grabe, aber nicht mit einem, sondern mit zwei Henkeln. Die letztern sind massiv und enden oben in Hundsköpfe, die mit geöffnetem Maul in den Rand des Gefäßes beißen (Abb. 294).

Das wichtigste Stück ist ein Goldring, auf dessen großer Platte sich eine höchst interessante Darstellung befindet (295). Im Vordergrunde sehen wir unter einem Baume eine Frau sitzen,

die Linke in den Schos gelegt, die Rechte Blumen haltend erhoben. Vor ihr stehen eine kleine und zwei große weibliche Gestalten, hinter ihr pflückt eine kleine etwas von dem Baume. Die beiden kleinen Figuren stehen jedesmal auf einem Steinhaufen. Die Frauen haben eine lange, weit vortretende Nase und riesige Augen; dazu sind sie sehr eigenthümlich angezogen. Um die Brust liegt das Gewand dicht an, über den Hüften ist es gegürtet, nach unten aber fällt es weit herab, indem es vorn eine tiefe Falte bildet und bei den Füßen in eine Bogenlinie endigt. Der Rock zeigt vier oder mehr gebauschte Querfalten, Volants, zwischen denen, bei zweien wenigstens, eine schuppenartige Musterung die glatte Fläche füllt. Der Kopf scheint mit einem Diadem geschmückt, von dem aus ein besonderer Zierath, etwa eine dreitheilige Blume, emporragt. Hinten hängt ein Haarzopf herab. Den Hals zieren ein- oder zweireihige Ketten. Was der Baum vorstellt, ist nicht sicher auszumachen; da die kleine Person etwas von ihm abpflückt, muß er eßbare Früchte tragen. Dieselben Bäume kehren auf den Goldbechern aus Amyklä wieder (s. Abb. 314). Es müssen entweder Pinien- oder Oelbäume sein, wahrscheinlicher wol Oelbäume, denn solchen entspricht die Zeichnung der einzelnen Zweige und Blätter auf den Goldbechern am meisten, wenn sie als solche auch recht ungeschickt gestaltet sind. Im Hintergrunde ist oben die Sonne und die Mondsichel, darunter in zwei Wellenlinien wahrscheinlich das Meer dargestellt. Noch tiefer befindet sich eine Doppelart von derselben Gestalt, wie wir sie aus Goldblech schon im IV. Grabe fanden. Links oben steht ein Idol, gerüstet mit einem großen zweitheiligen Schilde der bekannten Kerbform, unter dem nur die Füße hervorsehen. In der halberhobenen Hand hält es eine Lanze. Vom Haupte scheint ein Zopf nach hinten herunterzufallen. Am linken

295. Darstellung auf einem Goldring (natürliche Größe).

Rande sind zur Füllung des Raumes sechs Thierköpfe, von vorn gesehen, angebracht.

Milchhoefer[1] hat, ausgehend von den oben dargestellten heiligen Zeichen, in der vordern Scene die große Mutter Rhea erkennen wollen, welche sich von ihren Nymphen Blumen und Früchte zutragen läßt. So wären die Hauptgötter der griechischen Urreligion hier beisammen: „Die Doppelart verkündet Zeus, der von Rhea geboren wird; der gewappnete Mann vertritt ihre Diener, die Kureten oder Korybanten, welche die Bergmutter in orgiastischer Weise durch Waffentänze ehrten.“ Wenn diese Deutung auch keineswegs sicher ist, so wird man doch nach Analogie der chaldäischen Cylinder, welche unter Sonne und Halbmond mit ganz ähnlichen Figuren regelmäßig eine Opferscene oder dergl. darstellen[2], auch hier irgendeine heilige Handlung erkennen müssen.

Es ist noch ein zweiter, etwas kleinerer Ring vorhanden, auf dessen Platte vier Thiergesichter, ähnlich den am Rande des großen Ringes angebrachten, neben drei sichern Ochsenköpfen mit langen geschwungenen Hörnern sich finden. Ihn stellt Abb. 296 dar.

Sodann sind fünf einfache goldene und ein silberner Ring da, sowie elf theils aus rundem, theils aus viereckigem Golddraht zu Ringen gedrehte Spiralen, von denen wol die größern als Arm- die kleinern als Fingerschmuck gedient haben. Schliemann meinte, daß sie an die Geldringe ägyptischer Darstellungen erinnerten und demnach vielleicht gleich diesen als Zahlungsmittel gedient hätten.

Die Gegenstände dieses Goldfundes zeigen etwas jüngere Formen als die aus den Schachtgräbern, besonders erinnern die Hundsköpfe der Becher an die gleichen, ebenfalls an den Henkeln angebrachten der großen Kriegervase, welche wir gleich

[1] „Anfänge der Kunst in Griechenland“ (Leipzig 1883), S. 136.

[2] Perrot et Chipiez, Histoire de l'art, II, Fig. 20, 230, 314 u. a.

kennen lernen werden. Die Spiralringe und Goldperlen fehlten in den Gräbern ganz. Aber trotz dieser Abweichungen im einzelnen ist doch die Art der Herstellung und sind die Formen im ganzen sowol der Becher wie der Ringe dieselben wie in den Schachtgräbern. Der Goldfund ist wol etwas jünger als jene, gehört aber doch derselben Kunst- und Herrschaftsperiode an.

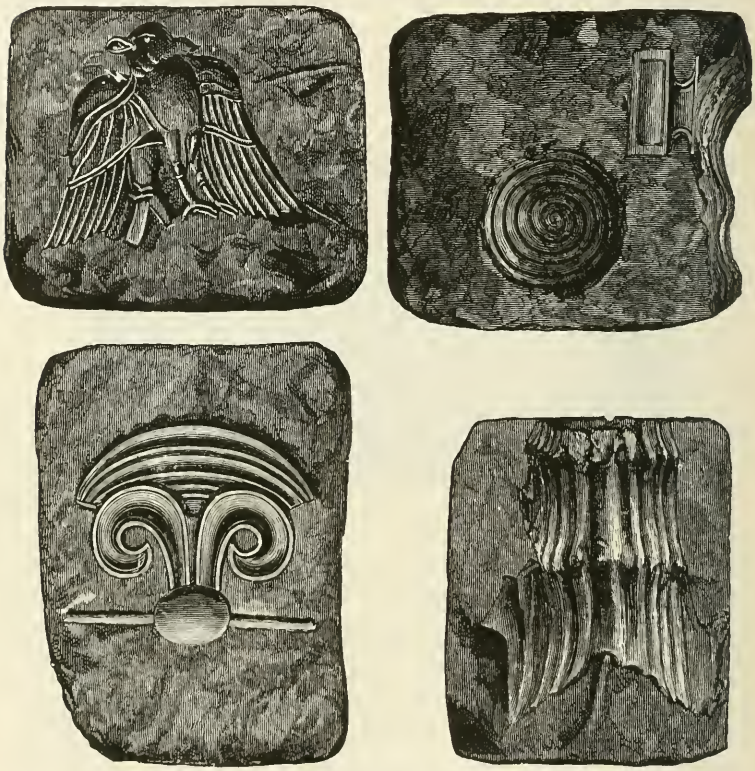
Unter den übrigen Funden aus dem von Schliemann aufgedeckten Gebäudecomplex heben wir zunächst zwei Formsteine hervor, von denen der größere von Granit, der kleinere von Basalt

296. Darstellung auf einem Goldring (doppelte Größe).

ist. Bei dem erstern sind zwei, bei dem andern sogar vier Seiten gravirt (Abb. 297). Die Formen sind entschieden nicht in der Weise benutzt worden, daß zwischen zwei aufeinander passenden das zu gestaltende Schmuckstück massiv, sei es aus Gold, sei es aus Glasfluß, gegossen wurde; denn es fehlen alle Anzeichen für ein solches Verfahren: Glättung der nicht sculpirten Fläche, Verzapfung, Gußkanal. Da nun die kleinen Kegel, deren Form auf der einen Seite des kleinern Steines eingravirt ist, sich in ziemlicher Zahl gefunden haben, und zwar aus einer stark gebrannten, mit einer Bleiglasur überzogenen Thonmasse, so ist klar, daß diese Formen nicht zum Gießen, sondern zum Kneten und nicht minder wol Treiben von Schmuckgegenständen benutzt wurden. Besonders die kleinen Goldsachen der Gräber werden

wir uns auf solche Art hergestellt denken dürfen. Der Adler auf demselben Steine erinnert durchaus an die ähnlichen Gestalten jener kleinen Goldbleche.

Die Hauptmasse der Funde bildeten alsdann dieselben weiblichen Thonfigürchen, von denen Bruchstücke schon im I. Grabe



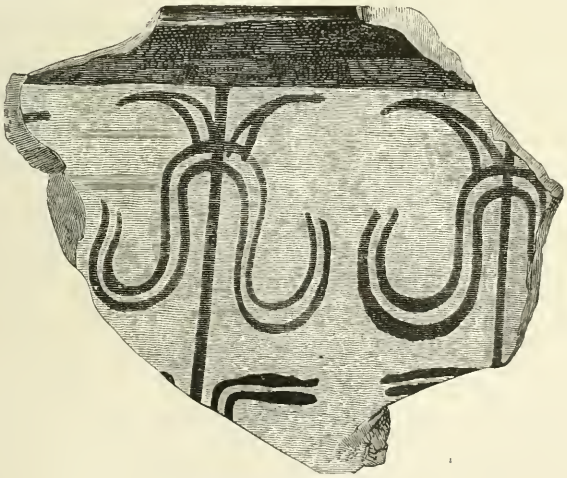
297. Vier Seiten eines Formsteins von Basalt. (Natürliche Größe.)

vorhanden waren, ferner Thiergestalten, die wol meistens Kühe vorstellen sollen, und schließlich Vasen. Die letztern zeigen durchweg einen jüngern Charakter als die in den Gräbern gefundenen, wie natürlich, da hier die den Gräbern gleichzeitigen Culturerzeugnisse durch die fortdauernde Bewohnung allmählich be-

seitigt wurden. Die Algen und Polypen werden selten, die lineare Ornamentation mit Reifen und concentrischen Reihen

298. Vasenscherbe (natürliche Größe).

herrscht vor, und das Lebendige vertreten zumeist Vögel, die in langen Reihen aufmarschiren (Abb. 298), und Pflanzen-



299. Vasenscherbe (natürliche Größe).

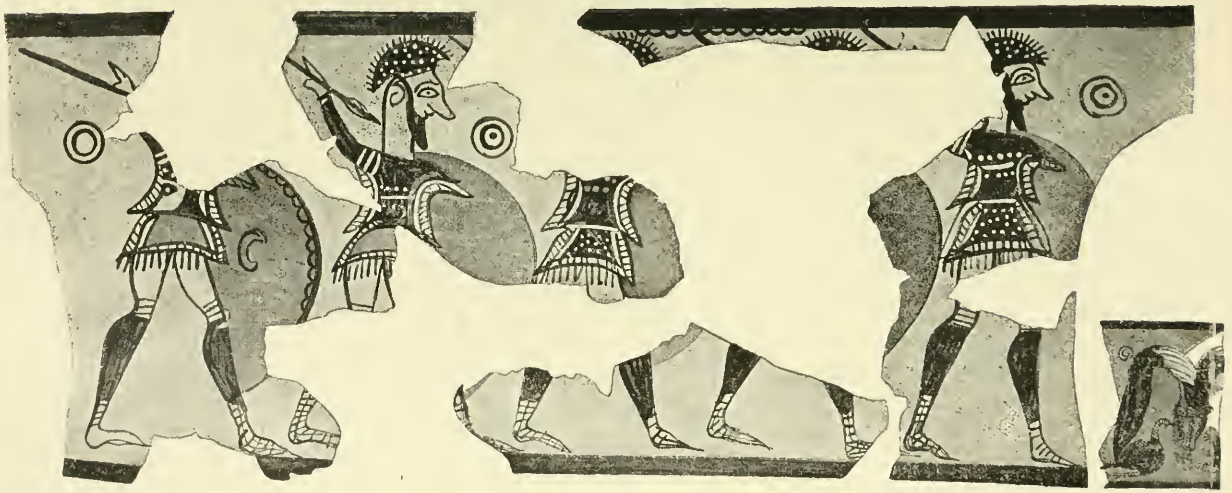
motive, wie z. B. die Palme auf der Scherbe Abb. 299, deren Zeichnung jetzt in den Palmen der Goldbecher von Amyklä ihre genaue Analogie findet (Abb. 313).

Nur ein Stück ist vorhanden, das wichtigste nicht blos in Mykenä, sondern überhaupt in der ganzen mykenischen Vasengattung, auf dem auch Menschen dargestellt sind, das ist die schon oft genannte große Kriegervase. Dieses Gefäß hat die Form einer mächtigen Amphora. Um seinen Bauch zieht sich ein breiter Figurenstreifen, der auf der einen Seite (Abb. 300) fünf ausziehende Krieger zeigt, denen eine Frau nachblickt, auf der andern, leider sehr zerstörten (Abb. 301), mehrere Krieger im Kampfe. Alle Figuren haben eine sehr lange spitze Nase und große geschlitzte Augen. Die Männer tragen einen langen Spitzbart; ein Schnurrbart ist nicht angegeben. Die Krieger auf der Vorderseite tragen anscheinend einen eng anliegenden Panzer, unter dem der Chiton mit Fransen bis zur Mitte der Schenkel reicht. Die Beine sind vom Knie abwärts mit Gamaschen, die Füße mit von Binden oder Riemen umwickeltem Zeug oder Leder bekleidet. Die Ringe, welche über dem Knie und ähnlich in der Nähe des Handgelenks zu sehen sind, dürften nicht blos zur Befestigung oder zum Zusammenschnüren der dort endigenden Bekleidung dienen, sondern zugleich auch zum Schmuck und sonach gelegentlich auch aus Goldbändern bestanden haben, wie sie sich in den Männergräbern fanden. Das Haupt bedeckt ein Helm, an dem vorn zwei Hörner vorstehen, hinten ein Busch herabhängt und die überall angebrachten weißen Punkte vielleicht glänzende Buckel bedeuten sollen. Am linken Arme tragen sie einen Schild, der rund ist, bis auf ein unten abgeschnittenes kleines Segment, in der Rechten eine lange Lanze mit einem beutelartigen Anhängsel dicht unter der Spitze, das Furtwängler und Löschcke für einen Brotsack halten. Nach anderer Vermuthung wäre es eine kürbisförmige Flasche, wie die Soldaten des Saul sie an ihren Speeren tragen. Die Frau hinter den Kriegern erhebt ihre Hand zum Kopfe, klagend über den Abschied der zum Kampfe Ausziehenden.

In der Darstellung des Kampfes auf der andern Seite des Gefäßes zeigt die Rüstung der Männer einige Abweichungen.

300. Ausziehende Krieger. Darstellung auf einer großen Vase.
(Größe ungefähr 1 : 4.)

S. 326.



301. Kämpfende Krieger. Darstellung auf einer großen Vase.
(Größe ungefähr 1 : 4.)

S. 326.

An die Stelle des Helms ist augenscheinlich eine Pelzmütze getreten, und an der Lanze fehlt das Anhängsel. Vielleicht sind hier die Feinde der dort Ausziehenden dargestellt.

Die Henkelansätze sind als Hundsköpfe gestaltet (Abb. 301). Den Raum unter ihnen füllen zwei Gänse von der auf den Vasen der jüngern Art üblichen Gestalt. Den Zusammenhang mit dieser jüngern Gattung und weiterhin mit den Dipylonvasen beweisen besonders auch die drei concentrischen Kreise, welche auf dieser Seite des Gefäßes zur Raumfüllung angebracht sind; an ihrer Stelle würden wir im altmykenischen Stil Spiralen zu erwarten haben.

Die ganze Darstellung ist mit schwarzbraunem Firnis auf gelb übermalten Grunde aufgetragen. Die Innenseite der Vase ist roth bemalt. Der Thon des Gefäßes ist ziemlich grob, worin sich wiederum der jüngere Charakter derselben kundthut. So bietet uns auch hier wieder, wie in Tiryns, ein wichtiges Stück den Uebergang zwischen der mykenischen und der spätern Vasenmalerei. Die Schilde sind nicht mehr die großen gekerbten, die Helme nicht die bienenkorbähnlichen Aufsätze (s. oben Abb. 208) der altmykenischen Zeit. Manches erinnert an die Bügelkannen, manches an die Dipylonvasen, die ganze Zeichnung aber am meisten an die melische Thonmalerei, eine der Vorstufen des spätern echt griechischen Stils.

Unter den kleinern Funden, wie einigen geschnittenen Steinen mit Thierdarstellungen, bronzenen Rädchen und Schlüsseln, knöchernen Stiften und dergleichen ist besonders eine Fibel (Sicherheitsnadel) hervorzuheben, die einzige, welche auf der Burg zu Tage gekommen ist. Sie zeigt denselben Typus wie die später in der Unterstadt gefundenen Nadeln (Abb. 311), jedoch mit großem, einen vollen Halbkreis bildenden Bügel. Nach Undset's Forschungen[1] ist diese Form die älteste griechische. Schließlich sei noch das eigenthümliche Bruchstück eines Porphyr-

[1] „Zeitschrift für Ethnologie", 1889, S. 214 fg., wo auch die mykenische Fibel unter Fig. 15 abgebildet ist.

blocks erwähnt (Abb. 302), das uns zugleich hinüberleitet zur Betrachtung der Baulichkeiten, denen alle diese außerhalb der Gräber gemachten Funde entstammen. Der Porphyrblock zeigt eine längliche Form mit viereckigem Durchschnitt und ungefähr gleicher Höhe wie Tiefe. Die Ober- wie die Unterseite sind Lagerflächen, die Vorderseite schmückt ein eigenthümliches Ornament in Relief, nämlich eine längliche Rosette, die durch ein mitten durchgelegtes breites Band in zwei Hälften getheilt wird.

302. Block aus Porphyr (Größe 1:4).

Mit diesen Ornamenten scheint der Steinbalken langhin besetzt gewesen zu sein, denn links wie rechts sind Spuren von weitern Rosetten erhalten. Links ist außerdem Anschlußfläche vorhanden, die vorn genau auf den Rand des durch die Rosette gehenden Bandes auftrifft; es schloß hier also ein weiterer, gleich verzierter Balken an. Wie und wo diese Steine verwandt gewesen seien, war ein vollständiges Räthsel, bis die Ausgrabungen von Tiryns im dortigen Palaste den Alabasterfries zu Tage förderten, mit genau demselben Hauptornament, und bald darauf auch in Mykenä die Bauten sich fanden, denen der prächtige Porphyrblock einzig angehört haben kann.

Fünftes Kapitel.

Mykenä. Amyklä.

Fortsetzung der Ausgrabungen durch die Griechen.

1. Der Palast zu Mykenä.

Die im Nachfolgenden zu schildernden Ausgrabungen sind durchaus eine Weiterverfolgung der Ideen Schliemann's. Sie haben mit ihren Ergebnissen die seinigen so sehr bestätigt und erweitert, daß man die einen nicht mehr ohne die andern besprechen kann.

Im Jahre 1886 hat die griechische archäologische Gesellschaft in Mykenä nicht nur ein weiteres Stück jenes Gebäudecompleres neben der Burgmauer, sondern vor allem auf der Spitze der Burg den alten Königspalast aufgedeckt, mit genau demselben Grundriß, dessen übereinstimmendes Auftreten in Troja und Tiryns schon so viel Staunen und Freude erregt hatte. Der Ephoros Herr Tsuntas, eine unter den jüngern griechischen Archäologen besonders hervorragende Kraft, hat die Grabungen geleitet und seine alles in Betracht Kommende scharf erfassenden Beobachtungen in zwei größern Aufsätzen niedergelegt.[1]

Immer schon hatte man auf der Spitze der Burg von Mykenä mächtige alte Mauern wahrgenommen, die sich zu einem großen viereckigen Gebäude zusammenzuschließen schienen und in solcher Gestalt auch bereits auf der Steffen'schen Karte angegeben

[1] „Πρακτικὰ", 1886. „Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική", 1887.

sind. Diese Mauern stellten sich bei den Grabungen als das Fundament eines dorischen Tempels etwa aus dem 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr. heraus. Der Tempel ist ziemlich genau von Norden nach Süden orientirt und bildet ein Rechteck von 20 : 43 m. An Architekturstücken wurde von ihm nichts weiter gefunden als eine Gesimsplatte und zwei Bruchstücke von Metopen mit ganz winzigen Figurenresten. Das Fundament ruht in seinem nördlichen Theile auf dem Felsen, im südlichen aber auf einer bis 3 m hohen Anschüttung, und in dieser letztern stieß man nun auf Mauern aus weit ältern Perioden. Es wurde zunächst an der Südwestecke des Tempels gegraben, wo man sich also nach dem spätern Ergebniß in der Mitte der Aule (L auf Plan VI) des Vorhofes des Palastes befand. Hier standen kreuz und quer verschiedene dünne Mauern aus kleinen Steinen mit Lehmverband. Unter ihnen hin zog sich ein Kalkestrich, der in großem Viereck begrenzt wurde durch weit stärkere und stellenweise aus saubern Quadern gefügte Mauern. Es war also klar, daß das große Viereck mit seinem Estrich die ursprüngliche Anlage war, die eine spätere kümmerliche Zeit in kleine Räume zertheilt hatte, genau wie in den Palästen von Troja und Tiryns. Im weitern Verfolg der Grabungen stellte sich dann aus jenen ältern starken Mauern genau der Grundriß zusammen, den man nach den Erfahrungen von Troja und Tiryns für die Haupträume des Herrscherpalastes vorauszusetzen hatte: ein großer Saalbau mit zwei Vorräumen, einem stattlichen Hofe und vielen Nebengebäuden; das Ganze umzogen von einer besondern Befestigungsmauer und auf zwei Wegen von der untern Burg aus zugänglich. Indem wir auf das Einzelne eingehen, heben wir nur dasjenige hervor, was im Vergleich zu den entsprechenden Anlagen in Troja und Tiryns von Interesse ist.

Der Palast liegt weit höher über dem Eingangsthore der Burg als die in Troja und Tiryns. Ein Fahrweg konnte deshalb den Palasthof nicht ganz erreichen, das letzte Stück Weges

zu ihm führte eine große Treppe (von I bis K) hinauf. An ihrem Fuße, in dem Raume I, zieht ſich an der Weſt- und Nordſeite eine gemauerte Bank entlang. Die Treppe ſelbſt iſt 2,40 m breit und zeigt 20 wohlerhaltene Stufen, jede 0,10—0,12 m hoch und 0,35—0,45 m tief, alſo recht bequem. Die Breite wird nicht durch einen einzigen Stein erreicht, ſondern durch ihrer drei bis vier, was aber dem Auge verborgen blieb, da die ganze Treppe mit einem Verputz überzogen war, der durch häufige Erneuerung allmählich $1^1/_2$ cm ſtark geworden iſt. Die obere Endigung iſt zerſtört und ebenſo auch der Eingang in den Palaſthof (die Aule), der zweifellos durch einen Thorbau führte.

Der Hof (L) iſt 11,50 m breit und hat einen Kalkeſtrich, unter dem ſtellenweiſe noch ein zweiter, älterer hervorſcheint, und zwar iſt der letztere aus feinerm Material und ſorgfältiger ausgeführt.

Die Nordmauer des Hofes iſt in ſechs Quaderſchichten 2,40 m hoch erhalten. Zwiſchen der unterſten und nächſtfolgenden Schicht liegt horizontal ein Holzbalken, ähnlich wie in den Palaſtmauern von Troja und Tiryns. Dieſes Hülfsmittel iſt aus der altgewohnten Bauweiſe, die Bruchſteine und Lehm verwandte, beibehalten; bei Quaderbau wäre es natürlich zu entbehren geweſen. Die gleiche Conſtruction findet ſich bei der Weſtmauer des Hofes.

Rechts von dieſem offenen Sammelplatze nun liegt die Männerwohnung. Sie hat, abweichend von Troja, aber übereinſtimmend mit Tiryns, zwei Vorräume vor dem Hauptſaale und in der Front zwei Säulen zwiſchen den Anten. Die Steinbaſen von Säulen und Anten, welch letzter natürlich wieder von Holz waren, ſind noch vorhanden.

Die Vorhalle (M) iſt 3,19 m tief, ihr Boden ganz mit Kalkſteinplatten gepflaſtert. Im Eingang zum Vorſaal (1,94 breit) liegt die Steinſchwelle mit viereckigen Löchern rechts und links zum Einzapfen der Thürpfoſten und einem runden Loch rechts,

in dem der bronzene Schuh der Thürangel sich noch vorfand; alles genau wie in Tiryns.

Dieser Raum hatte nur an den Wänden herum ein Pflaster von 1 : 1,15 m großen Platten, in der Mitte aber einen Estrich. Von ihm aus betreten wir nun den Saal, das Megaron (O). Im Eingang zu demselben ist wieder die Schwelle erhalten mit den Zapfenlöchern für die Pfosten, aber diesmal ohne das runde Angelloch. Es fehlte also eine Thür, den Verschluß bildete ebenso wie bei dem Megaron von Tiryns ein bloßer Vorhang.

Das Megaron ist der größte Raum des ganzen Palastes, es mißt 11,50 : 12,92 m. Das Dach tragen vier Säulen, die, selbst von Holz, auf Steinbasen standen. Die letztern fanden sich 0,10 m unter dem Estrich, da dieser durch häufige Erneuerung sich bedeutend aufgehöht hatte. In der Mitte zwischen den Säulen steht der große runde Herd, von dem etwa ein Drittel sich erhalten hat. Er erhebt sich in zwei kleinen Stufen nur bis 0,14 m über den Boden und zeigte nicht weniger als fünf Verputzschichten übereinander, die alle bemalt waren. Das Ziermuster der dritten, besterhaltenen Schicht ist nebenstehend nach Dörpfeld's Aufnahme wiedergegeben (Abb. 303). Es zeigt die Vorderseite der beiden Stufen mit sphärischen Dreiecken geschmückt, die einmal grau und weiß, das andere mal roth und weiß gemalt sind; in den weißen Feldern sind jedesmal kleine Sternchen angebracht. Der horizontale Absatz zwischen diesen beiden Theilen ist blau gefärbt. Obenauf läuft um den Herd ein weißes Spiralenband mit blauen Mittelknöpfen, das von blauen und rothen Streifen eingefaßt ist.

Der Fußboden des Megaron ist ebenso wie der des Vorsaales an den Wänden mit Platten belegt, in der Mitte aber von einem Kalkestrich bedeckt, dessen Viereckmuster wieder fast genau dem im tirynther Megaron entspricht. Die ganze Südostecke des Saales ist abgestürzt; es geht hier steil hinunter in die Schlucht des Chavosbaches.

Kehren wir zurück zu dem großen Hofe, so liegt zunächst

an deſſen Weſtſeite noch das Zimmer P, das nicht direct vom Hofe aus, ſondern vermittelſt eines Vorplatzes zugänglich iſt; eine andere Thür führte in einen neben dem letztern gelegenen Raum. Beide Eingänge waren ohne Thüren. An der Nordwand dieſes Zimmers liegt auffälligerweiſe ein viereckiger Herd, 0,80 m breit, 1,05 m tief und 0,05 m hoch. Unter dem Fußboden her zieht ſich eine Waſſerleitung aus viereckigen Thonröhren.

Nördlich von dieſem Zimmer führt ein Gang aus dem Hofe direct in die weſtlichen, jetzt gänzlich zerſtörten Theile des Palaſtes. In ſeinem Eingang vom Hofe her liegt eine Schwelle, die keine Thür über ſich hatte. Neben derſelben ſind

303. Gemalte Verzierung des Herdes im Megaron.

rechts drei Steinſtufen erhalten, als unterſter Theil einer Treppe, die zum obern Stockwerk führte. Die erſten beiden meſſen 0,15—0,20 m in der Höhe und 0,30—0,35 m in der Tiefe; die dritte iſt ein Podeſt von 1 : 1,08 m, von dem aus die Treppe nach links umbog und ſich in Holzſtufen fortſetzte. Der Raum unter der Treppe war von der andern Seite her zugänglich und iſt alſo auch benutzt worden.

Nördlich von dieſer Treppe befindet ſich ein ſehr langer und breiter Gang R, in dem weſtlich eine große Schwelle mit dem Einſatzloch für eine einflügelige Thür liegt, und der in ſeiner weitern Fortſetzung auf jener Seite gewiß zu einem zweiten Eingangsthor führte, das man auf ſteilem Fußwege direct vom Löwenthore aus erreichte. Leider iſt die Grenzmauer des Palaſtes dort völlig zerſtört, ſodaß von einer ſolchen Anlage nichts mehr nachweisbar iſt. An dem beſagten Gange

aber liegen für den von draußen Kommenden links gleich hinter der großen Schwelle die Eingänge zu weitern Gemächern, die durch Thüren verschlossen waren. Der Gang ist weiterhin (östlich) durch das Tempelfundament verdeckt, führte aber sicher zu den verschiedenen kleinen Räumen (S u. s. w.), die neben dem Megaron noch in Spuren erkennbar sind und wol als Frauengemach, Schatz- und Schlafkammer dienten.

Was für den Grundriß gilt, gilt auch, wie bereits einzelne Beispiele zeigten, für den Aufbau: überall tritt die augenfälligste Uebereinstimmung mit dem Palaste von Tiryns hervor. Fußböden, Thüren, Pfosten, Schwellen, Dach, alles ist genau wie dort. Nur zeigt sich in Verschiedenem eine etwas entwickeltere Technik, so in der Verwendung von Quadern für die Mauern und in der reichern Anbringung von Wandmalereien, von denen sich außer in und neben dem Megaron, im Hofe und in dem Raume P Spuren fanden. Kein Zweifel also, daß wir eine und dieselbe Culturperiode vor uns haben; und daß dies die Periode der sogenannten mykenischen Vasen ist, hat Tsuntas bei diesen Ausgrabungen sehr genau beobachtet. Er berichtet über die Funde in dem großen Hofe, auf dessen Estrich die schlechten Lehmmauern der spätern Häuschen sich erheben: „Noch bevor irgendein Zusammenhang zwischen den verschiedenen erst in ihrem obersten Theile aufgedeckten Mauern zu erkennen war, habe ich in dem Tagebuch der Ausgrabungen verzeichnet, daß zwischen denjenigen Mauern, die sich bald darauf als jüngere herausstellten, nur Vasenscherben der geometrischen Gattung mit Darstellungen von Vierfüßlern und Vögeln sich fanden, während tiefer auf dem Kalkestrich und wo sonst jene jüngern Mauern fehlten, alle Funde dem mykenischen Stil angehörten". Das ist ein klares und schönes Resultat, das uns zur Bestimmung der für die große Bauperiode von Mykenä anzunehmenden Zeit und Bevölkerung weiterhin wichtige Dienste leisten kann.

Die Ausgrabungen weiter unten, dicht an der Burgmauer, haben eine Gruppe von kleinern Gebäuden zu Tage gefördert, G,

die wol als Wohnungen des königlichen Gefolges angeſehen werden dürfen. Aus dem Gewirr von Mauern verſchiedener Zeiten tritt namentlich ein der älteſten Periode angehöriges Gemach mit einem viereckigen Herd in der Mitte hervor. Es dürfte als Megaron anzuſehen ſein; vor ihm liegt weſtlich ein Vorzimmer und weiter ein Hof mit anſcheinend einer Opfergrube in der Mitte. Der Boden fällt hier ſtark von Norden nach Süden ab. Die parallel mit der eben beſchriebenen laufende Zimmerflucht liegt daher in ihren Fundamenten ein Stockwerk tiefer und wird durch eine

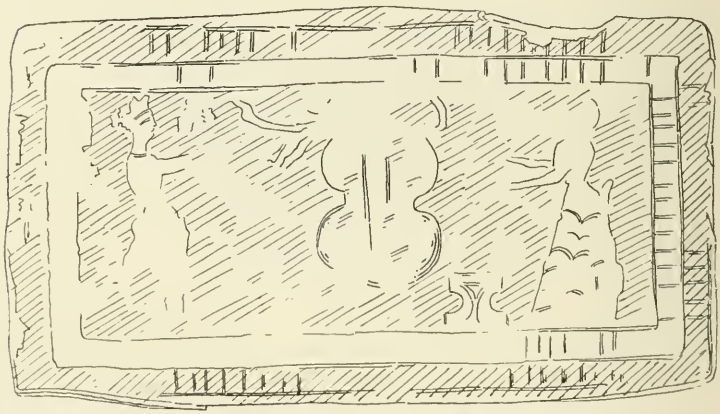
304. Wandmalerei aus der Gebäudegruppe an der Südmauer (Größe 1:2).

Treppe erreicht. Dieſe untern Räume müſſen natürlich dunkel und kaum bewohnbar geweſen ſein. Es waren die Kellerräume des Gebäudes. Ueber ihnen hat nach der Dispoſition des Ganzen wahrſcheinlich die Frauenwohnung gelegen.

Auch in dieſer Gebäudegruppe ſind ſehr intereſſante Stücke von Malereien gefunden worden, nämlich an einer Wand ſüdlich nahe der Treppe die drei eſelsköpfigen Geſtalten (Abb. 304) und in einem Raume nördlich neben dem Herdgemach die opfernden Frauen (Abb. 305). Sie ſind die bei weitem wichtigſten Funde dieſer Art von Mykenä, denn aus dem Megaron und dem anſtoßenden Schlafgemach ſind nur ganz wenige kleine Reſte erhalten, Theile von Männern und Pferden, die keine andere Beſonderheit bieten, als daß wir über den Fußknöcheln

und Knien der Männer wieder dieselben Bänder angebracht sehen, welche die Krieger auf der großen Vase und auch die auf dem Stier von Tiryns reitende Gestalt tragen.

Auf dem ersten der beiden neuen Stücke sehen wir die Reste von drei Gestalten, welche nach den langen Ohren zu schließen, Eselsköpfe haben. Der aufragende Zacken vor den Ohren kann nur den Stirnhaarbüschel bedeuten. Diese Wesen können nichts anderes sein als die von Milchhoefer besonders eingehend und anregend behandelten Dämonen des ältesten reli-



305. Kalktafel aus der Gebäudegruppe an der Südmauer (Größe 1:2).

giösen Vorstellungskreises der Griechen. Noch bis in die spätere Zeit haben die den großen allgemeinern Gewalten untergebenen Naturkräfte, Berg-, Wald- und Wassergeister eine halb menschliche, halb thierische Gestalt behalten; Satyrn, Tritonen, Flußgötter, Kentauren, der Minotauros sind classische Beispiele dafür. Diese Wesen hatten in der ältern Zeit eine weit größere Bedeutung, da sich immer mehr herausstellt, daß die Religion der Griechen vom Monotheismus ausgegangen ist, von der Verehrung des allein herrschenden Zeus, dem alle andern Naturkräfte in der Gestalt eben jener Mischwesen unterthan waren. Sie finden sich besonders auf den Gemmen des mykenischen

Culturkreises, den sogenannten Inselsteinen, dargestellt, haben zuweilen Vogel-, gewöhnlich aber Löwenbeine und tragen auch öfters dieselbe Stange auf dem Rücken wie die unserigen, welche alsdann an beiden Enden mit erbeuteten Thieren behängt ist (Abb. 306). So werden wir uns auch auf der Wandmalerei für die Gestalten Vogelbeine ergänzen und als Zweck der Stange das Tragen der Jagdbeute denken dürfen. Die Gestalten sind nicht in ehrbarem ernsten Sinne dargestellt, sondern gewissermaßen als Caricaturen, mit lang heraushängenden Zungen. Erlauben sich die homerischen Gedichte manche Satire selbst mit den großen Göttern, wie viel näher lag die Versuchung, es mit den dienstbaren Geistern derselben, mit den Kobolden und Unholden zu thun.

306. Inselstein von Kreta (natürliche Größe).

Die Farben des Bildes sind besonders lebhaft erhalten. Der Grund ist blaugrau, die Gestalten vorn fleischfarben, aber auf dem Rücken blau mit schwarz-gelb-rother Innenzeichnung.

Das letzte Stück (Abb. 305) ist ein besonderes Kalktäfelchen von etwa 2 cm Dicke, das aber wol an der Wand aufgehängt war. Die Darstellung ist leider sehr zerstört. Sie entwickelt sich von der Mitte aus gleichförmig nach beiden Seiten. Was in der Mitte dargestellt war, läßt sich aus den geringen Spuren doch noch deutlich erkennen, besonders da die Altäre zu beiden Seiten einen Fingerzeig geben. Es war ein Idol von derselben Gestalt wie das auf dem großen Goldring Abb. 295. Die Form des großen gekerbten Schildes ist klar zu sehen, darüber ein Rest des Kopfes, anscheinend mit fliegenden Zöpfen, und vorn ein Rest des vorgestreckten Armes mit der Lanze. Rechts steht dann ein Altar und hinter demselben eine Frau, und aus mehrern Spuren läßt sich schließen, daß links dieselbe Darstellung vorhanden war. Die Form des Altars kennen wir vom Löwenthorrelief her, dort bilden zwei gleiche Vasen aneinander geschoben den Untersatz für die Säule. Die Frau steht aufrecht und hat

beide Hände über den Altar erhoben. Ihre Kleidung entspricht durchaus derjenigen der Frauen auf dem schon erwähnten Goldring. Der Oberkörper ist vom Gewande eng umschlossen, von der Taille abwärts fällt ein weiter, durch volantartige Falten mehrfach abgetheilter Rock. Daß die Brust nicht unbekleidet war, wie Milchhoefer bei den Frauen des Goldringes hatte annehmen wollen, zeigt sich ganz klar, denn nur Gesicht und Hände sind weiß, die Brust aber, ebenso wie das Gewand des Unterkörpers ist gelb gemalt. Links war eine Frau in der gleichen Stellung und gewiß ebenfalls ein Altar dargestellt. Ihr Oberkörper mit Diadem und Halsband ist noch deutlich zu erkennen. Wir werden das ganze Bild so erklären dürfen, daß von den beiden Frauen dem in der Mitte befindlichen Idol ein Opfer dargebracht wird. Daß dieses Stück vielleicht, weil es eine bewegliche Tafel ist, nicht in Mykenä angefertigt, sondern importirt sei, wie Tsuntas argwöhnte, braucht man gewiß nicht anzunehmen. Es zeigt denselben blaugrauen Grund und auch sonst genau dieselben Farben und dieselbe Technik, in der die Wandbilder gemalt sind.

Unter den Funden aus dem Palaste befand sich auch ein Skarabäus, der nach der Begutachtung von Professor Erman in Berlin echt ägyptische Arbeit ist und den Namen der Königin Ti trägt, der Gemahlin Amen Hotep's III. (13. Jahrh. v. Chr). Wenn die Namen berühmter Fürstlichkeiten, wie Thutmosis III., Ramses II., auch häufig lange nach deren Tode noch als glückbringende Zeichen auf die Amulette gesetzt wurden, so dürfte in diesem Falle der Stein doch der Zeit der Königin Ti selbst, also dem 13. Jahrh. v. Chr., angehören und wir würden hiermit einen wichtigen Anhaltspunkt für die Datirung des mykenischen Palastes gewonnen haben.

2. Die Volksgräber in der Unterstadt.

In den Jahren 1887 und 1888 hat die unermüdliche Archäologische Gesellschaft ebenfalls durch Tsuntas in der Unterstadt von Mykenä graben lassen und dort 52 Gräber entdeckt, welche durch die Art ihrer Anlage und durch ihren Inhalt viele bei den Schliemann'schen Ausgrabungen, sowie überhaupt in den mykenischen Culturverhältnissen noch dunkel gebliebene Punkte aufhellen.

Zu den sechs bereits bekannten Tholosbauten, in denen übrigens nicht weiter nachgeforscht wurde, fand sich noch ein kleiner siebenter, leider bereits im Alterthum völlig geplünderter hinzu. Alle übrigen Gräber aber waren keine Kuppelgräber, sondern einfache in den Felsen eingeschnittene Kammern. Ein Gang, gewöhnlich mehrere Meter lang, führt horizontal in den Felsen hinein zu dem viereckigen Grabesraume. Dieser ist zuweilen mit Nischen ausgestattet, und in ein paar Fällen folgte nach einem weitern kurzen Gange noch eine zweite Kammer. Die Decke ist fast immer giebelförmig gebildet, nur einzelne male in unregelmäßiger Wölbung ausgehauen. Die Kammern sind gewöhnlich 3 : 4 oder 4 : 5 m groß und entsprechend an den Seiten 2—$2^1/_2$, in der Mitte unter dem Giebel $2^1/_2$—3 m hoch.

Diese Gräber bildeten nicht eine einheitliche Nekropole, sondern liegen in verschiedenen Gruppen durch das ganze Trümmerfeld der Unterstadt zerstreut. So fanden sich von dem Kuppelgrabe 3 nach Süden ziehend sieben Gräber, neben 4 gegen Norden vier, gegen Süden sechs, neben 5 acht Stück; ferner etwa 10 Minuten nördlich vom Kokoretza an einer Stelle, die Asprochoma genannt wird, zweiundzwanzig Gräber und in zwei Gruppen am Fuße des Eliasberges ihrer sechs und vier. Die Gräber innerhalb einer Gruppe pflegen übereinzustimmen in der Größe wie in der Art ihres Inhalts. Die größern sind reicher ausgestattet mit Geräthen aus Elfenbein und kostbarem Metall, die kleinern ärmlicher mit Thonfiguren und — eigenthümlicher-

weise — großen Mengen der sogenannten Inselsteine, die durch rohere Arbeit ihrer Darstellungen sich ebenfalls als das gewöhnlichere Fabrikat gegenüber den Gegenständen aus kostbarem Material kennzeichnen. Hieraus geht hervor, daß jede Gräbergruppe von einer gleichartigen Abtheilung der Bevölkerung herrühren muß, und Tsuntas hat gewiß Recht, wenn er annimmt, daß wir in den Gruppen die Kirchhöfe einzelner Geschlechter oder Gemeinden zu erkennen haben, von denen jede an der Grenze ihres Gebietes auch ihre Gräberstätte hatte. So kommt es, daß z. B. die Gruppen bei den Kuppelgräbern 3 und 4 mitten in bewohntem Gebiete, nämlich zwischen zwei Gemeinden liegen.

Die Mauer der Unterstadt schließt bekanntlich nur einen kleinen Theil der dort bewohnten Fläche ein; die Hauptmasse der Bevölkerung wohnte in offenen Gemeinden. Dies Wohnen sowol wie das Begraben innerhalb des bewohnten Gebietes ist aber eine altgriechische Sitte. Sie hat sich noch bis in die historische Zeit bei denjenigen erhalten, welche das Alterthümliche am strengsten conservirten, bei den Spartanern. Die Spartiaten, sagt Thukydides (I, 10), wohnen „in offenen Gemeinden" (κατὰ κώμας); sie begruben, wie Plutarch noch weiß (Lyk. 27), „innerhalb der Stadt" und gewiß genau so getrennt wie die Mykenier, denn es ist bekannt, daß die Gräber der Agiaden im Süden, die der Eurypontiden im Norden der Stadt lagen. Auch im ältesten Athen wurde ebenso begraben. Es sind dort viele Gräber innerhalb des bewohnten Gebietes gefunden, welche schon Plato (Minos, 315) zu dem Glauben veranlaßten, die alten Athener hätten in ihren Häusern begraben.

Danach behält die Anlage der Grabstätte auf der Burg von Mykenä durchaus nichts Verwunderliches mehr: die Burg stellt die streng abgesonderte, ummauerte Gemeinde des herrschenden Geschlechts dar, und diese hatte ebenso wie die Geschlechtsverbände der Unterstadt ihren Begräbnißplatz auf ihrem eigenen Gebiete.

Auch im einzelnen bieten die Funde aus den neuen Gräbern des Interessanten und durchschlagend Beweisenden die Fülle. Keine von allen Leichen scheint verbrannt worden zu sein, wol aber fanden sich Spuren von Asche, die ebenso wie an andern Stätten von den Todtenopfern herrühren müssen. Nach der Bestattung der letzten Leiche wurde die Thür des Grabes bis auf eine kleine Oeffnung unter dem Thürsturz zugemauert und der Gang davor mit Erde verschüttet. Alsdann wurde noch jene letzte Oeffnung mit Steinen zugesetzt. In dem zugeschütteten Gange vor der Grabesthür fanden sich sehr oft Menschenknochen, in einem Falle sogar sechs allem Anscheine nach gleichzeitig bestattete Leichen. Tsuntas nahm als Erklärung an, daß gelegentlich Sklaven oder Kriegsgefangene bei der Leichenfeier ihres Herrn geschlachtet und hier begraben seien, ebenso wie Achilles am Scheiterhaufen seines Freundes zwölf Trojaner schlachtet. Wir werden aber eine solche Sitte lieber auf den Krieg beschränkt denken und hier eher Sklaven sehen, welche eines natürlichen Todes gestorben sind.

307. Idol aus Glasfluß (natürliche Größe).

Von Beigaben wurden, besonders in den ärmern Gräbern, sehr viele weibliche Idole aus Thon gefunden. Sie stellen, wie sich beobachten ließ, entschieden nicht immer die gleiche Gottheit dar. Während die größere Mehrzahl, die majestätisch mit einem Diadem geschmückten, wol als Bilder der Hera zu betrachten sind, scheint ein anderes mit nackter Brust und einem großen Halsbande die Aphrodite darzustellen. Aphrodite werden wir wol auch zu erkennen haben in den Halbfigürchen aus Glasfluß (Abb. 307), deren etwa ein Dutzend mit vielen Glas- und Steinperlen zusammenliegend gefunden wurden. Sie waren also, wie in Aegypten die kleinen Göttergestalten, sicher als Halsketten getragen worden. Eine dritte Gattung, mit einem Kind in den Armen, welche ebenfalls nur in wenigen Exemplaren vertreten ist, dürfte, in Anbetracht der vielen in Tiryns gefun-

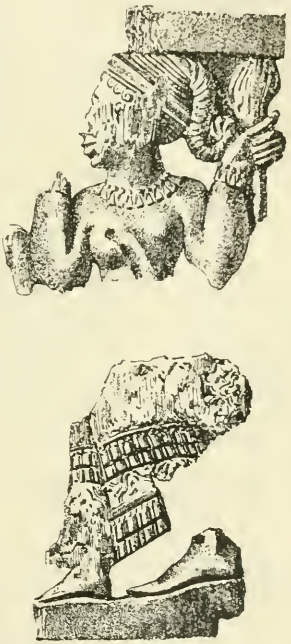
denen Demeterbilder aus späterer Zeit, vielleicht als Demeter Kurotrophos zu betrachten sein.

Sehr schöne Stücke finden sich unter den Elfenbeinsculpturen. Abb. 308 zeigt in stattlicher Größe den Kopf eines Mannes. Das Stück ist in drei fast gleich großen Exemplaren

308. Männlicher Kopf. Elfenbeinplatte. (Natürliche Größe.)

in ein und demselben Grabe gefunden; ein viertes fast gleiches war schon seit längerer Zeit aus Spata in Attika vorhanden. Der Kopf ist in Relief geschnitten, die Rückseite des Stückes ist flach und zeigt ein paar Löcher zum Befestigen. Die Arbeit ist sehr sorgfältig. Der Augenstern war aus anderm Material eingesetzt. Sehr merkwürdig ist die Kopftracht. Fassen wir die horizontalen Reihen als Binden auf, welche das natürliche Haar zusammenschnüren, oder gar die ganze Partie von den Stirn-

löckchen an als eine Mütze, was bedeuten dann die ganz gleichartigen Reihen und dazwischenliegenden Haarwellen um Wangen und Kinn? An den Kinnriemen einer Sturmhaube ist nicht zu denken, da die ganze Form, besonders nach der Contour unter dem Ohre durchaus die eines Bartes ist. Ich meine deshalb entschieden, daß wir das Ganze als Haar aufzufassen haben und sehe zur Erklärung für die eigenthümliche Darstellung keine andere Möglichkeit, als entweder anzunehmen, daß die Mykenier, ebenso wie die Aegypter zu allen Zeiten, gelegentlich Perrücke und falschen Bart getragen haben, oder daß aus einer Inkrustations-Technik, welche Haar und Bart aus anderem Stoffe in kleinen Theilen dem Kopfe anfügte, diese Art übernommen ist.



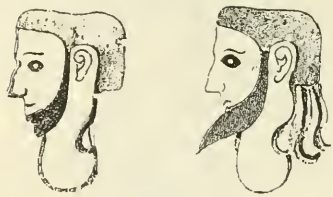
309. Weibliche Gestalt. Elfenbeinplatte. (Natürliche Größe.)

Abb. 309 stellt uns in zwei Stücken, welche aus ein und derselben Grabkammer stammen [1] und vielleicht zusammen gehören, die Frauenkleidung in weit größerm Maßstabe vor Augen, als es der große Goldring (oben Abb. 295) thun konnte. Wir sehen die Volants unten am Rock aus vielen kleinen, vielleicht lose hängenden Theilen zusammengesetzt, dazwischen als Musterung des Stoffes das Netzornament vom Goldring. Die Frau trägt ein Halsband aus kleinen dreieckigen Gehängen und Arm-

[1] Tsuntas sagt das ausdrücklich Ἐφημ. 1887, S. 157; auf seiner Tafel ist in der Angabe, daß das obere Stück aus Grab 49, das untere aus 42 stamme, die letztere Zahl verschrieben.

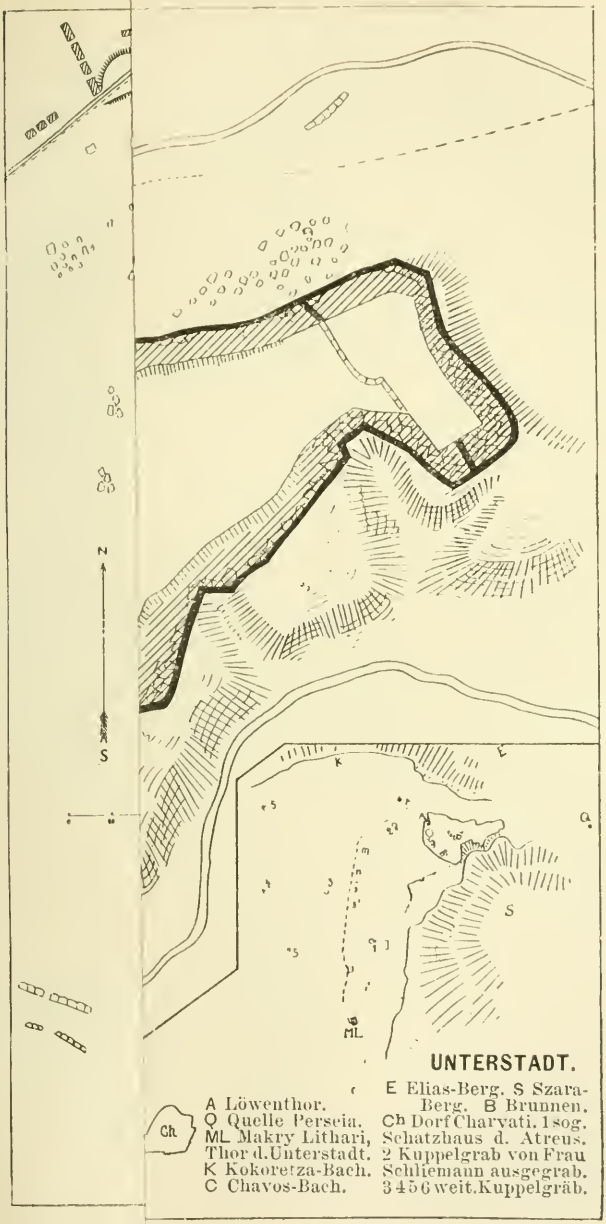
bänder aus ebensolchen. Auf dem Kopfe hat sie eine Mütze mit langer Quaste, die der mykenischen Kunst speciell eigenthümlich ist; auf kleinen Plättchen aus Spata und diesen selben Unterstadtgräbern wird sie von Sphinxen getragen. Es wird also ein Erbstück aus dem mykenischen Culturkreise sein, wenn die Sphinx auf der altrhodischen Scherbe aus Troja auch diese Mütze auf dem Kopfe hat (oben Abb. 91).

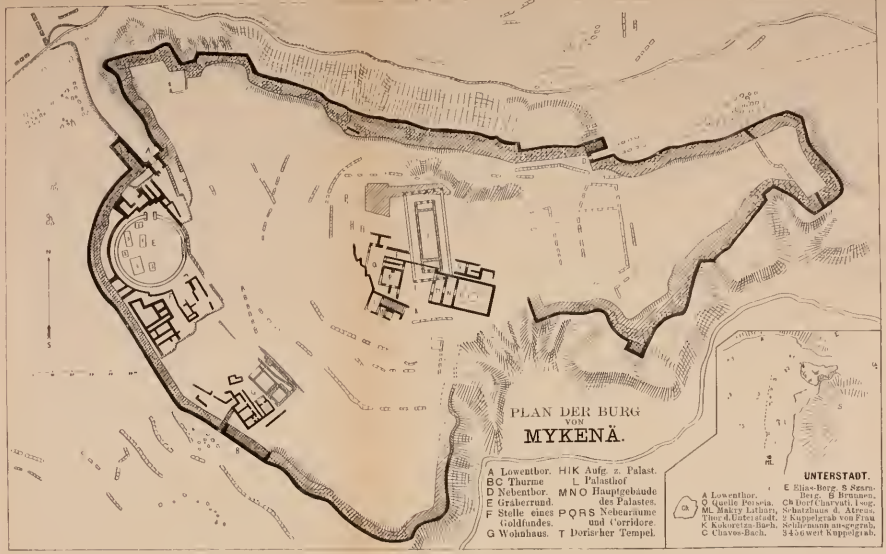
Das künstlerisch vollendetste Stück aus den neuen Funden ist jedenfalls ein silberner Becher mit Verzierungen in eingelegter Arbeit. Seine Form ist flach, fast die einer Trinkschale, mit einem Henkel. Um den obern Rand und weiter unten um den Bauch laufen Reifen von eingelegten Goldblättern, den Zwischenraum zwischen Rand und Bauchstreifen füllen 21 hintereinander gestellte männliche Köpfe. Sie zeigen einen ausgeprägt griechischen Typus (Abb. 310), Stirn und Nase liegen, nur durch eine kleine Einsenkung an der Nasenwurzel getrennt, in einer Linie, und diese Linie läuft durchaus nicht so schräg wie auf der Kriegervase und den Goldringen, sondern fast senkrecht. Die Köpfe haben einen Spitzbart, genau wie auf den griechischen Vasen des 6. Jahrhunderts v. Chr., auch sind die Augen annähernd ebenso gezeichnet und nicht größer wie dort; in den Nacken fallen drei Haarsträhne, welche unten zu Locken umschlagen. Da diese Locken sich ebenso auf einer ziemlich roh gemalten und gewiß an Ort und Stelle gefertigten Vase aus denselben Gräbern wiederfinden, schließt Tsuntas, daß auch der Goldbecher in Mykenä selbst gemacht sei.



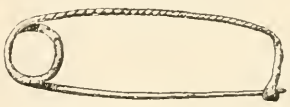
310. Männliche Köpfe von einem Silberbecher (natürliche Größe).

Neben diesen für die echte mykenische Cultur charakteristischen Dingen fanden sich nun auch solche, welche in ihr bisher einzig dastehen: so zunächst mehrere Rasirmesser, alsdann Bruch-


N
S
K
E
Q
S
ML
UNTERSTADT.
A Löwenthor.
Q Quelle Perseia.
ML Makry Lithari, Thor d. Unterstadt.
K Kokoretza-Bach.
C Chavos-Bach.
E Elias-Berg. S Szara-Berg. B Brunnen.
Ch Dorf Charvati. 1 sog. Schatzhaus d. Atreus.
2 Kuppelgrab von Frau Schliemann ausgegrab.
3 4 5 6 weit. Kuppelgräb.
Ch


PLAN DER BURG
VON
MYKENÄ.
A Lowenthor.
BC Thurme
D Nebenthor.
E Gräberrund.
F Stelle eines Goldfundes.
G Wohnhaus.
HIK Aufg. z. Palast.
L Palasthof
MNO Hauptgebäude des Palastes.
PQRS Nebenräume und Corridore.
T Dorischer Tempel.
UNTERSTADT.
A Lowenthor.
O Quelle Perseia.
ML Makry Lithari, Thor d. Unterstadt.
K Kokoretza-Bach.
C Chaves-Bach.
E Elias-Berg. S Szarn-Berg. B Brunnen.
Ch Dorf Charvati, 1 sog. Schatzhaus d. Atreus.
2 Kuppelgrab von Frau Schliemann ausgegrab.
3 4 5 6 weit Kuppelgrab.

stücke einer kleinen gläsernen Vase, ferner mehrfach Metallspiegel, rund, mit einem durch geschnitzte Reliefiguren verzierten Elfenbeingriff. Auch tritt jetzt zum ersten mal das Eisen auf in Gestalt von ein paar Fingerringen, welche beweisen, daß dieses Metall damals noch für sehr kostbar galt und nur zu Schmuckgegenständen verarbeitet wurde. Sehr wichtig sind schließlich drei bronzene Sicherheitsnadeln (Abb. 311), weil man bisher glauben mußte, die Träger der mykenischen Cultur hätten im Gegensatz zu der homerischen und spätern griechischen Gewohnheit nur genähte Gewänder getragen, und aus diesem Grunde sogar den Zusammenhang der Mykenier mit den spätern Griechen bestreiten wollte. Die gefundenen Nadeln zeigen die primitivste Form ihrer Art: einen in der Mitte zweimal, also zur Spirale umgebogenen Draht, der mit seinem untern Ende zu dem obern zurückkehrt und dort einhakt. Wir lernen durch diesen Fund, daß es schon gegen Ende der mykenischen Periode, ebenso wie bei Homer und im spätern Griechenland, Gewänder gab in Gestalt von viereckigen Stücken Zeug, welche umgeschlagen und auf der Schulter genestelt wurden.



311. Bronzene Sicherheitsnadel (Größe 1 : 2).

3. Amyklä.

Das Kuppelgrab von Amyklä (Vafio) bei Sparta war schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts den Reisenden aufgefallen. Im Frühling 1889 hat die griechische archäologische Gesellschaft es durch Tsuntas ausgraben lassen.[1] Es ist das einzige Kuppelgrab in jener Gegend, und Reisch[2] hat deshalb mit Recht darauf

[1] Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ, 1889, S. 130—171.

[2] Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1891, S. 231.

hingewiesen, daß der von Pausanias überlieferte Anspruch der Amykläer auf eines der agamemnonischen Gräber, nämlich das der Kassandra (s. oben S. 195 fg.) sich auf dieses Monument gegründet haben müsse, und damit weiter erhärtet, daß das spätere Geschlecht, und Pausanias mit ihm, die Gräber der griechischen Heldendynastie in den Kuppelbauten sah.

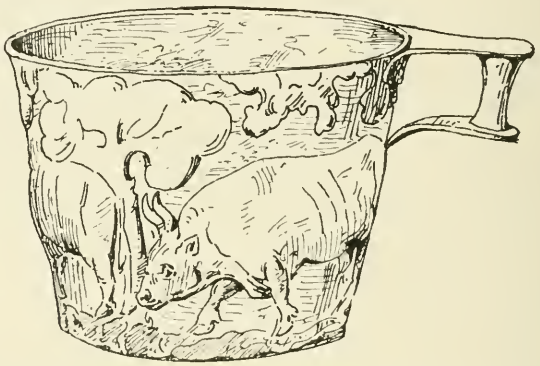
Tsuntas' Ausgrabungen haben uns hier zum ersten mal eine Tholos kennen gelehrt, deren Inhalt vor den räuberischen Händen des spätern Alterthums verschont geblieben ist. Kuppel und Dromos müssen frühzeitig eingestürzt, bezw. zugeschwemmt worden sein, denn in dem Schutte beider fanden sich fast nur mykenische Scherben. Die Construction ist eine Schichtung aus nicht sehr großen nur wenig behauenen Steinplatten. Nur für die Thür sind große Quadern verwendet. Der Dromos ist 29,80 m lang, vor dem Eingang zum Kuppelraum 3,45 m breit, nach außen zu ein wenig enger. Der Eingang war fast ganz zerstört. Gleich hinter demselben fand sich, die ganze Breite des Eingangs (1,93 m) einnehmend, ein links 1,60—1,80 m langes und 1,90 m tiefes Loch, das Tsuntas nach sorgfältiger Untersuchung als gleichzeitig mit dem Bau annimmt. Es war mit Trümmern der obern und seitlichen Theile des Eingangs gefüllt, also vor deren Einsturz leer. Auf seinem Boden fand sich eine 10 cm starke Schicht Asche und darüber eine dünne Schicht alter Erde. Es wird daher eine Opfergrube gewesen und, solange das Grab in Benutzung war, zum größten Theil mit Platten überdeckt gewesen sein. Der Kuppelraum selbst hatte keine Nebenkammer, wie sie im Atreusgrabe und in Orchomenos sich findet. Sein Durchmesser beträgt etwas über 10 m, also $^2/_3$ von dem des Atreusgrabes; seine Wände standen noch 3 m hoch aufrecht. Der Boden, den der einfache gewachsene Fels bildet, war bedeckt mit reiner Erde und viel Knochenasche dazwischen. Viele geschnittene Steine und kleine Schmucksachen aus Gold, Silber und Elfenbein fanden sich zerstreut, die meisten aber an drei

bestimmten Stellen, sodaß hier Leichen beigesetzt gewesen zu sein scheinen, die selbst völlig zergangen sind. Aus Glasfluß fand sich nur ein einziger Knopf.

Der große Fund dieser Ausgrabung wurde aber in dem Grabe gemacht, das sich zwischen dem Mittelpunkte und der rechten Seite in den Felsboden eingeschachtet fand. Die äußere Einrichtung desselben bestätigt treffend gar vieles, was bei den schlecht erhaltenen Schachtgräbern in Mykenä errathen werden mußte. Die Maße betragen 2,25 : 1,10 m für Länge und Breite und etwa 1 m für die Tiefe. Die Seiten des Grabes sind mit kleinen, wie Ziegelsteine aufeinander gelegten Platten ausgemauert. Der Boden ist mit ähnlichen, aber größern Platten bedeckt und von eben solchen wird die Decke gebildet. Die letztere liegt nicht mit dem Boden des ganzen Raumes gleich, sondern etwa 20 cm tiefer; über ihr war Erde aufgefüllt und so festgestampft, daß sie kaum von dem gewachsenen Boden zu unterscheiden war.

Dies alles fand sich in voller Erhaltung vor. Als die erste Platte abgenommen wurde, blinkten dem glücklichen Entdecker eherne Waffen und silberne und goldene Gefäße entgegen. Von dem Leichnam war keine Spur mehr vorhanden, aber die Ausrüstung ließ sicher erkennen, daß es nur einer und zwar ein männlicher gewesen war, und die genaue Beobachtung der Lage der Beigaben bringt hier auch über ihre Verwendung völlige Klarheit und erwünschte Bestätigung manches früher nur auf Umwegen Erschlossenen. Zu Häupten des Todten lagen neben einem 0,94 m langen Schwert, zwei Lanzenspitzen und sechs schmalen spitzen Messern eine Menge kleiner Geräthschaften, silberne Rollen, bronzene Schälchen, ein eben solcher Spiegel und mehrere thönerne Becher und Schälchen. Etwa da, wo Hals und Brust sich befinden mußten, lagen ungefähr achtzig runde Perlen aus Amethyst und zwei geschnittene Steine, die ein großes vermuthlich zweireihiges Halsband gebildet haben müssen. Ungefähr in derselben Höhe zur Seite lag ein Dolch

von der Form der aus den Schachtgräbern, aber ohne eingelegte Verzierung. Sodann in der Mitte der Langseiten des Grabes, da wo die Hände des Todten vorauszusetzen waren, fanden sich rechts wie links je einer der prachtvollen goldenen Becher mit getriebenen Darstellungen (Abb. 312), je ein silberner der gleichen Form, aber schmucklos, und je eine Partie Amethystperlen nebst einigen geschnittenen Steinen; dazu im ganzen drei Ringe, einer aus Gold, einer aus Erz und einer aus Ei-



312. Goldbecher aus Amyklä mit der unter 314 abgebildeten Darstellung (Größe 1:2).

sen. Neben dem Halsbande aus Perlen trug der Mann also auch Armbänder aus solchen. Zu Füßen schließlich lag noch ein bronzenes Messer und zwei Beile, von denen eins die noch heute gewöhnliche viereckige, das andere die in Abb. 315 dargestellte Form hat.

Die beiden Goldbecher, welche diesem Todten so sorglich zur Hand gestellt wurden, sind wol das Schönste, was wir überhaupt aus mykenischem Culturkreise besitzen. Ihre Form ist die aus den Schachtgräbern genugsam bekannte (Abb. 312). Die Zeit der Schachtgräber wagte noch nicht, ganze Scenen in getriebener Arbeit darzustellen. Die Goldbecher haben dort immer nur Ornamente oder einzelne Thiere als Schmuck; Bilder werden in eingelegter Arbeit und in sehr kleinen Figuren hergestellt. Hier sehen wir

313. 314. Das Einfangen von Stieren.
Darstellungen auf zwei Goldbechern aus Amyklä.
(Größe 1:2.)

S. 349.

plötzlich in Figuren, die die ganze Höhe des Gefäßes einnehmen und etwa 1 cm weit heraustreten, daß die mykenische Kunst nicht blos in der Composition, sondern auch in der realistischen Durchbildung des Einzelnen Erstaunliches leistet. Auf beiden Bechern ist das Einfangen von Stieren dargestellt, welche, wie es scheint, in halber Wildniß auf der Weide gehalten werden. Das erste Bild (313) ist ein sehr bewegtes. In der Mitte hat sich ein Stier in einem zwischen zwei Bäumen befestigten Netze gefangen. Der Vorderkörper liegt auf der Brust, beide Beine hängen aus dem Netze heraus; in der Bauchpartie aber ist der ganze Körper herumgedreht, sodaß die Hinterbeine nach oben ausschlagen. Diese sehr verzwickte Stellung ist trotzdem besonders durch die deutliche Rückenlinie vollkommen klar zum Ausdruck gebracht. Sie ist nicht blos sehr kühn, sondern auch sehr bezeichnend gewählt worden: der Stier ist in rasendem Laufe in das Netz gerathen, sodaß er sich bei der plötzlichen Fesselung der Vorderbeine halb überschlug. Rechts ist ein anderer glücklicher als er und entflieht in gestrecktem Laufe. Links erkämpft sich ein dritter seine Freiheit; einen Mann, der ihm bereits auf den Rücken gestiegen war, hat er abgeworfen, einen andern faßt er mit den Hörnern so fest unter dem Arm und zwischen den Beinen, daß derselbe wol gleich in hohem Bogen über ihn wegfliegen wird.

Der zweite Becher (314) bietet ein friedlicheres Bild. Links wird ein Stier von einem Manne, der ihm das eine Hinterbein mit starkem Stricke gefesselt hat, brüllend abgeführt; dahinter stehen zwei andere, die Köpfe traulich zueinander gewendet, als wenn sie ihr Bedauern um den armen Kameraden austauschten. Ganz rechts geht ein vierter völlig in der Befriedigung seines Magens auf.

Die Thiere sind mit ausgezeichneter Naturbeobachtung gebildet. Für jede Situation stehen dem Künstler die vollen Mittel des Ausdrucks zu Gebote. Die Zeichnung von Rücken, Brust und Kopf, das gelegentliche Hervortreten der Zunge,

die Bewegung des Schwanzes, alles steht im Dienste der Idee, welche verkörpert werden soll und ist jedesmal für die betreffende Situation überraschend charakteristisch.

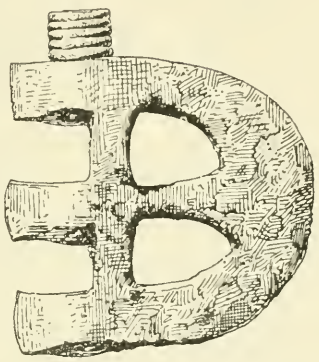
Auch die Männer sind gut gezeichnet. Wie frisch die mykenische Kunst im Gegensatz zur ägyptischen die Natur auffaßt, zeigt der von dem Stier Herabfallende. Die ägyptische Kunst hat während ihrer ganzen Dauer nicht gelernt, einen Menschen in Seitenansicht richtig darzustellen; immer stellt sie die Brust in Vorderansicht. Von einem solchen Fehler ist hier nichts zu spüren. Auch die Muskulatur ist durchweg gut beobachtet, man betrachte z. B. die Arme des den Stier Wegführenden auf Abb. 314. Die Männer tragen einen kurzen Schurz, der wahrscheinlich wie der altägyptische ringsherum gelegt wird und da, wo die beiden Enden zusammenstoßen, wegen der Abschrägung nach unten nicht ganz schließt. Derselbe wird durch einen starken mehrmals umgewundenen Gürtel gehalten. Die Füße sind mit niedrigen, mit den Spitzen etwas aufstehenden Schuhen bekleidet; zu ihrer Befestigung dienen Bänder über dem Spann (s. den Mann in Abb. 314) und vielleicht auch noch die bis zur halben Wade reichenden Binden.

Unter den dargestellten Bäumen sind die Palmen zweifellos. Die andern mit knorrigem Stamm und große Büschel bildenden Zweigen werden eher Oelbäume als Pinien sein. Die Büschel sprechen zwar für letztere, aber die einzelnen Zweige mit ihren lanzettförmigen Blättern doch sehr für die erstern. Da Tsuntas in den Gräbern der Unterstadt ein paar Olivenkerne gefunden hat, wird es auch damals in Griechenland schon Oelbäume gegeben haben, trotzdem man bisher das Gegentheil annahm.

Am untern Rande der Darstellung ist der steinige Boden angegeben, und auch die von oben hereinhängenden eigenthümlichen Gebilde wird man als den ersten kindlichen Versuch, einen landschaftlichen Hintergrund anzugeben, auffassen dürfen, da der zweite Baum, an welchem das große Netz auf Becher 1 befestigt ist, ebenfalls hoch oben, d. h. im Hintergrunde steht. So er-

klären sich nun auch dieselben Gebilde auf den Goldringen Abb. 230 und 231 aus den Schachtgräbern.

Das Beil (Abb. 315) haben wir abgebildet, weil seine Form sowol unter Goldsachen wiederkehrt, die angeblich aus der Gegend von Aidin[1] (Karien) stammen sollen, wie auch auf kappadokischen Felsreliefs als Mittelstück eines Stabes vorkommt, und zwar in der vorgestreckten Hand eines langbekleideten Mannes, der eine vor ihm etwas erhöht stehende Figur anzubeten scheint.[2] Damit scheint dasselbe im Innern Kleinasiens ein bedeutsames Attribut gewesen zu sein; und das war es offenbar auch in Amyklä, denn unter den Gemmen, welche dort mit gefunden wurden, befindet sich eine (Abb. 316) mit der Darstellung eines Mannes in langem Gewand, welcher ein Beil unserer Form schultert. Die lange Gewandung, welche auch sonst noch auf den hier gefundenen Gemmen auftritt, zeigt uns zum ersten mal, daß die Mykenier in ihren kurzen Schurzen nur zu Jagd und Krieg auszogen, daß sie aber für andere Gelegenheiten auch ein sehr würdiges Costüm zur Verfügung hatten. Es ist fast zu vermuthen, daß auf dieser Gemme ein König dargestellt ist, und daß unser Beil ein Szepter bedeutet.



315. Bronzebeil aus dem Kuppelgrabe bei Amyklä. Größe 4:5.

316. Geschnittener Stein aus dem Kuppelgrabe bei Amyklä (nat. Gr.).

[1] Bulletin de corresp. hellénique, 1879, S. 129 fg., Taf. IV fg.

[2] Perrot et Chipiez. Histoire de l'art, IV, S. 674.

Sechstes Kapitel.

Kleinere Ausgrabungen Schliemann's.

1. Orchomenos.

Schliemann hat in Orchomenos zu wiederholten malen, im November 1880, im Frühling 1881 und unter Dörpfeld's Mitwirkung im Frühling 1886 gegraben. Ueber die ersten beiden Untersuchungen ist das kleine Buch „Orchomenos" (Leipzig 1881), über die letzte, welche manche Punkte der erstern berichtigte, ein Aufsatz in der „Zeitschrift für Ethnologie" (1886, S. 377 fg.) erschienen. Mit freundlicher Erlaubniß der Redaction dieser Zeitschrift haben wir aus derselben die nachfolgenden Abbildungen 317—320 entnehmen dürfen.

Die Funde von Orchomenos geben nicht blos Zeugniß von der Ausbreitung der mykenischen Cultur nach Norden und ins Innere des Landes, sondern bringen auch wieder wichtige Ergänzungen der anderwärts gewonnenen Resultate. Die Betrachtung führt uns diesmal nach Böotien. Hier liegt in der Mitte des Landes als Endigung einer breiten und fruchtbaren Ebene der große Kopaissee. Er hat keinen natürlichen Abfluß nach dem Meere und kann deshalb in Zeiten, welche die künstliche Nachhülfe versäumen, sehr gefährlich werden, indem er weites Land der Versumpfung und Pestilenz aussetzt. Im Alterthum war er durch vortreffliche Kanäle mit dem Euripos, der Meerenge zwischen dem Festlande und Euböa, verbunden. Aber da während der langen türkischen Herrschaft all solche Fürsorge unterblieben ist, hat das junge griechische Königreich die große Arbeit, welche durch Anlegung neuer Kanäle zu bewältigen

ist, auch jetzt noch nicht ganz beendet, und das ganze Land steht wegen seiner Fieber immer noch in sehr üblem Rufe.

An diesem See liegen zwei Burgen aus vorhistorischer Zeit: die eine an der Ostseite auf der Gulashöhe, mit riesigen cyklopischen Mauern, nur 10 km vom Euripos entfernt; die andere an der Westseite auf dem Akontionhügel, schon ziemlich im Binnenlande, mit nur sehr spärlichen Resten aus ältester Zeit, aber dem Schatzhause des Minyas zu seiner Seite. In der letztern hat Schliemann gegraben. Lolling[1] möchte die Burg Gulas als das ursprüngliche Orchomenos auffassen nach der Ueberlieferung Strabo's, daß die spätere Stadt Orchomenos sich nicht mehr an ihrer alten Stelle befände, weil die Bewohner durch Sumpffieber von dort vertrieben sich auf dem Akontion angebaut hätten. Aber die Grabungen Schliemann's haben bewiesen, daß die Ansiedelung auf dem Akontion sogar bis in vormykenische Zeit hinaufreicht und also jedenfalls uralt ist. Auf der Gulashöhe haben noch keine nähern Untersuchungen stattgefunden.

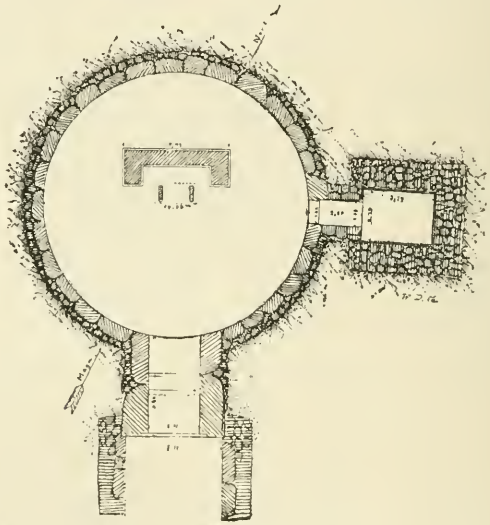
Orchomenos ist in der Sage ebenso wie Troja und Mykenä die Hauptstadt seiner Landschaft. Es heißt bei Homer ebenso wie Mykenä das goldreiche. Von ihm aus sind Askalaphos und Jalmenos, die Söhne des Ares, gegen Troja gezogen.

Auf dem Akontionhügel ist die einstige Ansiedelung durch große Theile einer griechischen Befestigungsmauer deutlich bezeichnet. Mauern aus älterer Zeit liegen nicht zu Tage. Die Gräber und Schachte Schliemann's legten aber Hausmauern aus Lehmziegeln und andere aus Bruchsteinen mit Lehmmörtel bloß, also Bauten entsprechend denen der zweiten und dritten trojanischen Epoche. Dazu fand sich in den untern Schichten nur monochrome schwarze, rothe oder gelbe Topfwaare, Scherben mykenischen Stils in den obern Schichten, aber auffallend wenig. Diese Ansiedelung scheint also die längste Zeit die vormykenische Cultur gepflegt, an die mykenische sich nur vorübergehend an-

[1] In Baedeker's „Griechenland".

geschlossen zu haben. Trotzdem hat sie eines der prächtigsten Kuppelgräber aufzuweisen, das sogenannte Schatzhaus des Minyas, das am Fuße des Hyppantheion, einem Theile des Akontion, liegt und seinen Namen nach Minyas, dem mythischen Könige der in diesen Gegenden heimischen Minyer, führt.

Dieser Bau muß noch im spätern Alterthum völlig erhalten und zugänglich gewesen sein. Pausanias hat ihn betreten und sagt, die Griechen thäten sehr unrecht daran, immer

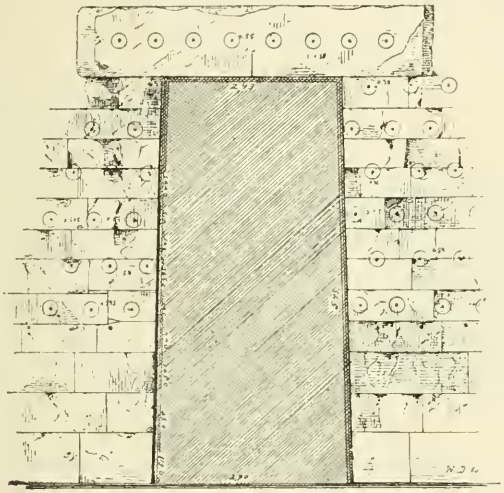


317. Grundriß des sogenannten Schatzhauses des Minyas (Größe 1:400).

das Ausländische mehr zu bewundern als das Einheimische, selbst „tüchtige Schriftsteller ließen sich herbei, die ägyptischen Pyramiden ganz genau zu beschreiben, während sie das Schatzhaus des Minyas und die Mauern von Tiryns, die doch nicht minder großartig seien, mit keinem Worte erwähnten". Zunächst gibt Pausanias an dieser Stelle kund, daß er das Gebäude thatsächlich für ein Schatzhaus hält, denn er sagt von Minyas: „Soviel wir wissen, war er der erste, der zur Aufbewahrung seiner Schätze ein Schatzhaus baute". Und weiterhin beschreibt er dasselbe mit den Worten: „Es ist ein runder

Bau aus Stein, der sich oben etwas stumpf zuspitzt, man sagt, daß der oberste Stein das ganze Gebäude zusammenhält".

Pausanias berichtet auch, daß die Gebeine Hesiod's, der in Orchomenos geboren sein sollte, später dorthin zurückgebracht und im Schatzhause des Minyas beigesetzt seien. Auf diese Beisetzung werden wir wahrscheinlich die Reste eines im Grabe gefundenen Denkmals aus römischer Zeit zu beziehen haben.



318. Rückseite des Eingangs (Größe 1:100).

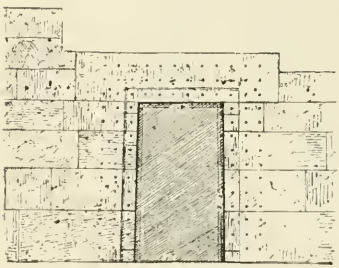
Der Bau zeigte sich bei seiner Freilegung längst eingestürzt und ausgeraubt. Den Dromos hatte noch im Jahre 1867 der Demarch des benachbarten Ortes Skripu vollständig zerstört, um aus den Steinen eine Kapelle zu bauen.

Das Material des Baues ist ein grünlicher Schiefer, dessen Brüche in der Gegend von Lebadeia wiedergefunden sind. Die Anlage entspricht durchaus der des Atreusgrabes zu Mykenä und stimmt mit dieser auch in den Maßen fast genau überein (Abb. 317). Die Breite des Dromos ließ sich auf 5,11 m feststellen.

Die Eingangsthür ist 5,46 m hoch, oben 2,43 und unten

2,70 m breit, steht also in jedem Maß nur ganz wenig hinter der des Atreusgrabes zurück. Der Steinbalken über der Thür ist dagegen sehr viel kleiner als dort, er mißt nur 5 m in der Länge. Der Durchmesser des Kuppelraumes beträgt gegen 14 m, also nur 0,50 m weniger als der des Atreusgrabes zu Mykenä.

Abb. 318 zeigt die Rückseite des Eingangs mit dem für die Befestigung der Bronzerosetten bestimmten Nagellöchern. Auf dem Thürsturz befinden sich acht solcher in einer Linie. An den Seiten dagegen wechselt die Stellung in der Art, daß ein Loch der folgenden Schicht immer in der Mitte zwischen den beiden der voraufgegangenen angebracht ist. Aus diesem Thatbestande erwuchs gerade hier die Ueberzeugung, daß die Wände nicht mit ganzen Bronzeplatten verkleidet gewesen sein könnten, weil zu deren Befestigung die Nagellöcher alle in senkrechter Linie dicht neben dem Pfostenrande gesessen haben müßten. Die Löcher finden sich erst von der 5. Schicht aufwärts. Der Bau ist überall bis zur 8. und stellenweise bis zur 12. Schicht erhalten.

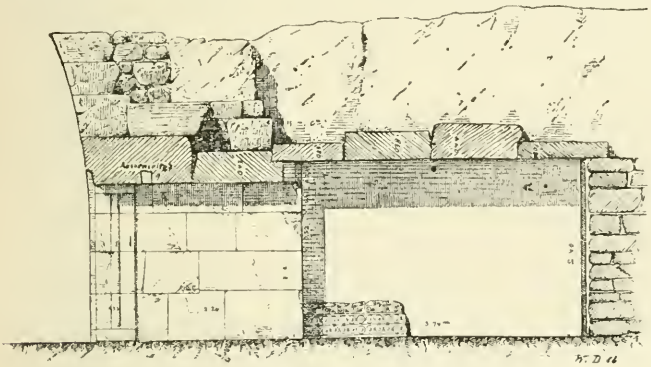


319. Eingang zur Nebenkammer (Größe 1 : 100).

Unter den das Innere füllenden Trümmern fielen besonders die Reste einer großen Basis auf, welche nach ihren Profilen und der Form der wenigen erhaltenen Buchstaben aus römischer Zeit stammen muß. Ihre Standspuren, ungefähr in der Mitte des Rundes, zeigt der Grundriß (Abb. 317). Auf der Basis haben Marmorfiguren gestanden, von denen Bruchstücke gefunden wurden; vor ihr muß nach den Standspuren im Fels ein Tisch oder Sarkophag, der auf zwei Füßen ruhte, aufgestellt gewesen sein. Wir werden in dieser Anlage das Grabmal des Hesiod, von dem Pausanias spricht, erkennen dürfen.

Von dem Kuppelraume aus führt alsdann eine 2,12 m hohe

und oben 1,14 m, unten 1,21 m breite Thür (Abb. 319), deren Pfosten, nach den erhaltenen Einsatzspuren zu urtheilen, mit besonders reichem Bronzeschmuck versehen gewesen sein müssen, in die viereckige Nebenkammer, welche wegen der eigenthümlichen Art ihrer Anlage und der prachtvollen innern Ausschmückung unser vornehmstes Interesse in Anspruch nimmt. Die Kammer mißt 3,74 : 2,75 m und ist 2,40 m hoch. Sie zeigt an allen Seiten die anstehenden Felswände, aber sie ist nicht von dem Kuppelraume aus in diesen Felsen eingehauen, sondern von oben her

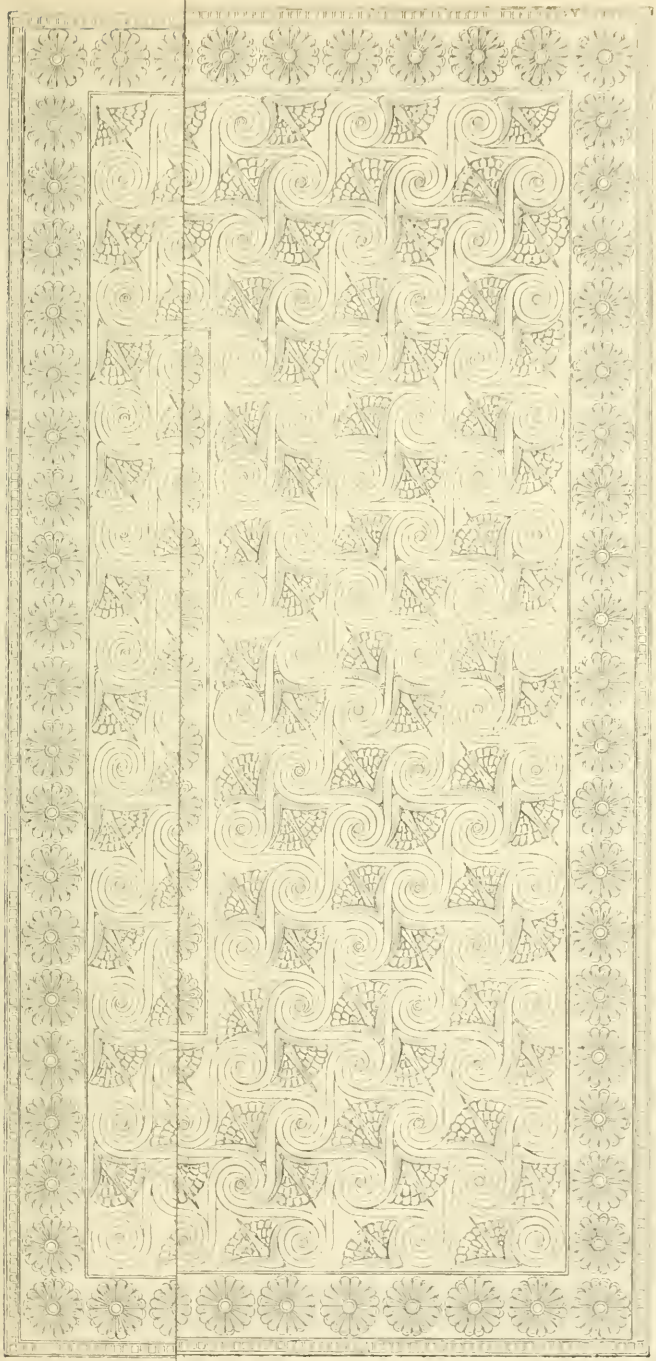


320. Längsschnitt durch die Nebenkammer (Größe 1:100).

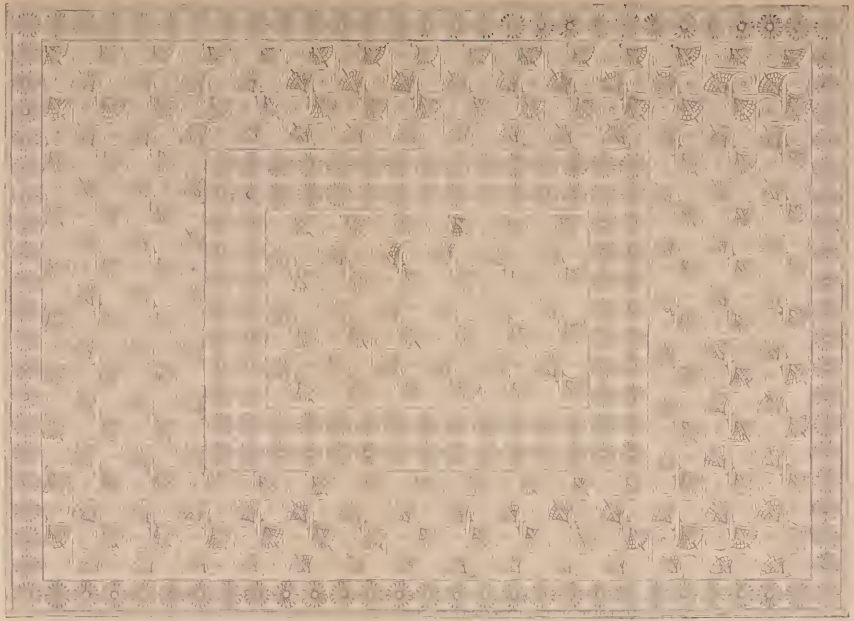
als Schacht eingetrieben. Ihre „Decke scheint erst gegen das Jahr 1870 unter dem Drucke der darauf lastenden Schuttmasse eingestürzt zu sein", sagt Schliemann, „denn alle Dorfleute kommen dahin überein, daß damals, genau oberhalb der Stelle, wo die Kammer ist, der Boden plötzlich mit lautem Krachen einsank, und sich ein tiefes Loch bildete." Ebenso erinnert dann der Ausbau der Kammer im Innern auffallend an die Schachtgräber in Mykenä. An den Wänden waren Mauern aus Bruchsteinen und Lehm aufgeführt und mit Reliefplatten verkleidet, die, noch stückweise erhalten, dasselbe Ornament zeigen wie die Decke (Abb. 320). Die Decke aber bildeten 8 Fuß über dem Boden große, bis 1 Fuß 4 Zoll dicke Platten aus grünlichem Schiefer, welche querüber von einer Längswand bis zur andern lagen.

Die Verhältnisse über dieser Decke sind nicht ganz klar; es scheint, um dieselbe zu entlasten, ein Hohlraum, gewissermaßen ein zweites Stockwerk, ausgespart gewesen zu sein, bestehend aus Seitenmauern und wieder mit Platten überdeckt, worauf dann erst die Anschüttung bis oben hin folgte. Die Platten der Kammerdecke waren an ihrer Unterseite höchst geschmackvoll sculpirt mit einem aus Rosetten und Spiralen zusammengesetzten Muster, das man mit Recht als der Teppichweberei entnommen angesehen hat. Ganz wie in der textilen Kunst ist zunächst ein Mittelstück geschaffen mit einem Geschlinge von Spiralen, aus dessen Ecken Palmbüschel herauswachsen; es wird umrahmt von einer doppelten Reihe von Rosetten. Den übrigen Theil füllt wieder das Spiralengeschlinge mit den Palmblättern, und am Rande läuft noch eine Rosettenreihe mit äußerer Begrenzung durch das bekannte Zahnschnittmotiv entlang (Abb. 321).

Daß dieses Verzierungssystem ein echt mykenisches ist, leuchtet ein; wir haben die Rosetten auf dem Alabasterfries von Tiryns, die Spiralengeschlinge auf Wandmalereien von ebendort und das Zahnschnittmotiv ebenfalls als Umrahmung häufig genug in Tiryns und Mykenä gefunden. Wenn der Bau nicht durch seine Architektur schon laut genug seine Zusammengehörigkeit mit den gleichen Anlagen in Mykenä verkündete, würde sein Wandschmuck dieselbe außer Frage stellen. Aber noch besonders interessant ist, daß die Anlage der Kammer uns eine neue Brücke schlägt zwischen Schacht- und Kuppelgräbern. Die letztern erweisen sich als eine blos prächtigere Ausbildung der erstern. Die Grabkammer in Orchomenos ist genau so angelegt wie die Schachtgräber in Mykenä: sie ist senkrecht in den Fels eingetrieben, mit Bruchsteinmauern ausgefüttert, mit Steinplatten geschlossen. Nur ist der runde Raum, in welchem dort *über* den Gräbern die Todtenverehrung stattfand, hier *neben* dieselben verlegt worden, was wol durch das Streben, die Gräber bequemer zugänglich zu machen, veranlaßt wurde, dabei



S. 358.



321. Die sculpirte Decke der Grabkammer in Orchomenos. S. 338.
(Höhe 1:35.)

dann aber die großartige Neuschöpfung des unterirdischen Kuppelbaues mit sich brachte.

---

2. Ithaka.

Die Forschungen, welche Schliemann und Andere bisher auf Ithaka unternommen haben, sind wesentlich topographischer Natur gewesen. Sie dienen weniger zur Erweiterung unserer Kenntniß von der Cultur der griechischen Heldenzeit, als vielmehr zur nähern Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Homer's Beschreibungen und dem ihnen zu Grunde liegenden landschaftlichen Bilde. Was wir in dieser Beziehung schon in der Troas beobachten konnten, bekommt hier sein interessantes Seitenstück. Es stellt sich heraus, daß die Sänger der Odyssee nicht blos die Lage der Insel im allgemeinen, sondern auch ihre nähern örtlichen Verhältnisse gekannt haben müssen.

Schliemann hat Ithaka schon im Jahre 1868 besucht, und seine damalige Reise in seinem ersten archäologischen Buche „Ithaka, der Peloponnes und Troja" ausführlich beschrieben. Zehn Jahre später war er noch einmal dort, und berichtigte darauf hin in der dem Buche „Ilios" (1881) vorangeschickten Selbstbiographie einige Einzelheiten seiner ursprünglichen Auffassung. Vor ihm hatten besonders die Engländer Leake[1] und Gell[2], die als die Wiederentdecker des homerischen Ithaka gelten können, für ihre Uebereinstimmung mit den homerischen Schilderungen plädirt; nach ihm sind von verschiedenen Schriftstellern einander sehr widersprechende Ansichten geäußert worden, unter denen der Standpunkt Hercher's[3], welcher hier wie in der Troas jede Uebereinstimmung zwischen der homerischen

[1] „Travels in Northern Greece" (London 1805), III, 24—55.
[2] „The Geography and Antiquities of Ithaka" (London 1807).
[3] „Hermes", I, 263—280.

Schilderung und der Wirklichkeit verneint, hervorgehoben werden muß. Wir folgen in unserer Darstellung hauptsächlich den Angaben des letzten archäologischen Besuchers von Ithaka, Emil Reisch, der im Sommer 1887 die Insel bereiste und sein zunächst für Baedeker's griechisches Reisehandbuch bestimmtes und dort theilweise zur Verwendung gekommenes Manuscript uns freundschaftlichst zur Verfügung gestellt hat. Fast allen Punkten seiner Auffassung hat nachher auch Partsch[1] in einer die physikalische und historische Geographie der Insel eingehend behandelnden Monographie lebhaft zugestimmt.

Daß das homerische Ithaka mit der noch heute so genannten Insel identisch ist, steht außer Zweifel. Die Nachbarschaft mit Kephalonia, das auch Samos oder Same heißt, wird öfters erwähnt. Des Odysseus Macht reichte sogar bis dort hinüber, da er den Philoitios „über die Rinder im Lande der Kephallenier setzte"[2]. In der Fähre, welche zwischen beiden Ufern eingerichtet ist, „in der Fähre der Schiffer, die auch andere fahren, wenn jemand solches begehret"[3], muß jetzt Philoitios „den Freiern eine gemästete Kuh und fette Ziegen zum Schmause" bringen.

Ein besonderes Merkzeichen gibt es in der Nähe von Ithaka: einige Kilometer westlich, ziemlich genau in der Mitte zwischen Ithaka und Kephalonia, liegt eine ganz kleine Insel, die heute Daskalion heißt; sie ist offenbar diejenige, bei welcher die Freier dem von Pylos und Sparta zurückkehrenden Telemachos auflauern, um ihn umzubringen, bevor er zur Stadt kommt. Es heißt bei Homer[4]:

> Mitten im Meere liegt ein kleines felsiges Eiland
> In dem Sunde, der Ithaka trennt und die bergichte Samos,
> Asteris wird es genannt, wo ein sicherer Hafen die Schiffe
> Mit zween Armen empfängt. Hier laurten auf ihn die Achäer.

Aus diesen Worten geht zugleich hervor, daß Telemachos, um zur Stadt zu gelangen, die Meerenge zwischen Kephalonia

[1] Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 98. (1890.)
[2] Od. XX, 210. [3] Od. XX, 187. [4] Od. IV, 844.

und Ithaka heranfahren mußte, daß also auch die Stadt an dieser Meerenge, das ist an der Westküste der Insel, gelegen haben muß. Dort ist sie denn auch immer angenommen worden, nur stritt man über die genaue Stelle. Die allgemeine Meinung wollte im Norden, in dem einzigen bemerkenswerthen und fruchtbaren Thale der Insel, an der Polis genannten Stelle die alte homerische Ansiedelung erkennen. Schliemann aber erklärte, daß der isolirte Hügel, welchen man dort Kastro (Burg) nannte und für die Akropolis der alten Stadt hielt, durchaus nur natürliche Felsbildung sei und keinerlei Ruinen aufzuweisen habe. Daher glaubte er, wie schon vor ihm Gell, die alte Ansiedelung weiter südlich auf der schmalen Landenge, welche den nördlichen und südlichen Theil der Insel miteinander verbindet, sehen zu müssen. Hier erhebt sich ein kegelförmiger Berg, der Aëtos, ungefähr 200 m hoch, auf welchem ganz oben ein kleines Plateau, umgeben von einer noch 6—7 m hoch aufrecht stehenden cyklopischen Mauer, und weiter unten zwei andere Ringmauern sich befinden. Schliemann nahm auf der Spitze den Palast des Odysseus an und glaubte zwischen den tiefer gelegenen Ringmauern auch noch die Reste von etwa 190 cyklopischen Häusern zu entdecken.

Dem gegenüber bemerkt jetzt aber Reisch: „Wenn auch die Befestigungen in ihrem Kern einem hohen Alterthum angehören, so dürfen wir sie doch nicht der von Homer geschilderten Stadt zuschreiben; denn wenn den Schilderungen der Odyssee auch nur in den allgemeinsten Zügen ein realer Hintergrund entspricht, kann die homerische Stadt unmöglich auf diesem 200 m hohen unwirthlichen Felsberge gelegen haben. Für einen Palast, auch nur in den allerkleinsten Dimensionen ist zwischen den Felsblöcken des engen unebenen Plateaus, für eine Stadt an den steil abfallenden Hängen kein Raum.[1] Nur an den Einsattelungen

[1] Schliemann selbst sagt: „Die Seiten des Aëtos erheben sich unter einem Winkel von 35°, sind also noch um 7° steiler als der obere Kegel des Vesuv."

im Norden und Südwesten des Aëtos wäre eine städtische Ansiedelung denkbar; doch haben die hier von Schliemann unternommenen Ausgrabungen im wesentlichen nur ein negatives Resultat ergeben. In den Ruinen des «Odysseus-Palastes» aber haben wir eine alte starke Befestigung zu erkennen, die in Zeiten der Gefahr als Zufluchtsort für die Umwohner dienen konnte und für die Vertheidigung der ganzen Insel von äußerster Wichtigkeit war, denn sie beherrschte nicht nur die Landungsplätze im Südost und Nordwest des Aëtos, sondern vertheidigte auch die einzige Verbindungsstraße zwischen dem Süden und Norden der Insel."

Scheitert hier also die Auffassung von Gell und Schliemann schon an den besondern örtlichen Verhältnissen, so wird durch die Erzählung von dem Hinterhalte der Freier unsere Aufmerksamkeit um so mehr wieder nach dem Polisthale zurückgelenkt. Das Auflauern bei dem Inselchen Asteris hat doch nur dann Sinn, wenn Telemachos bis Polis heraufahren mußte, nicht wenn er schon beim Aëtos landete. Und nun stellt sich heraus, daß auch im Polisthale deutliche Spuren einer sehr alten Ansiedelung vorhanden sind. Auf dem am Nordrande der Bucht vorspringenden Hügel, dem Kastro, das Schliemann für eine bloße Felsbildung erklärte, hat Reisch „noch in einer Ausdehnung von etwa 30 Schritten Reste einer Terrassenmauer aus großen kaum behauenen Blöcken" stehen sehen; unten von der Bucht an aber zog sich „die Höhe hinan bis zum heutigen Dorfe Stavros eine bedeutende Ansiedelung, deren Existenz sich an der Hand der Funde bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. hinauf und bis in die letzte Kaiserzeit herab verfolgen läßt".

Auf der andern Seite des Dorfes Stavros, gegen Norden, finden sich ebenfalls Ruinen. „Dort liegt mitten zwischen Oelbäumen und Weingärten ein Kirchlein des heiligen Anastasios, welches auf einem etwa 8 m langen und 5 m breiten antiken Bau ruht, der aus großen sorgfältig gefugten Quadern besteht und noch 2—3 m hoch erhalten ist. Massen antiker Fundamente

in unmittelbarer Nähe zeigen, daß wir hier den Rest einer größern Anlage vor uns haben. Von dem Kirchlein führt eine antike in den Fels geschnittene Treppe zu einem kleinen Felsplateau, welches, wie die rechteckigen Nischen in der geglätteten Felswand zeigen, einer Cultstätte angehörte. Dieser Platz (nach anderer Tradition der antike Unterbau des Kirchleins) führt seit etwa einem Jahrhundert den Namen «Schule des Homer». Wenig unterhalb ist ein antiker, 1886 von dem dortigen Papas aufgedeckter, tiefer Brunnen, daneben ein Felsgrab; 30 Schritte weiter in den Weingärten ein interessantes unterirdisches antikes Quellhaus: ein etwa 3 m langer Gang aus rohbehauenen Steinen führt abwärts zu dem Eingang, wo noch einige Stufen erhalten sind; der kleine Innenraum, dessen Boden das Wasser deckt, ist mit großen, rohgefügten Blöcken überwölbt."

Weite Strecken sind also in der Nähe dieser Burg von antiken Besiedelungsresten übersäet. Auch Partsch hat die Stätte besucht und führt das Bild etwas weiter aus. Er weist besonders darauf hin, daß die fruchtbare Ebene von Stavros auf drei Seiten das Meer bequem erreichen kann, im Westen, im Osten und im Norden, ein sehr werthvoller Umstand in Zeiten primitiver Schiffahrtsverhältnisse, wo das Umfahren eines Vorgebirges immer ein Wagniß war. Die Akropolis liegt nach Partsch 147 m hoch, ist 85 m lang, im Nordosten 43 und im Südwesten 15 m breit und hat eine Mauer rohen Aufbaues aus mächtig großen Blöcken. „Sie liegt nicht auf einem Berge", sagt er, „sondern lehnt sich an den Fuß des Berges von Exogi, wie Homer's Stadt an den des Neïon. Auf ihren Strand ziehen noch heute die Fischer ihre Boote hinauf, wie Telemach's Gefährten ihr Schiff auf den der homerischen Stadt."

Aus dieser Ansetzung der homerischen Stadt folgt alsdann die Benennung des darüber aufragenden Berges (heute Kavallares über Exogi) als des alten Neïon und der jenseits von der Stadt sich öffnende Hafen Reithron, den der Taphier Mentes auf der Fahrt nach Temesa berührt, ist die heutige Bucht von Asphales.

Eine Quelle, Melanhydro genannt, welche nicht weit von der „Schule des Homer" entspringt, ist fälschlicherweise mit dem homerischen „schattigen Wasser" identificirt worden, bei dem die Schweine des Eumäos weiden. Dieses ist jedenfalls anderswo zu suchen, denn gerade die Stelle, wo Odysseus von den Phäaken ans Land gesetzt wird, und die Weideplätze des Eumäos, zu denen er dann hinaufgeht, lassen sich vollkommen sicher bestimmen. Bekanntlich wird Odysseus von den Phäaken nicht gleich zu seiner Stadt gefahren, sondern in einer Bucht ausgesetzt, in der er beim Erwachen selbst zunächst sein Heimatland nicht wiedererkennt. Erst als Athena ihm zu Hülfe kommt, fällt der Schleier von seinen Augen. Sie nennt ihm die Bucht, in der er gelandet, und zeigt ihm am Berge die große Nymphenhöhle und weiterhin das hohe Gebirge Neriton. Von der Stadt aber ist keine Rede; diese muß also weit außer dem Gesichtskreise gelegen haben. Die nähere Beschreibung nun läßt keinen Zweifel, wo wir die Landungsbucht zu suchen haben. Es heißt bei Homer: [1]

Phorkys dem Greise des Meeres ist eine der Buchten geheiligt
Dort in der Ithaker Land, wo zwei vorragende schroffe
Felsenspitzen der Rhede sich an der Mündung begegnen.
Diese zwingen die Flut, die der Sturm lautbrausend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig am stillen Ufer des Hafens
Ruhn unangebunden die schön gebordeten Schiffe.
Oben grünt am Gestad' ein weitumschattender Oelbaum.
Eine Grotte, nicht fern von dem Oelbaum, lieblich und dunkel,
Jetzt den Nymphen geweiht, die man Najaden benennet:
Steinerne Krüge stehn und zweigehenkelte Urnen
Innerhalb; und Bienen bereiten drinnen ihr Honig.
Aber die Nymphen weben auf langen steinernen Stühlen
Feiergewande, mit Purpur gefärbt, ein Wunder zu schauen.
Unversiegende Quellen durchströmen sie. Zwo sind der Pforten:
Eine gen Mitternacht, durch welche die Menschen hinabgehn;
Mittagwärts die andere geheiligte; diese durchwandelt
Nie ein sterblicher Mensch; sie ist der Unsterblichen Eingang.

[1] Od. XIII, 96.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Phorkyshafen an irgend einer Stelle des Meerbusens von Molo zu suchen ist, denn an der Südseite desselben liegt 50 m hoch die große Höhle, welche sicherlich die homerische Beschreibung von der Nymphengrotte veranlaßt hat. Ein gegen 2 m hoher, 30—50 cm breiter Eingang führt in einen kleinen Vorraum, von dem aus man den großen feuchten Hauptraum von etwa 15 m Durchmesser betritt. Hier hängen von der Decke herab und an den Wänden allerhand wunderliche Tropfsteingebilde, aus welchen die Phantasie die langen steinernen Webstühle der Nymphen und ihre steinernen Krüge und Urnen gemacht hat. Im Hintergrunde liegt ein sorgfältig behauener Block (75 : 50 cm Fläche) mit einer Einarbeitung in seiner Oberfläche, der die Höhle als antike Cultstätte (wol der Nymphen) bezeugt. In der Mitte der Decke öffnet sich ein 80 : 20 cm weiter Spalt; dieser wird die Auffassung von dem zweiten nur von den Göttern benutzten Eingange hervorgerufen haben.

Es ist gestritten worden, ob nun der tiefe Golf von Vathy selbst oder ein kleiner Nebenhafen westlich am Ausgange desselben, Dexia mit Namen, der Phorkyshafen sei. Die Frage ist von geringer Bedeutung. Die Höhle liegt von beiden Stellen gleichweit entfernt. Schliemann glaubte gerade vor dem kleinen Hafen Dexia „die zwei kleinen steilen Felsen, dem Eingange zugeneigt", entsprechend der homerischen Beschreibung zu erkennen, aber Partsch entscheidet sich mit großer Bestimmtheit für die größere markante Bucht von Vathy.

Auf alle Fälle stimmt diese Gegend des Molobusens mit allem, was sonst aus dem homerischen Bilde in Betracht kommt, durchaus überein, so hauptsächlich mit dem Besuch des Odysseus bei Eumäos. Die Weideplätze des göttlichen Sauhirten müssen im Süden der Insel gelegen haben, denn Athena räth dem von Pylos, also vom Süden her nach Hause fahrenden Telemachos[1]

[1] Od. XV, 36.

Wenn du das nächste Gestade von Ithaka jetzo erreicht hast,
Siehe dann sende zur Stadt das Schiff und alle Gefährten
Und du gehe zuerst dorthin, wo der treffliche Sauhirt
Deine Schweine hütet, der stets mit Eifer dir anhängt.

Der Weg aber, den Odysseus, zu Eumäos zu gelangen, zurücklegt, wird wie folgt beschrieben[1]:

Aber Odysseus ging den rauhen Pfad von dem Hafen
Ueber die waldbewachs'nen Gebirge, hier wo Athene
Ihm den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treusten
Haushielt unter den Knechten des göttergleichen Odysseus.
Sitzend fand er ihn jetzt an der Schwelle des Hauses, im Hofe,
Welcher hoch auf weitumschauendem Hügel gebaut war.

Zu diesen Anhaltspunkten, daß die Trift im Süden der Insel und auf weitumschauendem Hügel gelegen haben muß, gesellen sich nun noch zwei andere: der Koraxfelsen und „das schattige Wasser" der Arethusa-Quelle. Es heißt[2]:

Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Heerde
Nahe beim Koraxfelsen, am Arethusischen Borne.
Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schattiges Wasser, wovon das Fett den Schweinen entblühet.

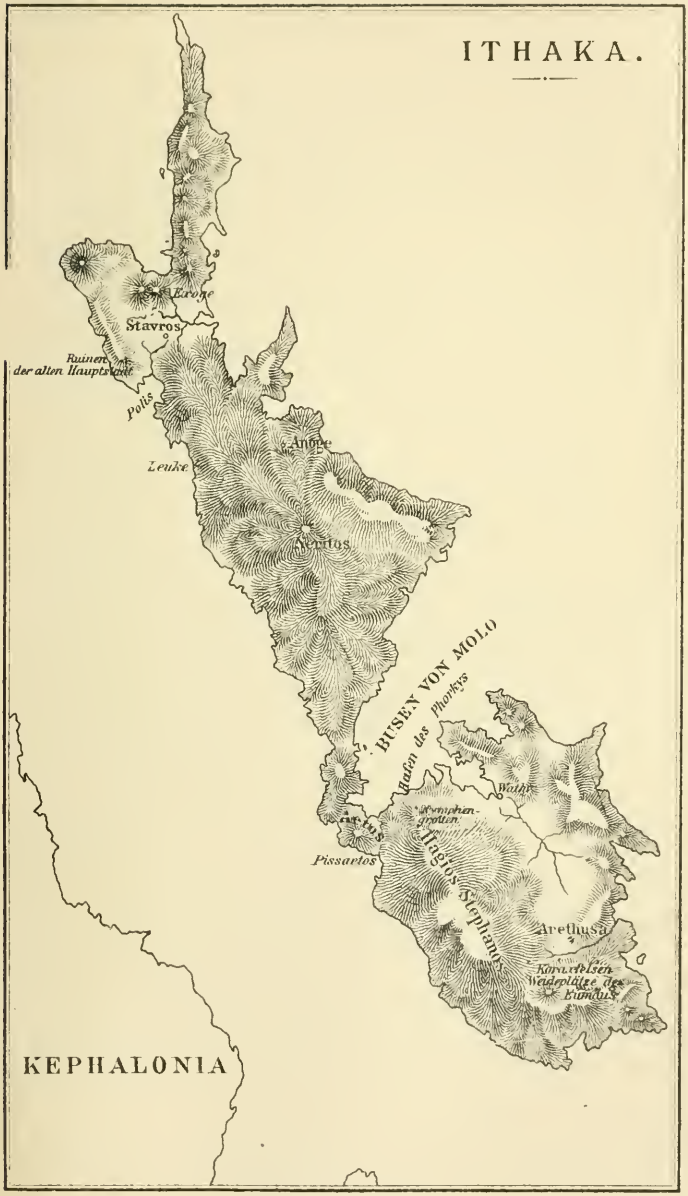
In Bezug auf den Koraxfelsen sagt auch Odysseus zu Eumäos[3]:

Kehret er nicht zurück dein König, wie ich verkünde,
Alsdann reize die Knechte, vom Felsen herab mich zu stürzen.

Es muß also hier eine hohe steile Wand gewesen sein.

Alle diese Bedingungen erfüllen sich auf dem großen Hochplateau im Süden der Insel. Dort bietet sich ein weiter Blick ringsumher, dort entspringt eine starke Quelle, die heute Perapegadi heißt, und dicht neben ihr steigt eine Felswand auf, wie sie passender für den „Rabenfelsen" nicht gedacht werden kann. Hierher werden denn auch allgemein die Weideplätze des Eumäos verlegt. Partsch rühmt mit warmen Worten, wie zutreffend hier die homerische Schilderung erscheine (S. 61): „Die

[1] Od. XIV, 1*. [2] Od. XIII, 407. [3] Od. XIV, 398.



Maßstab 1:156000

Angaben über die Lage der Weideplätze des Eumäos, hoch im Gebirge an weithin sichtbarem Orte, auf offener Fläche und doch wieder am obern Rande einer steilen Felswand, sind so charakteristisch, so weit von willkürlicher Kulissenmalerei entfernt, daß man an Ort und Stelle wirklich überrascht ist von der mit wenigen Strichen erzielten treffenden Bezeichnung der weiten Hochfläche Marathia".

Das sind die Hauptpunkte der alten Topographie von Ithaka, wie man sieht, recht genau in den modernen Verhältnissen wiederzuerkennen. Noch mehr ist natürlich der allgemeine Charakter der Insel derselbe geblieben. Athena sagt von dem Lande[1]:

Freilich ist es rauh und taugt nicht Rosse zu tummeln;
Doch ganz elend auch nicht, wiewol es an Ebnen ihm mangelt.
Reichlich gedeihet bei uns die Frucht des Feldes, und reichlich
Lohnet der Wein; denn Regen und Thau befruchten das Erdreich.
Treffliche Ziegenweiden sind hier, auch Weiden der Rinder,
Waldungen jeglicher Art, und immerfließende Bäche.

Das kann man im ganzen auch heute noch von Ithaka sagen, besonders wird Wein fleißig gebaut, wenn auch in die weitere Ferne noch wenig exportirt. Nur in einem Punkte macht sich ein starker Unterschied geltend: die „Waldungen jeglicher Art" sucht man heute vergebens. Athena spricht zu dem erwachenden Odysseus[2]: „Jenes hohe Gebirg ist Neritons waldichter Gipfel". Allgemein sieht man das Neriton in dem in der Mitte der Nordhälfte der Insel liegenden höchsten Punkte des Anoge-Gebirges, aber wenn er auch in dem südlichen Theile in dem Hagios Stephanos zu erkennen sein sollte: waldig ist heute keiner von beiden mehr. So sehen wir hier deutlich, was auch an andern Stätten in den classischen Ländern so vielfach zutrifft, daß die heutige Kahlheit der Gebirge nicht auch für das Alterthum vorauszusetzen, sondern nur das Resultat von jahrhundertelanger schlechter Wirthschaft ist.

[1] Od. XIII, 242. [2] Od. XIII, 349.

Siebentes Kapitel.

Die griechische Heldenzeit historisch betrachtet.

Als die Schätze der mykenischen Schachtgräber nach Athen gebracht wurden, wiederholte sich dasselbe Schauspiel, welches bei der Ankunft der äginetischen Bildwerke in München in den dreißiger Jahren stattgefunden hatte: alle Welt schüttelte den Kopf ob solch unerhörten Kunststils und konnte nicht eine Linie griechischen Charakters darin finden. Weitere Funde aber haben ebenso wie damals eine Brücke nach der andern geschlagen, sodaß die zuerst so einsame Insel jetzt schon an den verschiedensten Stellen mit dem festen Lande zusammenhängt. Trotzdem ist über die Frage, wie weit dieselbe noch als asiatisches und wie weit etwa schon als griechisches Gebiet zu betrachten sei, eine volle Einmüthigkeit noch nicht erzielt.

Schliemann glaubte bekanntlich in den Gräbern von Mykenä die Cultur von Homer's Achäern wiedergefunden zu haben, und das Wesentliche dieser Auffassung, daß die mykenische Cultur sich auf dem Inselmeer und an der Ostküste von Griechenland entwickelt habe, und daß ihre Träger bereits griechische Stämme gewesen seien, wird jetzt von der überwiegenden Zahl der Gelehrten getheilt. Milchhoefer hat 1883 die Pelasger als die Urheber jener Cultur in Anspruch zu nehmen gesucht und mit Hinweis auf die Sage von der Seeherrschaft des Minos die Insel Kreta in ihrer günstigen Lage zwischen Aegypten, Asien und Griechenland als den Mischkessel angesehen, aus dem

das neue Product hervorgegangen sei. Furtwängler und Löschcke stehen in ihrer Auffassung Schliemann noch näher; sie nennen die mykenische Cultur direct eine griechische, nennen Tiryns und Mykenä Achäerburgen und sehen den Grund für das plötzliche Abbrechen dieser Cultur auf griechischem Boden in dem Einfall der Dorier in den Peloponnes, wodurch die blühende Gesittung dort zertreten und die besten Elemente zur Auswanderung getrieben worden seien.

Im Gegensatz zu diesen Auffassungen ist von anderer Seite schon früher dargelegt worden, daß der angeblich so völlig asiatische Charakter der mykenischen Cultur ihre Zutheilung an die homerischen Achäer oder überhaupt an einen griechischen Stamm nicht gestatte. In der That weicht die mykenische Cultur von der homerischen sehr wesentlich ab. Die Mykenier begraben ihre Todten, die homerischen Griechen verbrennen sie, woraus man einen starken Gegensatz der religiösen Anschauung glaubte schließen zu dürfen, indem das Begraben nach ägyptischer Sitte den Glauben voraussetze, „daß an die Erhaltung der Leiche das Fortleben der Seele gebunden sei, während den homerischen Griechen die Leiche nichts sei als eine Befleckung des Sonnenlichts, und erst im Feuer geläutert werden müsse, damit sich die Pforten der Unterwelt der befreiten Seele öffnen". Ferner tritt in der mykenischen Zeit das Eisen, das bei Homer längst in allgemeinem Gebrauch ist, erst ganz am Ende zaghaft auf; ebenso die Heftnadeln, welche das griechische auf der Schulter genestelte Gewand beweisen; die Mykenier haben fast bis zuletzt orientalische genähte Kleider getragen. In Tiryns im Vorhofe des Palastes und in Mykenä über dem IV. Grabe steht eine Opfergrube, während die homerische Zeit nur Altäre für Brandopfer nennt. Die bildchen Darstellungen verwenden Palmen und Papyrusstauden, die in Griechenland nie gewachsen sind. In der Ornamentik mit ihren Algen, Muscheln, Polypen wie in der Verbreitung der Cultur über das ganze Inselmeer, zeigt sich der Charakter eines

mächtigen weitfahrenden Seevolks, während die griechische Sage den „Oreſt noch auf dem Landwege auswandern läßt, und Menelaos nur durch Sturm verſchlagen nach Aegypten kommt". Die mykeniſche Kultur hat hauptſächlich an der Oſtküſte Griechenlands geherrſcht; daraus ſchloß man, daß ſie nicht in das Land eingedrungen, nicht die Cultur der hier eingeſeſſenen Bevölkerung, ſondern einer von Oſten her zugewanderten ſei.

Die Frage, welchem aſiatiſchen Stamme eine ſolche Ausdehnung ſeiner Herrſchaft wol am eheſten zuzutrauen ſei, entſchied Ulrich Köhler [1] für die Karer. Die Karer waren nach Herodot und Thukydides eine Zeit lang das bedeutendſte Volk auf den Inſeln, bis ſie von Minos, der zuerſt die Seeräuberei aufhob, unterjocht und nun beſonders zur Bemannung der Schiffe verwendet wurden. Von ihnen ſoll die Erfindung der Schildhandhaben, der Schildzeichen und der Helmbüſche herrühren. Thukydides berichtet, daß zu ſeiner Zeit auf Delos alte Gräber gefunden ſeien, welche, „nach der Ausrüſtung mit Waffen" zu ſchließen, von den Karern ſtammen müßten. Für die ſo auffallend reich mit Waffen ausgeſtatteten mykeniſchen Gräber glaubte man darnach daſſelbe ſchließen zu dürfen. Weiter kam hinzu, daß die in den Schachtgräbern des öftern auftretende Doppelaxt das Symbol des kariſchen Zeus iſt, daß ein Grabhügel (Tumulus) bei Megara Kar heißt, und daß des Iſagoras' Geſchlecht noch zu Herodot's Zeit dem kariſchen Zeus opfert.

Dieſe Hypotheſe wirkte anfangs ſehr beſtechend. Als man aber aus den weitern Funden mehr und mehr ſah, wie feſt und dauerhaft und großartig die Herrſchaft geweſen ſein mußte, welche die mykeniſche Cultur zeitigen konnte, als man ſah, welch großen Einfluß ſie auf das ſpätere Griechenthum geübt hatte, wie die Paläſte das unmittelbare Vorbild des doriſchen Tempels ſeien und die mykeniſche Säule das der doriſchen, als Furtwängler und Löſchcke's große Vaſenpublication erſchien, mit dem Beweiſe,

[1] Athenische Mittheilungen, 1878, S. 1 fg.

daß das Hauptcharakteristikum der griechischen Vasenmalerei, die schöne glänzende Firnisfarbe, eine Erfindung der mykenischen Kunst sei, da fing man an, den Karern bedenklich zu mistrauen. Dümmler und Studniczka[1] suchten zwar ihren Thron noch einmal zu befestigen mit einigen neuen Gründen, die aber ebenfalls nicht durchschlagend genannt werden können.

Der ganzen Karerhypothese gegenüber kann man getrost zugeben, daß die mykenische Cultur sehr stark orientalisch erscheine und braucht damit doch noch nicht zu sagen, daß sie den homerischen „Achäern" abzusprechen sei. Denn die Achäer müssen mehrere hundert Jahre vor der Zeit gelebt haben, in welcher die Hauptmasse der uns vorliegenden homerischen Lieder entstand. Sie erscheinen daher in diesen Liedern zumeist nicht in ihrem Gewande, sondern in dem der Zeit Homer's. Nun hat Helbig[2] das Resultat seines eingehenden Bemühens, die Cultur dieser homerischen Zeit festzustellen, in die Worte gefaßt: „Würde ein moderner Leser des Epos durch Zauberhand urplötzlich in das Megaron eines ionischen Basileus versetzt, in dem gerade ein homerischer Sänger ein neu erfundenes Lied vortrüge, so würden der conventionelle Stil und die bunte Farbenpracht, die sich allenthalben dem Blicke darstellen, ihm den Eindruck erwecken, als ob er sich nicht vor einer griechischen Versammlung, sondern vielmehr zu Ninive am Hofe des Sanherib oder zu Tyros im Palaste des Königs Hiram befände". Wenn es noch zur Zeit der Sänger so gewesen ist, wie will man verlangen, daß die um mehrere Jahrhunderte zurückliegende Cultur der Besungenen nicht orientalisirend gewesen sei? Daß diese Cultur der Besungenen, also der homerischen Achäer, thatsächlich die mykenische ist, steht heute außer Zweifel.

Wie weit die mykenische Cultur vor der homerischen liegt, beweist das späte und spärliche Auftreten des Eisens

[1] Athenische Mittheilungen, 1887.

[2] „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert" (2. Aufl., Leipzig 1887), S. 425 fg.

und der Fibeln, beweisen die Opfergruben und die Sitte des Begrabens. Die Gruben haben sich später nur noch im Dienste der Kabiren erhalten; bezeichnenderweise, denn der Kabirendienst geht in die allerälteste griechische Zeit zurück: eine Localsage meldet, daß Zeus auf der Burg von Pergamon in Gegenwart der Kabiren geboren sei. In gleicher Weise ist das Begraben, welches Homer nicht kennt, den späteren Griechen doch aus der Zeit ihrer frühesten Volkshelden Theseus, Pelops, Orestes noch in Erinnerung.

Nun ist in dem Verhältniß zwischen der aufgefundenen Cultur und den homerischen Schilderungen doch das auffallendste, daß Schliemann's Ausgrabungen an all den Stätten, welche bei Homer als die Mittelpunkte großer Macht und Herrscherpracht erscheinen, auch wirklich jedesmal eine solche hervorragende Macht und Pracht festgestellt haben. In Mykenä, Tiryns und Orchomenos tritt uns ein und dieselbe „mykenische" Culturperiode entgegen; in Troja ist die Masse der Funde aus der Hauptschicht allerdings andersartig und offenbar älter, aber gegen das Ende derselben tritt ebenfalls der mykenische Stil auf und stellt so den zeitlichen Zusammenhang zwischen beiden Punkten her. Die zweite Stadt auf Hissarlik hat kurz vor ihrem Untergange noch den Anbruch der mykenischen Zeit erlebt. An all diesen Stätten stellt aber die Hauptschicht auch die einzige große Periode der Burg dar; auf sie folgt in Mykenä und Tiryns so gut wie gar nichts mehr und in Troja nach langer dorfähnlicher Besiedelung erst in hellenistischer Zeit wieder eine ansehnliche Stadt. Hieraus allein geht schon klar hervor, daß die Begriffe Homer's von seiner griechischen Heldenzeit zurückgehen auf die Kunde von unserer trojanischen und mykenischen Blüteperiode. Wer dies leugnen wollte, könnte nur annehmen, daß die elenden dürftigen Mauern, welche z. B. in Mykenä später in den Palast hineingebaut sind, mit ihren Dipylonscherben die Cultur der homerischen Achäer darstellen; eine Ansicht, mit der sich heute, nachdem in Troja die Thatsächlichkeit der homerischen Schilde-

rungen so handgreiflich geworden ist, niemand mehr wird compromittiren wollen.

Vielfach steht Homer sogar nicht bloße Kunde, sondern völlige Kenntniß jener Periode zu Gebote; und diese wird um so auffallender, wenn es sich um Dinge handelt, welche in keiner spätern Zeit mehr so hergestellt worden sind wie in der mykenischen. In dieser Beziehung ist zunächst an die festumschirmten Burgen zu erinnern, welche nachher weder in Griechenland noch in Kleinasien mehr so gebaut wurden: für die Dorier beweist das typische Sparta die fortdauernde Sitte der offenen Lagerstadt, und die kleinasiatischen Griechen scheinen bis zu den Einfällen der Perser ebenfalls ihre Wohnstätten nicht mit Mauern umgeben zu haben. Homer aber weiß genau von Mauern und Thürmen und Thoren; er beschreibt das skäische Thor mit seiner großen Plattform, von welcher aus Greise und Frauen dem Kampf in der Ebene zusehen, genau so, wie die freigelegten alten Thore in der That gestaltet sind.

Auch wie es im Innern der Burg aussieht, ist ihm wohlbekannt. Der große Hof, von Säulenhallen umgeben, in dessen Mitte der Altar des Zeus steht, und der Hauptsaal, in welchem Odysseus die Königin der Phäaken treffen soll, „sitzend am glänzenden Feuer des Herdes, an die Säule gelehnt", sind Beweise dafür.

Der Metallreichthum jener jugendlich prunkenden Zeit spiegelt sich bei Homer deutlich wider. Wie in den Tholosbauten die Wölbungen, so schimmern in des Alkinoos Palaste die Wände von Erz. Ohne die Goldsachen der Schachtgräber wird man die Erzählungen Homer's von den getriebenen Bechern, wie dem des Nestor, und gebuckelten Wehrgehenken und den goldenen Hunden, die vor des Alkinoos Thür Wacht halten, für kecke Phantasie erklären, und hat das ja in der That früher gethan.

Die auffälligste und wichtigste Uebereinstimmung zwischen den mykenischen Funden und Homer ist aber wol die, welche die eingelegte Arbeit der Dolchklingen und des jüngst hinzugekommenen Bechers (Abb. 312) uns zeigt. Nur in der myke-

nischen Cultur sind bisher derartige Arbeiten, ganze Bilder aus verschiedenen Metallen hergestellt, zu Tage gekommen, und gerade von ihnen hat Homer noch eine ganz klare Anschauung gehabt, denn er beschreibt eingehend, wie auf dem Schilde des Achilleus Weingärten dargestellt sind, mit blauen Trauben an goldenen Stöcken und von zinnenem Zaune umgeben, und Jünglinge, welche goldene Schwerter an silbernen Gehenken tragen.

Wir begnügen uns mit der Aufzählung dieser hauptsächlichsten Uebereinstimmungen. Sie lassen keinen Zweifel darüber, daß die mykenische Cultur uns die griechische Heldenzeit in Wirklichkeit vor Augen stellt, welche die homerischen Lieder in einem vielfach übermalten Bilde bieten. In der Zeit, welche zwischen den Begebenheiten und dem Abschluß ihrer Besingung liegt, hat das Griechenthum sich mehr und mehr zur Eigenart entwickelt, hat die fremden Elemente, welche seinen Sitten und seiner Kunst ursprünglich anhafteten, großentheils abgestreift. Der Weg von der mykenischen Cultur zu Homer verläuft genau in der Richtung, welchen der weitere von Homer zu dem classischen Griechenthum des 5. Jahrhunderts innehält. Denn im Vergleich zu diesem wird man auch bei Homer noch manche Eigenthümlichkeit entdecken, welche ungriechisch, barbarisch, asiatisch genannt werden könnte, so das Schlachten von Gefangenen bei der Leichenfeier des Patroklos, die bunten sidonischen Gewänder und vieles Andere.

Es fragt sich nun, ob nicht, wie die griechische Kunst in ihrer ersten Blüte im mykenischen Stile, so auch das griechische Volk selbst in jener Zeit stark mit fremden Elementen durchsetzt gewesen sei.

Die Griechen haben sich selbst nie darüber getäuscht, daß sie in den Anfängen ihrer nationalen Entwickelung viele Einflüsse aus den Ländern mit altbewährter Cultur erfahren haben, und haben diese Einflüsse dankbar verehrt. Sie haben sie in die Form von Zuwanderungen hervorragender Männer gekleidet, die nachher bei ihnen entweder selbst oder in ihren Nachkommen

zur Herrschaft gelangen. So kommt Perseus von den Inseln und wird König von Tiryns; Pelops, der Sohn des Tantalos, kommt aus Lydien nach Elis, seine Enkel Agamemnon und Menelaos herrschen in Mykenä und Sparta. Danaos, des Aigyptos Bruder, kommt über Rhodos von Aegypten und wird König von Argos.

Wir können heute diese Verhältnisse nur beurtheilen nach dem Charakter, der Verbreitung und der Entwickelung der trojanisch-mykenischen Cultur. Die primitive Cultur, welche die ältern Schichten in Troja darstellen, hat ursprünglich ganz ähnlich auch am andern Gestade des griechischen Meeres geherrscht. In Tiryns haben sich unter dem Palaste und der großen Burgmauer Reste von Bauten gefunden mit gestampften Lehmfußböden und mit derselben rohen schwarzen Topfwaare wie in Troja. In Orchomenos ist man sogar auf Mauern aus Lehmziegeln gestoßen, und die alte schwarze, rothe und gelbe Topfwaare ist hier der mykenischen an Masse weit überlegen. Diese Waare wird durchaus nicht überall von der mykenischen abgelöst, sondern besteht vielfach neben ihr fort. In Eleusis fanden sich alte monochrome und mykenische Vasen in ein und demselben Grabe, das nur eine Leiche enthalten hatte, zusammen. In Nauplia herrscht geradezu die Thonwaare „ohne weitern Schmuck, als die Glättung des Thons“ [1], die auch in Spata [2] und Menidi wiederkehrt und vielfach dieselben Formen wie die mykenischen Gefäße zeigt. In Mykenä findet sich das monochrome Geschirr schon in den Schachtgräbern nicht mehr und auch auf der Burg und in den Gräbern der Unterstadt sehr spärlich. In dem in der Tholos zu Amyklä eingeschachteten Grabe fehlt es durchaus.

In der monochromen Topfwaare documentirt sich die uralt einheimische Uebung. Nur in dem Centrum der neuen mykenischen Cultur, und wo es sich um besonders vornehme

[1] Lolling in: Athen. Mittheilungen, 1880, S. 145.
[2] Ebendas., 1877, S. 82 fg.

Ausstattung handelt, weicht sie vor dieser zurück, an abgelegeneren Orten aber (Orchomenos) und bei der geringern Bevölkerung (Unterstadtgräber) besteht sie neben ihr weiter. Darnach könnte es scheinen, als ob die mykenische Kunst nicht aus der alten allmählich sich entwickelt habe, sondern als etwas ganz anderes plötzlich neben ihr aufgetreten sei.

Woher ist sie gekommen? In Troja treten in der zweiten und dritten Stadt Anklänge an den mykenischen Stil auf in einer Gruppe von Goldsachen. Ihre Technik bildet eine Vorstufe zu der der Goldsachen aus den Schachtgräbern, die einzige Vorstufe, welche wir für diese bisher kennen. In den Schachtgräbern sind Spiralen und Rosetten immer aus dem Goldblech des Schmuckstückes getrieben. Die Form der Verzierungen selbst deutet aber darauf, daß diese ursprünglich aus Draht aufgesetzt waren; und in den trojanischen Stücken sehen wir sie thatsächlich aus Draht aufgesetzt (s. Abb. 59, 60, 61). Zugleich scheint in Troja eine Entwickelung von dem alten zu dem neuen Stil sich vollzogen zu haben. Auf die Goldgehänge des großen Schatzes in ihrer Nachahmung von Perlenketten mit daranhängenden Idolen folgen Ohrgehänge derselben Form, aber schon mit Rosetten besetzt (Abb. 58), und darauf erst werden Spirale und Rosette alleinherrschend und zwar immer aufgesetzt (59—61), mit einziger Ausnahme der Goldscheiben Abb. 57, von deren Art drei Stück vorhanden sind. Hier bricht die trojanische Cultur ab. Der Stil also, mit welchem die Schachtgräber beginnen, mit den gleich aus der Fläche getriebenen Verzierungen, bezeichnet in Troja das Ende.

Ganz ähnlich zeigt die Burg noch in einem sehr wichtigen Punkte die Richtung auf die mykenische Formenwelt hin: in dem Grundriß von Palast und Thoren. Beide ähneln auffällig denen von Mykenä und Tiryns, beide lassen unter oder neben sich ältere Bauten derselben Bestimmung und — wie wenigstens bei den Thoren völlig sicher ist — anderer Form erkennen. Die neue Form aber ist der von Tiryns und Mykenä nicht völlig

gleich, sondern wieder nur eine Vorstufe zu derselben. Es fehlen, wie bereits Puchstein [1] bemerkt hat, in Troja noch die Säulen, welche nachher eine bedeutende Verbreiterung des Gebäudes mit sich bringen. Die Thore sind in Troja bedeutend schmäler und länger als in der Argolis. In Tiryns (H und K) bilden sie im Grundriß fast genau ein Quadrat und haben zwischen der breiten Vorder- und Hinterhalle nur einen Verschluß. In Troja (FM, FO) sind sie mehr denn doppelt so lang als breit und haben im Innern zwei Verschlüsse. Um wieviel die neutrojanischen Thore sich hierdurch von den entwickelt mykenischen entfernen, um gerade so viel nähern sie sich den alttrojanischen, an deren Stelle sie getreten sind. Die alten (FL und FN) bestanden in einem sehr langen und schmalen Gange, der durch Verrammelung und durch Vertheidigung von beiden Seiten her für den Feind sehr leicht unpassirbar gemacht werden konnte. Eine gewisse Entfestigung bedeutete es, aber eine bedeutende Erleichterung für den Verkehr, als man diese Eingänge stark verbreiterte und ein gutes Stück verkürzte, und eine noch weitere Entwickelung dieser Idee zeigen dann die Thore von Tiryns, welche schon geradezu Prunkthore geworden sind, wie sie denn auch nur im Innern der Burg in solcher Gestalt sich finden, während der Durchgang durch die Festungsmauer weit enger und länger gehalten ist.

Dieser in Troja vorhandenen fortlaufenden Entwickelung gegenüber steht am europäischen Gestade die mykenische Cultur noch unvermittelt über der ältern, der trojanischen ähnlichen. Man könnte daher geneigt sein anzunehmen, daß die mykenische Cultur sich an der asiatischen Küste bis zu einem gewissen Grade entwickelt, dann nach Griechenland fortbewegt und hier zu ihrer vollen Blüte ausgestaltet habe. Wir würden dann in den mykenisirenden Formen von Troja die jugendliche mykenische Kunst auf ihrem Hinwege nach Europa zu begrüßen haben.

Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß in Griechenland

[1] Archäologischer Anzeiger, 1890, S. 65 fg.

selbst die Entwickelung eine gleiche gewesen sein kann wie in Troja. Die Lehmziegelmauern in Orchomenos, der Urpalast in Tiryns, die alte Topfwaare an beiden und noch andern Orten zeigen, daß schon in alttrojanischer Zeit die beiden Küsten culturell einander ziemlich gleich standen und wol auch schon Beziehungen miteinander unterhielten. Neu auftretende Factoren, welche zu einer Fortentwickelung den Anstoß gaben, konnten daher an beiden Seiten ziemlich gleichzeitig wirken. Sollten die ältesten Schichten von Tiryns und Orchomenos uns noch einmal Goldsachen liefern, was sehr zu hoffen ist, und wollte man unter dem jetzigen Thore von Tiryns einmal die ältern vorhandenen Mauern bloßlegen, so würden sich wahrscheinlich ganz ähnliche Uebergangsformen finden wie in Troja. Schon jetzt läßt die Thonwaare in einigen Punkten einen Uebergang vom trojanischen zum mykenischen Stile erkennen. Die Vasen des ältern mykenischen Stils knüpfen mit ihrer Form (Schnabelkannen, Abb. 76, 171, 292) und ihrer geglätteten Oberfläche (S. 309) noch an das Trojanische an, mit ihren Verzierungen stehen sie bereits auf mykenischem Boden.

Wenn ich daher die in Troja nachgewiesene Entwickelung des mykenischen Stils ebenso für das europäische Gebiet annehme, so folgt, daß die mykenische Kunst nicht von irgendeiner Seite her fertig in das Inselmeer gebracht ist. Nur die Reiser sind gebracht worden, welche, auf die vorhandenen Bäume aufgepfropft, aus deren Safte neue Früchte zeitigten. Ihrem innern Wesen nach steht die mykenische Kunst durchaus selbständig zwischen den übrigen in Betracht kommenden. Die Anklänge an dieselben bestehen immer nur in Einzelheiten. Sie weisen nach Kleinasien, nach Syrien, nach Assyrien und nach Aegypten. An Phrygien erinnert das Löwenwappen und der Kuppelbau, an Lykien die Cyklopen, an Lydien das Kybele-Bild und vor allem die Masse von Gold, die doch wol von dort bezogen sein muß; an Kappadokien und Karien das Beilscepter (Abb. 315); an Karien speciell die Doppelaxt; an Syrien (Hittiter und Phönikier) der

Mauerbau (S. 276), die Astartebilder und Tempelchen, die gekerbten Schilde, die Palmen; an Assyrien die schwebende Figur im Reifen der großen Spange (S. 195); an Aegypten endlich das meiste: die Schurze der Männer, ihre Hals- und Armbänder, die Kriegsfahrten auf den Grabstelen, Alabaster, Glasfluß, Porzellan, das Straußenei, die Papyrusstauden und Lotosblumen, die Sitte die Schwertklingen zu verzieren u. s. w.

Dabei dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in allen diesen Ländern, abgesehen von Aegypten, die Kunst, welche die Vergleichspunkte bietet, durchweg bedeutend jünger ist als die mykenische. Die hittitischen und kappadokischen Reliefs lassen sich noch nicht genau datiren, die assyrische und syrische Kunst aber kennen wir eigentlich erst vom 9. Jahrhundert an, und die Mauern von Karthago stammen gar erst aus römischer Zeit. Die Bedeutung der Uebereinstimmungen dieser Culturen mit der mykenischen beruht auf der Voraussetzung, daß die späten Früchte, welche wir sehen, nicht weit von dem Stamme, wie er in mykenischer und vormykenischer Zeit war, gefallen seien. Das einzige Land, welches uns bisher eine der mykenischen gleichzeitige und ihr noch vorausliegende Kunstübung bietet, ist Aegypten; und hier allein ist denn auch eine feste Datirung der mykenischen Cultur erreicht worden. Sie gehört durchaus in die Zeit des neuen Reiches. Ein Skarabäus aus den Gräbern von Jalysos trägt den Namen des Amenhotep III., ein anderer aus dem mykenischen Palaste den seiner Gemahlin Ti; auf der Wand des Grabes von Ramses III. ist eine Bügelkanne dargestellt. Im Fayum sind mykenische Vasen gefunden worden in Gräbern, welche mit Sicherheit dem Ende der 18. und dem Anfang der 19. Dynastie zugeschrieben werden konnten.[1] In einem Falle konnte dort die Topfwaare des ältern mykenischen Stils genau der Zeit Seti's I., des Vaters von Ramses II., zugetheilt werden. Danach haben wir die Schachtgräber von Mykenä

[1] Flinders-Petrie, Kahun, Gurob and Hawara (London 1890), S. 42 fg.

etwa um 1300 und die Blüte der mykenischen Cultur etwa von 1400—1100 oder 1000 v. Chr. anzusetzen. Aus den Verhältnissen dieser Zeit erklärt es sich, daß in der mykenischen Cultur so viele Einflüsse vertreten sind und der ägyptische bei weitem vorwiegt. Die großen Könige der 18. Dynastie, Thutmosis I. und Thutmosis III., hatten sich ganz Vorderasien unterworfen, und ihre Nachfolger bis auf Amenhotep III., den Urenkel Thutmosis' III., herrschten ungestört von Nubien bis zum Euphrat. Dies ist die Zeit, in welcher die mykenische Cultur sich entwickelte, eine Zeit ohne Frage des lebhaftesten Verkehrs unter den verschiedensten Völkern, wie ihn das Alterthum bislang noch nicht gesehen hatte. Erst unter Ramses II. löst sich aus dem großen Verbande das Reich der Cheta und tritt mit seiner Herrschaft in Syrien bis zum nördlichen Euphrat als selbständige Großmacht neben Aegypten. Daß in dieser Zeit im ägäischen Meere kühne und gefürchtete Stämme sitzen, erfahren wir gelegentlich, als unter Seti I. die „Herren des Nordens", die Schardana, Turuscha und Schakaruscha Einfälle in Aegypten machen und diese später unter Ramses III. wiederholen. Schon unter Ramses II. hat das Söldnerheer sich zum großen Theil aus den Schardana rekrutirt.[1]

Aus dem bis zum Euphrat reichenden ägyptischen Reiche also, in welchem die Fäden der verschiedenen Culturen des Südens, Ostens und Nordens sich verknoteten, muß das fruchtbare Samenkorn in die griechische Welt gefallen sein, wenn sich auch heute noch nicht sagen läßt, aus welchem Theile desselben. An eine Einwanderung von Asiaten oder Syrern nach Griechenland und Ausbildung der neuen Kunst durch diese ist nicht zu denken, wenigstens nicht an die eines ganzen Stammes. Sollten die Homeriden sich so sehr geirrt haben, daß sie als ihre Achäer ein fremdes asiatisches Volk priesen? Einzelne Männer mögen gekommen sein, wie die

[1] Erman, Aegypten und ägypt. Leben im Alterthum (Tübingen 1885—87).

Griechen selber Perseus, Pelops, Danaos nennen und wie man heute als ähnliche Helfer culturbedürftiger Nationen Karl von Hohenzollern und Ferdinand von Koburg nennen könnte. Diese brachten das Rüstzeug für die neue Arbeit, aber die Arbeit selbst verrichtete das Volk, zu dem sie kamen, und deshalb wurde dieselbe eine so durchaus eigenartige. Das Bezeichnende an der mykenischen Kunst ist gerade, daß sie längst gebrauchten Formen neues Leben einhaucht. Ich weiß keine bessere Illustration zu dieser Entwickelung, als die gleichartige der romanischen Kunst. Bernward von Hildesheim hatte Otto III., den Sohn der Theophanu, erzogen und benutzte seine Verbindung mit dem Hofe, um später als Bischof byzantinische Muster und zunächst auch Werkleute nach Hildesheim einzuführen und in großen Werkstätten eine vielseitige Thätigkeit zu organisiren. Binnen wenigen Jahrzehnten entwickelte sich eine Kunst, die den byzantinischen Vorbildern in der Technik kaum mehr nachstand, die starren Gestalten und seit Jahrhunderten eingerosteten Schemen der Composition derselben aber durch ihre frische Erfindung, durch ihre dramatische Gestaltung bei weitem überbot. Ueberall spürt man deutsches Fühlen und deutsches Denken in diesen Werken, und doch verwenden sie als Zierform fortwährend den Akanthus, den ihre Meister nie gesehen haben — ebenso wenig wie die Mykenier die Papyrusstaude und die Palme!

In ähnlicher Weise haben an den Küsten des griechischen Meeres die neuen Muster das vorhandene Streben nach Vervollkommnung auf eine freie Bahn der Entwickelung geführt. Man erweiterte seine alten engen Bauten, man benutzte die neuen Ornamentmotive zunächst zur Hebung der hergebrachten Formen, bis man sie umgestaltend mehr und mehr heranzog, und wie der Blick für das ornamental Verwendbare sich schärfte, nun auch neue Formen aus der umgebenden Natur sich dienstbar machte: Algen, Schnecken, Muscheln, Polypen, an die noch keine der bisherigen Kunstübungen gedacht hatte, weil sie alle im Binnenlande erwachsen waren.

Die Entwickelung der mykenischen Cultur, von der wir wenigstens einige Hauptpunkte bereits erkennen können, zeigt eine Dauer von mehrern Jahrhunderten. Die älteste Stufe mit den noch langen säulenlosen Bauten und den Schmucksachen mit aufgelötheten Ornamenten haben wir nur in Troja vor uns. In Mykenä sind das Aelteste die Schachtgräber, aber auch hier muß bereits eine längere Entwickelung an Ort und Stelle vorausgegangen sein. Eine Dynastie, welche so überreich ihre Gräber ausstattet und so großartige Festungsmauern aufführen kann, muß hier schon eine lange Vergangenheit mit reichen Erfolgen hinter sich haben. In den Schachtgräbern haben wir die am weitesten von griechischem Wesen sich entfernende Ausstattung vor uns. Das förmliche Bedecken der Körper mit Gold, der Männer mit Masken und Brustschilden, der Frauen mit Diademen und mächtigen Brustgehängen; ferner die assyrischen Motive (Haarnadel) und die ägyptischen Papyrusstauden finden sich später nicht mehr. Die Verzierungen sind durchweg getrieben in Nachahmung ursprünglich auf- oder eingelegter Arbeit. Die einfachern Muster, welche nur aufgelegte Drahtgeschlinge zeigen, also die Technik in Troja gefundener Stücke nachahmen, zeigen besonders das Schwertband Abb. 244, die Kanne 256, der Goldbecher 279, die Brustdecke 268, das Goldblatt 181. Complicirtere Muster, in denen größere Flächen auf-, resp. eingesetzt wurden, zeigen die Knöpfe Abb. 242, 243 und 272, 273, der Schwertgriff 239, 240, die Goldblätter 179 und 180. Bei diesen ist auch in der getriebenen Nachbildung die Darstellung noch in ebenso flachem Relief gehalten, als wenn sie aus Blech aufgesetzt wäre. Auf ursprüngliche Inkrustation gehen jedoch sicher auch die höher getriebenen Verzierungen zurück, z. B. der großen Diademe und Brustgehänge Abb. 158 und 163 und der Goldbänder 235, 236. Die Kreise sowol, wie die einzelnen Blätter der Rosetten sind hier immer noch von demselben feinen Rahmen umgeben, dessen wirkliche Bestimmung aus dem Schwertgriff in Abb. 262 hervorgeht, wo

er die eingesetzten Steine hält. Aus ursprünglich eingesetzten Edelsteinen erklären sich wol auch die großen Buckel auf den Diademen und Gehängen.

So sehen wir in den Schachtgräbern im ganzen schon den Uebergang von der mühsamen inkrustirenden Technik zu der einheitlichen des Treibens vollzogen. Nur umfassendere Darstellungen, wie die auf den Dolchklingen, sehen wir noch in eingelegter Form ausgeführt, nicht als ob die Künstler an die getriebene Bildung lebender Wesen sich noch nicht hätten wagen mögen — der Becher mit den Löwen (280), die Kästchen mit Löwen und Hirschen (274, 275), die großen Gesichtsmasken zeigen das Gegentheil —, sondern weil für die Verwendung des Geräthes und für eine feine Ausführung der kleinen Figuren die ältere Technik einzig am Platze war.

Die Steinsculptur (Grabstelen) dieser Periode steht noch auf dem Standpunkte der aufgelegte Arbeit direct nachahmenden Kunst. Wie das Band auf der Goldplatte 179 ist auch das gleiche auf der Grabstele 155 ganz flach gehalten, und ebenso wenig zeigen die Gestalten auf den übrigen irgendwelche Modellirung oder Innenzeichnung.

Aus der Schachtgräber-Anlage inmitten eines heiligen Rundes haben sich die Kuppelbauten organisch entwickelt. In Amyklä ist in der Tholos das eingeschachtete Grab, in Orchomenos die ganze Nebenkammer als solches durchaus nach Art der Schachtgräber eingerichtet. Die Ausstattung des Baues ist eine pracht- und kunstreiche, die Beigaben des Todten aber sind von dem gewissermaßen barbarischen Luxus der Schachtgräber auf eine vernünftige Stufe herabgestiegen. Eingelegte Arbeiten finden sich sehr selten mehr. Neben dem Gold hat das Elfenbein Bedeutung gewonnen, das fein sculpirt gern zu allerhand Geräthen, Kästchen, Spiegelgriffen, Kämmen verwendet wird. In dieser Periode treten auch bereits die ersten Anfänge der Verwendung des Eisens auf, das zunächst zu Fingerringen gestaltet wird. Die Sculptur dieser Zeit nimmt auf die Formen-

gebung einer frühern heterogenen Technik keine Rücksicht mehr: das Löwenthor-Relief zeigt im Gegensatz zu den Grabstelen eine durchgeführte Modellirung der Körper.

Als festen Punkt für die letzte Periode der mykenischen Kunst haben wir naturgemäß den Zustand der Paläste anzusehen, denn diese sind bis zum Untergange der Burg in Gebrauch gewesen. Besonders die Wandmalereien können uns hier Anhalt bieten. Sie zeigen, daß die Formenwelt eigentlich bis zum Ende dieselbe geblieben ist, aber sie lassen für das Material, in welchem dieselbe dargestellt wird, doch wieder zeitliche Unterschiede erkennen. Wenn in Tiryns wie in Mykenä der Fußboden des Megaron mit einem einfachen Teppichmuster bemalt ist, so ist daraus zu schließen, daß der Boden ursprünglich auch mit einem wirklichen Teppich bedeckt war. Und wenn die Wände in Tiryns einmal mit dem Netzmuster bemalt sind, das sich in den Gewändern der Frauen auf dem großen Goldring (295) und auf Elfenbeinreliefs wiederfindet, ein andermal mit dem Muster der Decke und Wandbekleidung von Orchomenos, das man ebenfalls immer als der Textilkunst entnommen bezeichnet hat, so schließe ich hieraus, daß die Mykenier ursprünglich auch ihre Wände mit Stoff behangen haben. Auf diese Wandbekleidung folgte erst in letzter Linie deren Nachahmung in Farbe; die Wände des Thalamos in Orchomenos zeigen ihr Muster in Steinplatten sculpirt. Diese reichere Bekleidung wird man für die der Bemalung vorausgehende zu halten haben und damit auch den Alabasterfries von Tiryns nicht der letzten Periode des Palastes, sondern der durch die Erbauung der Kuppelgräber bezeichneten zweiten zusprechen, woraus folgt, daß er in der unordentlichen Anbringung, wie er gefunden wurde, thatsächlich nicht an seinem ursprünglichen Platze saß. Bei einer Aufbesserung des Hauses muß er dem schon auf Bemalung der Wände gerichteten Geschmack der Bewohner doch für das Wegwerfen noch zu schön erschienen und daher wieder verwendet worden sein.

In dieser letzten Periode, zu der wol auch eine Anzahl der Gräber in der Unterstadt gehören, findet eine weitere Abkehr von asiatischem Wesen dadurch statt, daß hier und da die spätern nur durch Heftnadeln gehaltenen griechischen Gewänder getragen werden.

Wenn wir die Dauer bedenken, in welcher in Mykenä vor den Schachtgräbern die Cultur sich entwickelt hat, dann die Dauer der Benutzung der ältesten Nekropole, ferner die Erbauung und wieder langdauernde Benutzung der Kuppelgräber, so werden wir die Herrschaft dieser Cultur auf den Burgen von Tiryns und Mykenä gewiß nicht kürzer als drei Jahrhunderte veranschlagen. Ihre räumliche Ausdehnung ist eine sehr große gewesen. Ueber das ganze Inselmeer bis nach Kleinasien, Cypern, Aegypten hin und im Westen im korinthischen Golf, auf Sicilien, Kephalonia, Sardinien sind mykenische Erzeugnisse, meist Vasen, constatirt worden. Bei dieser weiten Verbreitung ist es sehr auffallend, daß bisher nirgends landschaftliche Verschiedenheiten im Stil der Producte wahrgenommen werden konnten, wie sie doch sich finden würden, wenn die mykenische Kunst — wenn auch infolge gleicher Anregungen — sich an verschiedenen Orten selbständig entwickelt hätte. Die byzantinischen Anregungen sind von den Niedersachsen ganz anders aufgefaßt und ausgebildet worden als von den Franken, sodaß man in der romanischen Kunst einen sächsischen und einen fränkischen Stil scheiden kann. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß sich auch für die mykenische Kunst derartiges noch einmal ergeben wird. Für jetzt, wo nur in Mykenä und Tiryns ein sozusagen vollständiger Hausrath dieser Kunst beschafft ist, an allen andern Stellen aber fast nur Thonwaare, die im ganzen Alterthum von gewissen Centren aus im Inselmeere verhandelt wurde, kann die scheinbare Einheitlichkeit noch nichts Bestimmtes beweisen. Sollte sie sich später als eine thatsächliche ergeben, so müßte man schließen, daß die mykenische Kunst zunächst bei einem einzelnen Stamme ausgebildet und von diesem den

übrigen vermittelt worden sei. Unter diesem Stamm könnte man nur denjenigen verstehen, der auf alle Fälle die Vormachtstellung in der mykenischen Cultur einnimmt, die Argiver. Nirgends finden sich so stolze Burgen wie in Tiryns und Mykenä, nirgends liegt die mykenische Cultur so dicht bis zu den untersten Schichten hin wie hier. Ganz mit Recht stellt die Sage Agamemnon an die Spitze der griechischen Stämme, und wenn sie ihn mit diesen vor Troja ziehen läßt, so können wir uns auch diese Ueberlieferung aus den wieder aufgedeckten Resten jener Zeit erklären. Einer Vereinigung der griechischen Stämme, wie sie in der mykenischen Cultur sich darstellt, einem Seebunde, der nach weiterer Ausdehnung seines Handels- und Herrschaftsgebietes strebte, konnte die an der kleinasiatischen Küste gebietende und vor allem den Eingang zum Marmara- und Schwarzen Meere sperrende stolze Hauptstadt der Troas viele Schwierigkeiten bereiten. Ihre Ueberwindung, die Zerstörung von Troja, hatte daher für den sich anbahnenden Zusammenschluß der griechischen Stämme dieselbe Bedeutung, wie der Krieg von 1870 für die Gründung des Deutschen Reiches. Die Thatsächlichkeit eines solchen Ereignisses dürfen wir der spätern Tradition um so eher glauben, als die Fundverhältnisse in ihrer Sprache in demselben Sinne reden. Troja, schon von lange her eine stolzbefestigte, reiche Stadt (goldener Schatz), mit ausgedehnten Beziehungen nach verschiedenen Seiten hin (Nephrit, Elfenbein, Astarte-Idol, kyprische Gefäße), hatte angefangen in diejenige Strömung einzulenken, d. h. mit seinem Handel und seiner Politik diejenigen Ziele zu verfolgen (mykenisirende Elemente), welche die Inseln und Ostgriechenland für die ihrigen hielten und nachher in der Gestalt der mykenischen Cultur erreichten. Nach den ersten Schritten auf diesem Wege aber reißt die Cultur ab, Troja wird zerstört und verbrannt und hat nie wieder Bedeutung gewonnen.

Man wird sich, wenn es auch heute immer noch eine gewisse Ueberwindung kostet, gewöhnen müssen, in den Grund-

zügen des Epos recht viel thatsächlichen Gehalt zu sehen und gut thun, auch den Beginn der homerischen Lieder sich etwas anders zu denken, als es bisher meistens geschah. Weil man an einen wirklichen Zug der in Kraft stehenden achäischen Stämme gegen Troja nicht glaubte, nahm man an, daß dieselben erst, als sie von den einbrechenden Doriern aus dem Peloponnes vertrieben als Flüchtlinge nach Kleinasien kamen, dort durch die mancherlei Kämpfe, die sie gewiß zu bestehen hatten, angeregt seien, einen von ihren Vätern veranstalteten Krieg zu erfinden. Eine solche Auffassung ist entschieden zu verwerfen. Die Flüchtlinge, welche zu Hause geschlagen und zersprengt waren, werden drüben schwerlich gleich Städte belagert und Eroberungen gemacht haben. In dem unruhigen Getriebe der nach Kleinasien Entflohenen sind die Anfänge der homerischen Kunstpoesie gewiß nicht zu suchen. Die Lieder sagen uns selber, wie ihr Ursprung aufgefaßt werden soll. In dem Königspalaste des üppigsten Volkes, das Odysseus auf seiner Irrfahrt antrifft, der Phäaken, erscheint beim Gastmahle der göttliche Sänger und trägt seine Rhapsodien vor, einzelne Thaten der Griechen vor Troja, Scenen von der Heimkehr u. s. w. Die Blüte der Dichtkunst pflegt immer Hand in Hand zu gehen mit einer Blüte der bildenden Kunst, und beide sind eigentlich nicht denkbar ohne eine Blüte politischer, und speciell monarchischer Macht. Jetzt, wo wir diese Stätten monarchischer Macht an dem griechischen Ufer kennen, wo wir sehen, welch eine Fülle von kunstvoller Pracht hier durch Jahrhunderte geherrscht hat, ist es nicht mehr möglich anzunehmen, daß diese ganze Zeit über kein Sänger als Bringer der Lust an des Herrschers Tafel erschienen sei und erst den Auswanderern drüben in dem kümmerlichen Bemühen, eine neue Existenz zu finden, die Zunge sich gelöst habe. Vergegenwärtigen wir uns dazu, daß in den ältern Theilen der homerischen Lieder noch eine klare Anschauung der Verhältnisse lebt, welche mit der Einwanderung der Dorier zu Grunde gegangen sind, daß der Palast und die Mauern und

Thore der Burgbefestigung und die eingelegten Gold- und Silberarbeiten beschrieben werden, so wird man unsere Auffassung durchaus nicht allzu kühn finden.

Wie es kommt, daß bei Homer die gesammten vor Troja vereinigten Griechen Achäer oder gelegentlich Danaer heißen, wissen wir nicht; ebenso wenig ist es ja aufgeklärt, woher die später alle Griechenstämme zusammenfassenden Namen der Hellenen oder Griechen (Graikoi) stammen. Sonst heißt speciell die Argolis achäisch und werden in Thessalien und auf Kreta Achäer genannt. Es ist kein Zweifel, daß unter jenem Gesammtnamen eine Menge einzelner Stämme begriffen waren. Homer selbst nennt aus Böotien die Minyer (Orchomenos), aus Thessalien die Myrmidonen, das tapfere Volk Achill's. Wenn wir unter den Achäern einen besondern Stamm zu verstehen haben, der durch seine Bedeutung seinen Namen den andern mit übertrug, so sind dieselben jedenfalls die speciellen Unterthanen der argivischen Könige gewesen und am nächsten den Joniern verwandt. Mit dem Namen der Jonier ist der angestammte Sinn für Seefahrt und eine aufgeklärte feine Cultur verknüpft. Die Jonier haben nachweislich beim Einbruch der Dorier Attika in Besitz behalten; sie sind es also, welche hier schon vorher an der mykenischen Cultur lebhaften Antheil nahmen. [1] Durch die Flüchtlinge aber, welche bei der Vernichtung dieser Cultur aus Griechenland nach Kleinasien gingen, entwickelte sich dort in erster Linie eine ionische Cultur; und diejenigen Kunstformen, welche als eine directe Fortbildung der mykenischen dastehen, die rhodischen und protokorinthischen Vasen, erweisen sich mehr und mehr als ionische Erzeugnisse. Schließlich, last not least, sind

[1] Menidi (Kuppelgrab, s. oben) und Spata (Felsgräber, „Athenische Mittheilungen", 1877) liegen in Attika. Auf der Akropolis von Athen stehen Reste der cyklopischen Burgmauer und sind in den letzten Jahren neben dem Erechtheion auch Theile des alten Palastes und überall mykenische Vasenscherben zu Tage gekommen.

ja auch die homerischen Gedichte wol von Anfang an in ionischer Sprache gesungen worden.

Wir fassen das Dargelegte kurz zusammen. Die mykenische Cultur herrscht an der Ostküste von Griechenland und über die Inseln bis nach Kleinasien hin. Sie zeigt stark asiatischen Charakter, aber zugleich genug schwerwiegende Uebereinstimmungen mit Homer, um sicherzustellen, daß mit den homerischen „Achäern" die Vertreter der mykenischen Cultur gemeint sind. Es stellt sich nun heraus, daß diese „Achäer" aus verschiedenen Stämmen Achäern, Joniern, Minyern und andern gemischt sind. Die gleichmäßige Verbreitung der Cultur erklärt sich aus der zeitweiligen Vereinigung der verschiedenen Stämme zu einem Seebunde, welcher nach Niederwerfung der Widerstrebenden, besonders Trojas, zum ersten mal einen friedlichen Handelsverkehr im ägäischen Meere begründete.

Diese Cultur hat ungefähr die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. ausgefüllt. Sie ist durch die Einwanderung der Dorier vernichtet worden. Die „Achäer" sind großentheils auf die Inseln und nach Kleinasien ausgewandert. Dort lassen sich auch die Weiterbildungen des mykenischen Kunststils verfolgen.

Die Anfänge der homerischen Dichtung gehören noch der mykenischen Blütezeit an, ihre Fortsetzung und Ueberarbeitung ist nach der dorischen Wanderung erfolgt, weshalb das Epos fast durchweg den Stempel dieser spätern Zeit trägt.

Berichtigungen und Nachträge.

Seite 60. Abb. 28. Ein anderes Elfenbeinstück („Ilios" S. 473 Nr. 521) das leider Fragment ist, zeigt anscheinend den obern Theil eines Langschwertes.

Seite 72. Wahrscheinlich sind in Troja keine Säulen anzunehmen, vgl. S. 376 fg.

Seite 97, Zeile 8 v. u., statt: Schriftsprache, lies: Schrift.

Seite 101. Aus den bei den letzten Ausgrabungen gefundenen mykenischen Scherben ist nicht zu schließen, daß der mykenische Stil in Troja erst spät in der dritten Schicht auftrete. Die Anfänge desselben werden durch die Gestalt des Palastes und der neuen Thore nach wie vor in die zweite Schicht gewiesen.

Seite 145, Zeile 6 v. o., statt: 321, lies: 191. 302.

Seite 147 und 358 das Pflanzenornament in den Zwickeln der Spiralen wird nicht als Palmbüschel, sondern als stilisirte Lotosblume aufzufassen sein.

Seite 150, Anm. 2, statt: 1888, lies: 1889, S. 119 fg.

» 158, » 1, st.: Mykenische, l.: Vorhellenische

» 197, Zeile 13 v. u., st.: Hellenikos, l.: Hellanikos.

» 380, Anm.: zu Erman, Aegypten u. s. w. ist hinzuzufügen: S. 81.

Verzeichniß der Abbildungen.

(Die mit einem Stern [*] bezeichneten werden in diesem Buche zum ersten male oder, wie Nr. 234, 255, 267, zum ersten male in ihrer jetzigen Gestalt veröffentlicht.)

Seite

*Bildniß von Dr. Heinrich Schliemann . . . . . (Titelbild)
*Bildniß von Frau Sophie Schliemann 26

Karten und Pläne.

*I. Karte der Troas (nach Kiepert) 116
II. Plan der Burg von Troja (nach Schliemann, „Troja", Plan VII) 116
III. Plan der Pergamos von Troja (nach Dörpfeld, in Schliemann, „Bericht über die Ausgrabungen im J. 1890") 116
*IV. Karte der Argolis (nach Steffen, „Karten von Mykenä", 1884) . 164
V. Plan der Oberburg von Tiryns (Schliemann, „Tiryns", Nr. 125) 164
*VI. Plan der Burg von Mykenä (nach Steffen a. a. O., und Dörpfeld, „Πρακτικά", 1886) 344
VII. Karte von Ithaka (nach Schliemann, „Ithaka" ꝛc., 1869) . . . 366

Andere Abbildungen.

Troja. Topographie.

1. Felskanal der Skamanderquelle bei Hissarlik (Schliemann, „Ilios", Nr. 1480) 43
2. Hissarlik von Kumköi aus gesehen („Ilios", Nr. 1) 47

Aelteste Stadt.

3. Kupferne Messerklinge („Ilios", Nr. 118) 52
4—6. Bronzene Haarnadeln („Ilios", Nr. 104. 106, „Troja" Nr. 12) 52
7. 8. Steinäxte („Ilios", Nr. 91. 92) 53
9. Meißel aus grünem Nephrit („Troja", Nr. 10) 53
10—13. Messer aus Feuerstein („Ilios", Nr. 95—98) 54
14. Schwarzes Thongefäß („Ilios", Nr. 23) 54
15. Schwarze Schale („Ilios", Nr. 38) 55
16. Schwarzer Becher („Troja", Nr. 6) 56
17. Schwarzer Krug („Troja", Nr. 5) 56
18—21. Bruchstücke von Schalen („Ilios", Nr. 28. 32—34) 57

Seite

22. 23. Bruchstücke von Schalen mit eingeritzten Augen („Troja", Nr. 1. 2) 58
24. Spinnende Frau („Troja", Nr. 144) 58
25—27. „Spinnwirtel" aus Thon („Ilios", Nr. 67. 68. 70) 59
28. Elfenbeinerne Nachbildung eines kurzen Schwertes („Ilios" Nr. 142) 60

Zweite Stadt.

29. Unterbau der Burgmauer neben dem Südwestthore mit der Rampe („Troja", Nr. 15) [Separatbild] 61
30. Durchschnitt des Thurmes GM („Troja", Nr. 16) 62
31. Grundriß des Südthores FN a. d. neuen Plane III, NF a. d. alten II („Troja", Nr. 18) 63
32. Grundriß des Südwestthores („Troja", Nr. 17) 66
33. Ausfallpforte in der Westmauer („Bericht über 1890", Fig. 2) . 68
*34. Grundriß des Palastes mit Hof und Thor (nach „Tiryns", Nr. 115 und unserm Plan III) 70
35. Anten- und Wandconstruction des Palastes („Troja", Nr. 27) . 72
36. Der große Schatz („Ilios", Nr. 14) [Separatbild] 76
37. Goldenes Diadem („Ilios", Nr. 685) 77
38. Goldenes Diadem („Ilios", Nr. 687) 78
39. Goldene Kopfbinde („Ilios" Nr. 767) 79
40. Goldener Armring („Ilios", Nr. 691) 80
41—44. Goldene Ohrringe („Ilios", Nr. 694. 698. 704. 707. 708) . 81
45—47. Silberbarren („Ilios", Nr. 787. 789. 791) 82
48. 49. Silberne Vasen („Ilios", 783. 784) 82
50. Goldener Becher („Ilios", Nr. 772) 83
51—53. Lanzenspitzen („Ilios", Nr. 801. 803. 804) 84
54. 55. Streitäxte („Ilios", 806. 810) 85
56. Goldener Schieber („Ilios", Nr. 836) 86
57. Scheibe aus Goldblech („Ilios", Nr. 904) 86
58. Goldenes Ohrgehänge („Ilios", Nr. 920) 86
59. Goldenes Armband („Ilios", Nr. 873) 86
60. 61. Goldene Haarnadeln („Ilios", Nr. 834. 835) 87
62. Goldener Adler („Ilios", Nr. 924. 926) 87
63. Idol aus Blei („Ilios", Nr. 226) 88
64. Kupferne Messerklinge („Ilios", Nr. 965) 89
65. Elfenbeingriff („Ilios", Nr. 517) 89
66. Silberner Dolch („Ilios", Nr. 901) 90
67. Kupferne Pfeilspitze („Ilios", Nr. 931) 90
68. Gußform aus Glimmerschiefer („Ilios", Nr. 599) 91
69—71. Gesichtsvasen („Ilios", Nr. 986—988) 92
72—74. Thiervasen („Ilios", Nr. 338—340) 93
*75. Vasenscherbe (nach Originalzeichnung von Hofmann) 93

Seite

76. Schnabelkanne („Ilios", Nr. 362) 94
77. Dreifacher Becher („Ilios", Nr. 356) 94
78. Becher aus Thon („Ilios", Nr. 321) 95
*79. Stein zum Aufwickeln eines Fadens (nach Originalzeichnung von Hofmann) 95
80. 81. Amulette aus Stein („Ilios", Nr. 205. 197) 95
82. Obertheil einer Thonfigur („Ilios", Nr. 193. 194) 96
83. 84. Thoncylinder („Ilios", Nr. 492. 499) 97
85. Thönerner Griff einer Bürste („Ilios", Nr. 488) 98
86. Haken aus Thon („Ilios" Nr. 343.) 98
87. 88. Steinperlen („Ilios" Nr. 635. 637) 98

Dritte Ansiedelung.

89. Becher oder Kelle („Ilios", Nr. 1375) 100
90. Becher („Ilios", Nr. 1380) 100

Das griechisch-römische Ilion.

91. Bemalte Topfscherbe („Ilios", Nr. 1432) 103
92. Bemalte Topfscherbe („Ilios", Nr. 1434) 104
93. Münze von Ilion („Ilios", Nr. 1481) 104
94. Kapitell, Triglyph und Geison des Athenatempels („Troja", Nr. 109) 105
*95. Metope vom Athenatempel (nach Originalzeichnung von Hofmann) 107

Die Grabhügel in der Skamander-Ebene.

96. Der Tumulus Iu-tepe („Ilios", Nr. 1512) 108
97. Der Tumulus Ubschek-tepe („Ilios", Nr. 1516) 109

Tiryns.

98. Stück der westlichen Burgmauer („Tiryns", Nr. 136) 122
99. Stein mit Bohrloch („Tiryns", Nr. 133) 123
100. Querschnitt durch die Südmauer („Tiryns", Nr. 126) 125
101. Grundriß der Ostmauer von Tiryns („Tiryns", Nr. 128) . . 126
102. Grundriß der Mauer von Karthago („Tiryns", Nr. 129) . . 126
103. Blick in die Galerie der Ostmauer („Tiryns", Nr. 132) . . . 128
104. Die Treppe des Nebenaufganges („Tiryns", Nr. 131) 129
105. Querschnitt durch die Opfergrube („Tiryns", Nr. 138) 134
106. Der Männersaal mit Vorsaal und Halle („Tiryns", Nr. 113) . 135
107. Eingang zur Vorhalle des Megaron („Tiryns", Nr. 114) . . 136
108. Muster des Fußbodens im Megaron („Tiryns", Nr. 116) . . 137
109. Grundriß des Badezimmers (nach „Tiryns", Nr. 117) 139
110. Alabasterfries, restaurirt (nach „Tiryns", Taf. IV) 146
111. Glaspaste von Menidi (nach „Tiryns", Taf. IV) 146
112—115. Wandmalereien aus dem Palaste (nach „Tiryns", Taf. V. VI. XI. XIII) . . . . . 147—149
116. Münze von Katane (nach „Jahrb. d. arch. Inst." 1889, S. 119) 150

Seite

117. Thongefäß („Tiryns", Nr. 1) 152
118. Becher von Thon („Tiryns", Nr. 6) 152
119. Bruchstück eines großen Thongefäßes („Tiryns", Nr. 9) . . . 153
120. Tiefer Teller von Thon („Tiryns", Nr. 10) 153
121. Garnwickel aus schwarzem Stein („Tiryns", Nr. 12) 153
122. Sogenannte Bügelkanne („Tiryns", Nr. 57) 155
123. Vase („Tiryns", Nr. 48) 155
124. Becher („Tiryns", Nr. 27) 156
125—129. Vasenscherben mykenischen Stils („Tiryns", Nr. 41—43. 23. 36) 156 157
130. Bruchstück einer Vase (nach „Tiryns", Taf. XIV) 158
131. Idol aus Thon („Mykenä", Nr. 112) 160
132. Idol aus Thon (nach „Tiryns", Taf. XXV[d]) 160
133. Weibliche Figur aus Thon („Tiryns", Nr. 76) 161
134. Weibliche Figur aus Thon (nach „Tiryns", Taf. XXV[c]) . . . 161
135. 136. Vasenscherben des sogenannten Dipylonstils („Tiryns", Nr. 18. 20) 162 163
137. Gefäß mit braunen parallelen Linien („Tiryns", Nr. 143) . . 164
138. Fragment einer Dose („Tiryns", Nr. 33) 164
139. Dorisches Kapitell vom spätern Tempel („Tiryns", Nr. 122) . 165

Mykenä.

140. Cyklopische Mauern („Mykenä", Nr. 17) 170
141. Mauern aus Quadern („Mykenä", Nr. 19) 170
142. Mauern aus polygonalen Steinen („Mykenä", Nr. 18) . . . 170
143. Das Löwenthor („Mykenä", III) [Separatbild] 173
144. 145. Durchschnitt und Grundriß des sogenannten Atreusgrabes (nach „Athen. Mitth." 1879, Taf. XI.) 176
146. Halbsäule und Kapitell des sogenannten Atreusgrabes, reconstruirt (nach Seemann, Kunstbist. Bilderbogen Nr. 1. 5.) . 177
147. Kuppelgrab, von Frau Schliemann ausgegraben („Mykenä", V) [Separatbild] 181
*148. Blick auf das Gräberrund (nach einer im April 1889 aufgenommenen Photographie) [Separatbild] 184
149. Altar über dem IV. Grabe („Mykenä", Plan F) 187
*150. Querschnitt eines Grabes (nach meinem Entwurf) 191
151. Kupferne Verkleidung des Balkenkopfes („Mykenä", Nr. 323) . 192
152. Grabstele vom V. Grabe („Mykenä", Nr. 141) 202
153. Grabstele vom V. Grabe („Mykenä", Nr. 140) [Separatbild] . 203
154. Grabstele vom V. Grabe („Mykenä", Nr. 24) 205
155. Grabstele vom II. Grabe („Mykenä" Nr. 142) [Separatbild] . 207
156. 157. Bruchstücke von Grabstelen („Mykenä", Nr. 143. 144) 207. 208

Seite

Grab I und III.

*158. Goldenes Diadem aus Grab I (nach meiner Skizze) 211
159. Goldenes Diadem aus Grab III („Mykenä", Nr. 282) 212
*160. Goldenes Gehänge aus Grab I (nach meiner Skizze) 213
161. Goldenes Gehänge aus Grab III („Mykenä", Nr. 283) . . . 213
*162. Goldenes Gehänge aus Grab III (nach meiner Skizze) . . . 213
163. Goldenes Diadem aus Grab III („Mykenä", Nr. 281) [Separatbild] 215
*164. Rückseite eines Gehänges aus Grab III (nach meiner Skizze) . . 214
*165. Anhängsel der Gehänge aus Grab III (nach meiner Skizze) . . 214
166. Goldenes Kreuz aus Grab I („Mykenä", Nr. 231) 217
*167. 168. Glasperlen aus Grab I (nach meiner Skizze) 219
*169. 170. Thonidole aus Grab I (nach meiner Skizze) 219
171—176. Thonvasen aus Grab I (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongefäße", 1879, Taf. I—III, Nr. 1. 8. 9. 11. 12) 220—222

Grab III.

177. 178. Goldene Kreuze („Mykenä", Nr. 285. 291) 224 225
179—182. Goldblätter („Mykenä", Nr. 239. 240. 246. 248) 226—227
183. 184. Goldbleche („Mykenä", Nr. 264. 266) 229
185. Fliegender Greif aus Goldblech („Mykenä", Nr. 272) 229
186. 187. Sphinx und Tintenfisch aus Goldblech („Mykenä", Nr. 277. 270) 230
188. 189. Aphroditebilder aus Goldblech („Mykenä", Nr. 267. 268) 230
190. Sitzende weibliche Gestalt aus Goldblech („Mykenä", Nr. 273) . 231
191. Tempelchen aus Goldblech („Mykenä", Nr. 423) 232
192—194. Goldene Ohrgehänge („Mykenä", Nr. 295. 296. 293) . . 234
195. Goldene Haarnadel mit silbernem Stift („Mykenä", Nr. 292) . 235
196. Bergkrystallknopf („Mykenä", Nr. 307. 308) 236
197. Bernsteinperlen („Mykenä", Nr. 355) 237
198. 199. Goldene Ornamente von Halsketten („Mykenä", Nr. 297. 298) 238
200—202. Goldene Schieber („Mykenä", Nr. 253—255) 238
203. Wage aus Goldblech („Mykenä", Nr. 301. 302) 240
*204. Bronzene Messerklinge (nach meiner Skizze) 241
205. Alabasterlöffel („Mykenä", Nr. 325) 241
206. 207. Goldener Becher und Dose („Mykenä", Nr. 317. 318) . . 242
*208. Gefäßscherbe mit Kriegerkopf (nach meiner Skizze) 243
209—211. Goldene Gefäße („Mykenä", Nr. 320—322) 243
212. Helm der Schardana (Milchhoefer, „Anfänge der Kunst", Nr. 60[a]) 244
213. Thonvase („Mykenä", Nr. 324) 244

214. Thonvase neben dem III. Grabe gefunden (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongefäße", Taf. IV, Nr. 16) . . . 245

Seite

Grab II.

215. Goldener Becher („Mykenä", Nr. 453) 247
216. Bronzene Lanzenspitze („Mykenä", Nr. 441) 248
*217. Goldenes Band (nach meiner Skizze) 248
218. 219. Thonvasen (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongefäße", Taf. IV, 14. 13) 249 250

Grab IV.

220. Goldenes Diadem („Mykenä", Nr. 337) 252
*221. Goldenes Diadem (nach meiner Skizze) 253
*222—224. Blätter von goldenen Kreuzen (nach meiner Skizze) . . . 254
225—227. Goldene Haarnadeln („Mykenä", Nr. 360—362) 255
228. Goldener Knopf einer Haarnadel („Mykenä", Nr. 309[a]) . . . 256
229. Goldenes Armband („Mykenä", Nr. 336) 256
230. 231. Goldene Ringe („Mykenä", Nr. 333—335) 257
*232. Lage der fünf Leichen im Grabe (nach meinem Entwurf) . . . 259
233. Goldene Maske („Mykenä", Nr. 331) 263
*234. Goldene Maske (nach 1889 aufg. Photographie. Vgl. „Mykenä", Nr. 332) 264
*235. Goldband (nach meiner Skizze) 266
*236. Goldener Gamaschenhalter (nach meiner Skizze) 267
237. 238. Dolchklinge in eingelegter Arbeit, Vorderseite (Milchhoefer, „Anfänge der Kunst", S. 145) Rückseite (Bulletin de correspondance hellénique 1886, Taf. II, 4) 268 269
239. Schwertgriff („Mykenä", Nr. 467) 273
240. Goldener Knauf von einem Schwertgriff („Mykenä", Nr. 428) 273
*241. Schwertgriff mit Knauf, reconstruirt (nach meinem Entwurf) . 274
242. 243. Knöpfe mit Goldblech überzogen („Mykenä", Nr. 377. 383) 275 276
244. Goldenes Schwertband („Mykenä", Nr. 354) 277
245. Goldener Verschlußstab von demselben („Mykenä", Nr. 468) . . 277
246. Schaftring aus Goldblech („Mykenä", Nr. 359) 278
247. Pfeilspitze aus Obsidian (aus „Mykenä", Nr. 435) 278
248. Doppelknopf (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1888, Taf. IX, 8) 279
249. Goldene Löwenmaske („Mykenä", Nr. 326) 279
250. Silberner Ochsenkopf („Mykenä", Nr. 328) [Separatbild] . . 279
251. Goldener Becher („Mykenä", Nr. 347) 281
252. Silberner Becher (nach Baumeister, „Denkmäler", Nr. 1218[a]) . 282
253. Taubenbecher (nach „Mykenä", Nr. 346, und Helbig, „Homer. Epos", 2. Aufl., Fig. 157) 283
254. Goldener Becher („Mykenä", Nr. 339) 284
*255. Alabastervase (nach 1889 aufgen. Photographie. Vgl. „Mykenä", Nr. 356) 286

Seite

256. Kleine goldene Kanne („Mykenä", Nr. 341) 286
257. Vasenscherbe (nach Furtwängler-Löschcke, „Mykenische Thongef.", Taf. VI, 31) 287
258. Große kupferne Kanne („Mykenä", Nr. 436) 288
259. Kupferner Kessel („Mykenä", Nr. 438) 288
260. Hirsch als Gefäß („Mykenä", Nr. 376) 289
261. Ochsenkopf aus Goldblech („Mykenä", Nr. 329) 290
262. Eingelegter Griff („Mykenä", Nr. 451) 290
*263. Oberes und unteres Ende eines Scepters (nach meiner Skizze) 291
*264. Kupfernes Beil (nach meiner Skizze) 291
265. Schleife aus Alabaster („Mykenä", Nr. 352) 292

Grab V.

266. Goldene Maske („Mykenä", Nr. 474) 295
*267. Goldene Maske (nach 1889 aufgen. Photographie. Vgl. „Mykenä", Nr. 473) 296
268. Goldene Brustdecke („Mykenä", Nr. 458) [Separatbild] 296
269. Goldenes Band („Mykenä", Nr. 459) 297
270. Rundes Goldblatt („Mykenä", Nr. 481) 298
271. Goldenes Schwertband („Mykenä", Nr. 455) 299
272. 273. Goldene Knöpfe („Mykenä", 485. 486) 299
274—276. Goldene Kästchenwände („Mykenä", Nr. 470—472) . . 300
*277. Holzboden eines Kästchens (nach meiner Skizze) 301
278. Doppeladler von Goldblech („Mykenä", Nr. 480) 302
279. 280. Goldene Becher („Mykenä", Nr. 476. 477) 303 304
281—283. Schwerter („Mykenä", 447—449) 305
284. Verzierte Schwertklinge (nach „Ἀθηναῖον", Bd. X) 305
285. 286. Eingelegte Dolchklinge, Vorder- und Rückseite (nach „Athen. Mitth.", 1882, Taf. VIII) 307
287. Dolchklinge mit Griff (nach Bulletin de correspondance hellénique 1886, Taf. III, 1) 308
288. Knauf und Hälfte der Parirstange („Mykenä", Nr. 462) . . . 309
289. Thonvase („Mykenä", Nr. 527) 310
*290. Bruchstück eines hölzernen Schildes (nach meiner Skizze) . . . 311

Grab VI.

291—293. Thonvasen (nach Furtwängler und Löschcke, „Mykenische Thongefäße", Taf. XI 56, IX 44, VIII 43) . . . . . 313—315

Außerhalb der Gräber.

294. Goldener Becher („Mykenä", Nr. 528) 320
295. Großer Goldring (nach „Arch.-Ztg." 1883, S. 169. Vgl. „Mykenä", Nr. 530) 321
296. Goldring („Mykenä", Nr. 531) 323

Seite

297. Vier Seiten eines Formsteins von Basalt („Mykenä", Nr. 163) 324
298. 299. Vasenscherben („Mykenä", Nr. 45. 70) 325
300. 301. Große Kriegervase (nach Furtwängler und Löschcke, „Vorhellenische Thongefäße", 1886. Vgl. „Mykenä", Nr. 213. 214) [Separatbilder.] 326
302. Block aus Porphyr (Mykenä, Nr. 151). 392

Mykenä. Amyklä.

Der Palast zu Mykenä.

303. Gemalte Verzierung des Herdes im Megaron (nach Πρακτικὰ", 1886) 333
304. Wandmalerei; drei eselsköpfige Gestalten (nach „Ἐφημερὶς ἀρχαιολ.", 1887, Taf. X) 335
305. Malerei auf einer Kalktafel: opfernde Frauen (nach „Ἐφημερὶς ἀρχαιολ.", 1887, Taf. X) 336
306. Inselstein von Kreta (Milchhoefer, „Anfänge der Kunst", Nr. 44[b]) 337

Die Volksgräber in der Unterstadt.

307. Idol aus Glasfluß (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1888, Taf. VIII, 9 . . 341
308. Elfenbeinplatte, männlicher Kopf (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1888, Taf. VIII, 12) 342
309. Weibliche Gestalt, Elfenbeinplatte (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1888, Taf. VIII, 1. 2) 343
310. Männliche Köpfe von einem Silberbecher (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1888, Taf. VII, 2) 344
311. Bronzene Sicherheitsnadel (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1888, Taf. IX, 1.) 345

Das Kuppelgrab bei Amyklä.

312. Goldbecher aus Amyklä mit der unter 314 abgebildeten Darstellung 348
313. 314. Zwei Goldbecher aus Amyklä (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1889, Taf. IX), [Separatbild] 349
315. Bronzebeil aus dem Kuppelgrabe (nach Ἐφημ. ἀρχ., 1889, Taf. VIII, 1) 351
316. Geschnittener Stein aus dem Kuppelgrabe (nach Ἐφημ., ἀρχ., 1889, Taf. X, 26) 351

Orchomenos.

317. Grundriß des sogenannten Schatzhauses des Minyas (nach Zeitschr. für Anthropologie, 1886, S. 377, Fig. 1) 354
318. Rückseite des Eingangs (Ebendas., S. 377, Fig. 2) 355
319. Eingang zur Grabkammer (Ebendas., S. 377, Fig. 3) 356
320. Längsschnitt durch die Nebenkammer (Ebendas., S. 378, Fig. 5) 357
321. Muster der Decke aus der Grabkammer (Schliemann, „Orchomenos", Nr. 1) [Separatbild] 358

Register.

Aahotep, Dolchklinge 308.
Achäer 369. 371.
Achilleus' Schild 271 fg.
— Grab 108.
Adler 87 fg. 323.
Aegyptischer Hals- und Brustschmuck 80. 81. 85. 96. 214. 297. 341.
Aegyptische Bärte und Perrücken 343.
— Gartencultur 283.
— Gefäße 83. 115.
— Kunst 90. 102. 114. 202. 207. 223. 230. 241. 306. 350.
Aegyptischer Kyanos 145.
Aegyptisches Porzellan 243. 249. 309.
— Reich 378.
Aegyptische Schurze 350. 378.
— Schwertklingen 308.
— Skarabäen 338. 379.
Aeneas 32.
Aëtos auf Ithaka 361.
Agamemnon 189. 195—199. 384.
Ahura-Masda 236.
Akontion (Orchomenos) 353.
Akrisios, König von Argos 118.
Alabaster als Wandverkleidung 144 fg. 180.
Alabasterknauf 272.
Alabasterlöffel 241.
Alabastersäulen 176. 181.
Alabasterschleifen 292.
Alabastervasen 285 fg. 297. 303.
Alexander d. Gr. in Troja 32.
Algen 221. 325. 369.
Alkinoos' Palast 184. 372.
Altar 32. 113. 134. 173. 187. 337. 365.
Amenhotep III. 338. 379.
Amethyst 238. 347 fg.
Amyklä (Vasio) 150. 182. 192. 195. 239. 325. 345 fg.
Anten 67. 72. 132. 334.
Antenblöcke (s. Basen).
Aphrodite 233. 341.
Argos 117.
Armbänder 81. 85 fg. 248. 256. 265 fg. 296 fg. 303. 348.
Assyrisches 56. 173 fg. 223. 236. 378.
Astarte 88. 230.
Asteris bei Ithaka 360 fg.
Athen 38. 68. 74. 101. 114. 134. 340. 388.
Athena, ilische 104.
Atreus' sog. Schatzhaus 175 fg. 195 fg.
Ausfallpforte 68. 130.
Austerschale 310.

Babylonien 56. 112.
Badezimmer 138.
Balidagh bei Troja 36—39.
Balken (s. Holzbalken).

Balkenkopffries 173. 177.
Bank, gemauert 140. 331.
Bart 263 fg. 294. 326. 342. 344.
Basalt 323.
Basis von Anten und Säulen 69 fg. 72. 132. 135. 137. 141—143. 176. 331. 332.
— am Löwenthor 173. 337.
— in Orchomenos 356.
Baticia-Tumulus bei Troja 110.
Becher von Alabaster 303.
— von Gold 83. 242. 247. 281. 283 fg. 302 fg. 312. 320. 348 fg.
— von Silber 282. 344.
— von Thon 56. 94 fg. 100. 152. 156. 312. 314. 347.
Beil 291 fg. 348. 351.
Bergkrystall 236. 274. 290 fg.
Bernstein 237. 257. 274.
Bestattung 101. 110 fg. 180. 194. 340. 347. 358. 369. 372.
Bogen als Waffe 257 fg. 278.
Bohren 98. 123. 143 fg.
Breccia 131. 143.
Bronzemischung 84. 312.
Bronzeschmuck der Kuppelgräber 178 fg. 356. 373.
Brustdecke 260 fg. 295 fg. 297 fg.
Brustgehänge 210—215.
Brustwarzen 220. 296. 298.
Bügelkanne 155. 379.
Bunarbaschi bei Troja 36 fg. 109.
Burgmauer 373.
— von Karthago 126.
— von Mykenä 169 fg.
— von Tiryns 119. 122 fg.
— von Troja 51. 60 fg. 99. 107.
Bürste aus Thon 97 fg.
Byzantinische Gräber 164.
— Kirche 132. 164 fg.

Cap Rhoiteion bei Troja 40 fg.
— Sigeion bei Troja 40 fg. 108.
Caricaturen 337.
Chaldäische Cylinder 322.
Chausseen 168.
Chavos-Bach bei Mykenä 166.
Cyklopen 122.
Cyklopische Mauern 169 fg. 184.
Cypern 84. 90. 94. 158. 233.

Dach 65. 67. 73. 233.
Dämonen 335. 337. 340.
Danaos 375.
Daskalion bei Ithaka 360.
Decke aus Platten 190 fg. 347. 357 fg.
Demeter, Thonidol 342.
Demetrios von Skepsis über Troja 33 fg.
Depas amphikypellon 94 fg.
Diademe 77 fg. 209—216. 230. 252—255. 338.
Dimini (Volo), Kuppelgrab 182. 194.
Dipylongefäße 159. 161 fg. 327. 334. 372.
Dolch 84. 90. 268—272. 304—308. 312. 347 fg.
Doppeladler 228 fg. 302.
Doppelaxt 290. 321 fg. 370.
Dorier 369. 386. 389.
Dose aus Gold 242 fg.

Eberzähne 310.
Eingelegte Arbeit (Inkrustation) 268 fg. 282. 290. 304 fg. 308. 344. 373 fg. 382 fg.
Eingeritzte Verzierungen 57. 218.
Eisen 142. 345. 348. 369.
Elektron 98.
Elensis 153 fg.
Elfenbein 60. 89. 115. 339. 342 fg.
Elias-Berg bei Mykenä 118. 166.
Ennius über Troja 32 fg.
Ente 305 fg.
Entlastungsdreieck 177 fg. 179 fg. 181.
Estrich, (s. Fußboden aus Lehm, aus Kalk)
Etruskisches 79. 90. 100. 223.

Eumaios' Schweineställe 364 fg.
Euripides' Besuch in Mykenä 197.
Eurysthens, König von Mykenä 118.

Fenster 125. 126. 233.
Feuernekropole 21—23.
Fibel 52. 327. 345. 369.
Fingerringe 99. 257. 320 fg. 322 fg. 345. 348.
Firnismalerei auf Vasen 159. 219 fg. 244. 249. 313. 316 fg. 327.
Fische 242. 306.
Formstein 91. 324.
Frauenwohnung 73 fg. 140. 334. 335.
Füchse 228 fg.
Fußboden aus Kalk 132. 133. 141. 330. 331. 332. 334.
— aus Kies 70.
— aus Lehm 65. 70. 141. 151.
— aus Stein 138. 331 332.

Galerien in den Burgmauern 76. 124 fg. 171 fg.
Gamaschen 326.
Gamaschenhalter 267. 303. 312.
Garnwickel 95 fg. 153.
Geschnittene Steine 238. 327. 337. 340. 346. 347. 348.
Gesichtsvasen 92. 100.
Gespann 158. 202 fg. 257.
Glasfluß 145. 218. 347.
Glasvase 345.
Goldblech als Gewandschmuck 86. 226 fg. 297 fg. 302.
Götterbilder 79. 88. 95. 96. 159 fg. 218. 230. 231. 321. 337. 341 fg.
Grabhügel (Tumuli) 44. 108 fg.
Grabkammer (s. Nebenkammer).
Granit 323.
Grätenornament 247.
Greif 228. 268.
Großer Schatz von Troja 75—85.
Gulas bei Orchomenos 353.
Gußform (s. Formstein).

Haarnadel 52. 60. 87. 103. 229. 231. 235. 236. 255. 256.
Haartracht 342.
Haken aus Thon 97.
Hakenkreuz 89. 163. 275.
Halbsäule 176 fg. 181.
Halsketten 59. 81. 85 fg. 89. 92. 96. 218. 237 fg. 257. 297. 302. 321. 338. 343. 347.
Hanaï-tepe bei Troja 33. 112 fg.
Hellanikos 31.
Hellespont 29. 34. 39. 40. 107.
Helm 243 fg. 258. 326. (342.)
Henkel, älteste Formen 51. 56. 83. 110. 151.
Hera 159. 341.
Heraion 182. 194.
Herakles 118.
Herd 71. 138. 140. 332. 333. 335.
Herodot über Troja 31 fg. 34.
— über die Etrusker 100.
Hesiod's Grab 355. 356.
Hirsch 228 fg. 258. 289.
Hissarlik, Bedeutung des Namens 46.
Hittitisches 97. 203.
Hochstraßen 119. 168.
Hof (Aule) des Palastes 69. 132 fg. 140. 331.
Holzbalken im Bau 62. 64 fg. 68. 71 fg. 73. 74. 141 fg. 191 fg. 331.
Holzbohlen als Wandverkleidung 136 fg. 138 fg. 144.
Homer über Troja 28—31. 34 fg.
— über achäische Kultur 371—374.
Hundsköpfe als Henkel 320. 327.
Hypantheion in Orchomenos 354.

Jagd 257. 268.
Jalysos 379.

Idole 79. 88. 95. 96. 100. 159 fg. 218. 230. 231. 321. 337. 341 fg.
Ilieon kome bei Troja 33.
Inachos-Fluß in der Argolis 117.
Inſelſteine (ſ. geſchnittene Steine).
In-tepe, ſog. Grab des Ajas 108.
— — Asmak, alte Skamandermündung 40.
Joch 158.
Joniſches 292. 388.

Kabiren 134. 371 fg.
Kaliſatli-Asmak 40.
Kalkeſtrich 132. 133. 141. 330. 331. 332. 334.
Kalkverputz 141. 143. 145. 331. 332.
Kalktafel 336 fg.
Kallikolone bei Troja 33.
Kamm 256.
Kampf 238. 257.
Kannen aus Gold 286.
— aus Kupfer 288.
— aus Silber 286.
— aus Thon 56. 94. 100. 155. 220 fg. 245. 250 313. 314.
Kantharos 100. 284 fg.
Kapitelle, mykeniſche 173. 177. 232. 292.
— doriſche 138. 165. (177).
Kappadokien 351.
Kariſches 270. 290. 370 fg.
Karthago, Burgmauer 126.
Käſtchen 298—302. 310.
Katane, Münze 150.
Katzen 228 fg. 304—307.
Kenotaphe 109. 111.
Kephalonia 360.
Kephiſos-Bach in der Argolis 117. 167.
Keſſel aus Kupfer 259. 287. 309.
Kirk gös bei Troja 37.
Knauf, an Schwertern 272—274.
— an Helmen 239. 244.
Knopf (mit Gold plattirt) 239. 259. 274. 276. 278. 297.
Kochtopf 54.
Kokoretza-Bach, bei Mykenä 167.
Koraxfelſen auf Ithaka 366.
Korinth 119.
Kreta 21.
Kreuze als Gewandſchmuck 217. 224 fg. 254.
Kriegerkopf 243. 342.
Kriegervaſe 326 fg.
Kriegswagen 158. 202—205. 257.
Kühe aus Thon 324.
Kuhkopf 280. 290. 322 fg.
Kupferne Waffen und Werkzeuge 51 fg. 84. 89. 90. 291.
— Gefäße 85. 287 fg. 309.
Kuppelgräber 175—183. 339. 345—347. 355—359.
Kureten 322.
Kyanos 145.
Kybele (Rhea) 231. 321 fg.

Lanze (Speer) 158. 203. 258. 259. 269. 277. 326.
Lanzenſpitze 84. 90. 246. 248. 312.
Leder 243. 266. 326.
Lehmdach 65. 73.
Lehmfußboden 65. 70. 141. 151. 375.
Lehmmörtel 48. 51. 61 fg. 64. 113. 123. 141. 188. 318. 330. 353. 357.
Lehmverputz 51. 63. 64. 65.
Lehmziegel 48 fg. 61 fg. 71. 74. 76. 113. 114. 121. 141. 353. 375.
Leinen 273.
Löffel 241.
Löwenjagd 238. 268 fg.
Löwenmaske 260. 279 fg.
Löwenthor 173 fg.
Lydien 378.
Lykien 122. 276.
Lyſimachos' Befeſtigung von Troja 32. 36. 106.

Marathon 20.
Masken aus Gold 224. 260—265. 279 fg. 294 fg.
Mattmalerei auf Thongefäßen 219 fg. 245 fg. 250. 314 fg. 316 fg.
Mauer (f. Burgmauer, Unterstadt).
Megapenthes, König in der Argolis 118.
Megaron 71. 138. 332.
Menidi 180. 182.
Messer aus Stein 54. 153. 245.
— aus Kupfer oder Bronze 52. 89. 241. 347. 348.
Metopen 107. 330.
Mindaros in Troja 32.
Minyas 353.
Minyer 354.
Molo auf Ithaka 365.
Muschel 222. 369.
Mütze mit Quaste 344.
Mykenisirende Goldsachen aus Troja 85—89.
Mykenische Scherben aus Troja 101.
— — aus Tiryns 155 fg.

Nadel (f. Fibel, Haarnadel).
Nauplia (Palamidi) 194.
Nebenkammer der Kuppelgräber 179 fg. 357.
Neion auf Ithaka 363.
Nephrit 52 fg.
Neriton auf Ithaka 364.
Nymphengrotte auf Ithaka 365.

Obsidian 153. 245.
Ochsenkopf 280. 290. 301. 322 fg.
Oelbaum 321. 350.
Ohrring 81. 99. 234.
Opfergrube 134. 186 fg. 335. 346. 369. 371.

Palamidi bei Nauplia 194. 246.
Palast 70—74. 130—151. 329—338.
Palme 212. 228. 244. 301. 325. 350. 369.
Panzer 326.
Papyrus (oder Lotus?) 147. 236. 282. 305. 358. 369.
Patroklos' Grab 103.
Pascha-tepe (Batieia-Grab) 110.
Pausanias über Mykenä 195,
— über Schatzhäuser 354 fg.
Pelops 194. 375.
Pergamenische Sculpturen 105 fg.
Perlen aus Bernstein 237. 257. 274.
— aus Glas 153.
— aus Stein 98. 347.
— aus Thon („Spinnwirtel") 58 fg. 153.
Perseia-Quelle 167.
Perseus, König von Mykenä 118. 374.
Pfanne 289.
Pfeilspitze 90. 153. 278.
Pflanzenkübel 282.
Pflaster von Steinplatten 66. 331. 332.
Pfosten 68. 131. 136. 172. 184. 331. 334. 357.
Pfostensteine (f. Basen).
Phönikisches 126 fg. 223. 231. 306.
Phorkyshafen 365.
Phrygien 173. 182 fg. 276.
Pinien 321.
Plattendecke auf Gräbern 190 fg. 347. 357 fg.
Plattenring (Gräberrund) 171. 183—187. 196.
Polis auf Ithaka 361 fg.
Polygonales Mauerwerk 169—171.
Polyp 221. 222. 325. 369.
Porphyr 178. 328.
Priamos' Palast 12. 16. 99.
Priamos-Tumulus bei Troja 110 fg.
Proitos, König in der Argolis 118.
Propyläen 67. 132.
Protesilaos 110. 194.
Protokorinthische Thongefäße 164. 388.

Quaderbau 107. 109. 110. 113. 119. 131. 169 fg. 175. 181. 182. 232. 331. 334. 346. 354 fg.
Quellen bei Troja 31. 37. 42 fg.
— des Skamander 43 fg.

Rampe 64. 65. 66. 75. 129.
Ramſes II. 380.
Ramſes III. 379.
Raſiermeſſer 344.
Reigen 162 fg.
Rheitron auf Ithaka 363.
Rhodiſche Thongefäße 103 fg. 388.
Riegel 131. 172.
Ringe (ſ. Fingerringe, Spiralringe).
Röcke der Frauen 231. 321. 336 fg. 343.

Sägen der Steine 142. 176.
Säulen (ſ. auch Halbſäulen) 72. 131. 132. 137. 141 fg. 173. 232. 331. 332.
Säulenhallen 70. 74. 127. 131. 133. 140.
Sardonyx 238.
Scepter 291 fg.
Schädelanalyſe 102.
Schakal 228.
Schale 55. 153.
Scharbana 244. 380.
Schatz des Priamos (ſ. Großer Schatz).
Schatzhäuſer und Gräber 198. 354 fg.
Schieber von Halsketten 85 fg. 238.
Schiefer 355.
Schiffslager 29. 34. 40.
Schild 158. 206. 258. 269 fg. 278. 309. 326. 337.
Schildriemen 270.
Schildzeichen 270. 279 fg. 370.
Schlüſſel 327.
Schmetterling 228. 239 fg.
Schnabelkanne 94. 100. 220. 314 fg.
Schuhe 350.
„Schule des Homer" auf Ithaka 363.
Schurz der Männer 258. 269. 350. 351.
Schwärzung der Gefäße 55.
Schwelle 69. 125. 131. 132. 136. 172. 331. 332. 333. 334.
Schwert 59 fg. 163. 203. 204. 238. 259. 267. 297. 304. 312.
Schwertband 276 fg. 298.
Schwertgriff 272.
Schwertſcheide 273.
Seeräuberei 38. 370.
„Sieben Städte" in Troja 47. 49 fg.
Siegel 97.
Silberbarren 82.
Silberner Dolch 90.
Silberne Gefäße 82 fg. 282. 286. 289. 297. 344.
Simois 30. 39. 44.
Skäiſches Thor 37. 43. 65 fg.
Skamander 29. 31. 39–41. 43 fg.
Skarabäus 338. 379.
Skelette 98. 102. 110. 194. 209. 210. 245. 251. 293. 312.
Sklaven-Beſtattung 246. 341.
Smalt (ſ. Glasfluß, Kyanos).
Spata in Attika 194. 342.
Sphinx 228. 344.
Spiegel 345. 347.
„Spinnwirtel" 58 fg. 98. 100. 153.
Spiralring 319. 322.
Sprengen der Steine 142.
Stavros auf Ithaka 362.
Steinerne Beile und Meißel 52. 85. 110.
Steinerne Meſſer und Sägen 54. 110.
— Pfeilſpitzen 153. 278.
— Verkleidung der Wände 144 fg. 178. 180. 190. 357. 384.
Stier 149. 319.
Strabo über Troja 35 fg.
— über Orchomenos 353.
Straußenei 311.
Streitaxt aus Stein 52 fg. 100. 110.

Streitaxt aus Metall 84 fg. 90. 100.
Streitwagen (f. Kriegswagen).
Svaſtika f. Hakenkreuz.
Syrien 112. 378.
Szara-Berg bei Mykenä 118. 166.

Taube 230. 232. 256. 283.
Tempel 105. 138. 164. 232. 256. 330.
Teppich als Thürvorhang 138. 338.
Textile Motive 138. 147 fg. 156. 358. 384.
Theater 36. 107.
Theſeus 75. 194.
Thiervaſen 91.
Thongefäße (f. auch Becher, Kannen, Firnis, Mattmalerei, Schalen, Vaſen).
— älteſte monochrome 55 fg. 110. 141. 151 fg. 154. 353. 375 fg.
Thonfiguren 96. 159. 161. 218 fg. 324.
Thor 64. 66 fg. 127 fg. 129. 131 fg. 172. 174.
Throsmos pedioio 30. 41.
Thür 69. 73. 125. 132. 136. 137 fg. 139. 175. 178. 179. 181. 332. 333. 334. 341. 346. 355. 357.
Thürangel 178. 332.
Thürſturz 68. 178. 181. 356.
Thurm 62. 63. 64. 65 fg. 110. 124. 168 fg.
Thutmes I. und III. 380.
Thymbra bei Troja 113.
Tintenfiſch 229 fg.
Töpferſcheibe 51. 152. 219. 245.
Treppe 110. 125. 127. 130. 140. 331. 333. 335.
Trichter 249.
Tſchoban tepe 109 fg.
Tumuli (f. Grabhügel).

Udſchek-tepe 109. 111.
Unterſtadt 71 fg. 122. 174 fg.

Vaſio (f. Amyklä).
Vaſen (f. auch Becher, Kannen, Schalen).
— aus Alabaſter 285.
— aus Glas 345.
— goldene 243.
— ſilberne 82.
— thönerne 91 fg. 100. 162—164. 244. 249. 287. 310. 313—315. 325. 326 fg. 331. 347. 353.
Verputz (f. Kalkverputz, Lehmverputz).
Verbrennung der Leichen 103. 111 fg. 188. 191.
Volo (Dimini) 182. 194.
Vorhang in der Thür 138. 332.

Wagen (f. Geſpann).
Wagſchale 240. 256.
Wandmalereien 140. 145—151. 334. 335—337.
Waſſerabfluß 133. 139.
Waſſerleitung 167. 333.
Wehrgehenk (f. Schwertband).

Xerxes' Beſuch in Troja 31 fg.

Zerſtörung von Tiryns und Mykenä 118.
— von Troja 49. 71. 386.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

WERKE VON HEINRICH SCHLIEMANN.

Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Mit einem Vorwort von *Sophie Schliemann* und Beiträgen von Dr. *W. Dörpfeld*. Mit 1 Plan, 2 Tafeln und 4 Abbildungen 8. 1891. 2 M. 50 Pf.

Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und andern Orten der Troas im Jahre 1882. Mit Vorrede von *A. H. Sayce*. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und 4 Karten und Plänen in Lithographie. 8. 1884. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von *R. Virchow* und Beiträgen von *P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce* und *R. Virchow*. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. 8. 1881. Cart. 42 M. Geb. 45 M.

Reise in der Troas im Mai 1881. Mit 1 Karte. 8. 1881. 2 M.

Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen. Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. *F. Adler* und Beiträgen von Dr. *W. Dörpfeld*. Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen. 8. 1886. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Mit einer Vorrede von *W. E. Gladstone*. Nebst zahlreichen Abbildungen, Plänen und Farbendrucktafeln, mehr als 700 Gegenstände darstellend. 8. 1878. Geh. 30 M. Geb. 32 M. 50 Pf.

Catalogue des trésors de Mycènes au Musée d'Athènes. Avec un plan de l'Acropole de Mycènes. 12. 1882. Cart. 1 M. 50 Pf.

Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Böotischen Orchomenos. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. 1881. Geh. 3 M.

Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen. Mit 4 Lithographien und 2 Karten. 8. 1869. Geh. 4 M.

Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. 8. 1874. Geh. 6 M.

Atlas trojanischer Alterthümer. 218 photogr. Abbildungen zu dem Berichte über die Ausgrabungen in Troja. 4. 1874. 54 M. [Vergriffen.]

Antiquités troyennes. Rapport sur les fouilles de Troie. Traduit de l'allemand par Alex. Rizos Rangabé. 8. 1874. Geh. 6 M.

Atlas des antiquités troyennes. Illustrations photographiques faisant suite au Rapport sur les fouilles de Troie. 218 planches photographiques, avec texte explicatif. 4. 1874. 54 M. [Vergriffen.]

Fergusson, James. Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Herausgegeben von *Heinrich Schliemann*. Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. 4. 1880. Geh. 5 M.

Heinrich Schliemann. Selbstbiographie, bis zu seinem Tode vervollständigt herausgegeben von *Sophie Schliemann*. Mit Schliemann's Porträt in Heliogravüre und Abbildungen. 8. [Unter der Presse.]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE KUNST
IN DEN
ATHOS-KLÖSTERN.

Von

HEINRICH BROCKHAUS,

Dr. philos. und Privatdocent für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Mit 19 Text-Abbildungen, 1 Karte, 7 lithographirten und 23 Lichtdruck-Tafeln.

4. Cartonnirt 20 M.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Kunst mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Das Werk wird auch ausserhalb der Kreise der Kunsthistoriker und Theologen, für die es zunächst bestimmt ist, Interesse erregen. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

DIE ANFÄNGE DER KUNST IN GRIECHENLAND.

Studien von

Dr. A. MILCHHOEFER.

Mit zahlreichen Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die frühesten Erscheinungen der Kunst in Griechenland als einen Theil der gesammten nationalen Cultur aufzufassen. Als Material für seine Untersuchungen dienten ihm, ausser einer grossen Anzahl geschnittener Steine, vornehmlich auch die Schliemann'schen Funde in den Gräbern von Mykenae. Das reich illustrirte Werk hat die regste Theilnahme bei Archäologen, bildenden Künstlern und Kunstfreunden gefunden.

GESCHICHTE DER KUNST IM ALTERTHUM.

Von

Georges Perrot und Charles Chipiez.

Aegypten.

Bearbeitet von Richard Pietschmann.

Mit 602 Abbildungen im Text, 5 farbigen und 9 schwarzen Tafeln.

4. In 24 Lieferungen 36 M. Elegant geb. mit Goldschnitt 44 M.

Dieses für die Kunstgeschichte und Alterthumswissenschaft epochemachende Werk liegt hier dem deutschen Publikum in einer vorzüglichen Bearbeitung vor, welche auch die sämmtlichen, aufs sorgfältigste ausgeführten Abbildungen des Originals enthält und vom Bearbeiter mit einem 13 Bogen umfassenden sehr werthvollen Anhang bereichert worden ist. Georg Ebers sagt in dem einleitenden Vorwort, mit dem er die deutsche Ausgabe begleitet, das Werk sei in der Bücherei jeder Familie, in der man die Kunst hochhält, nicht weniger gut am Platze als in der Bibliothek des Gelehrten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00835 4413